



IX 1979

TROISDORFER JAHRESHEFTE

Wiederholt vorkommende Abkürzungen in den Troisdorfer Jahresheften

- Annalen — Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, Köln
- Binterim und Mooren — Binterim und Mooren, Die alte und neue Erzdiözese Köln, Mainz, 1828, 4 Bde.
- Clemen/Renard — Clemen, Paul, Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, Bd. V Kunstdenkmäler des Siegkreises von Edm. Renard, Schwann, Düsseldorf, 1907
- Delvos — Delvos, Chr. Hub. Thaddäus, Geschichte der Pfarreien des Dekanates Siegburg, Köln, 1896
- Dr. Alb. Mooren — Binterim und Mooren, Die Erzdiözese Köln, Düsseldorf 1892 u. 93, 2 Bde.
- Ennen, Köln — Ennen, Quellen zur Geschichte der Stadt Köln, Köln, 1860—1879, 6 Bde.
- Ennen, Niederrhein — Ennen, Frankreich und der Niederrhein, Köln und Neuß, 1855 und 1856
- Fahne — Fahne, Geschichte der Kölnischen, Jülich'schen und Bergischen Geschlechter, Köln 1848
- Hamacher, Troisdorf — Hamacher, Troisdorf im Spiegel der Zeit, Siegburg, 1950
- HAK — Historisches Archiv der Stadt Köln
- HAEK — Historisches Archiv des Erzbistums Köln
- HbIS — Heimatblätter des Rhein-Sieg-Kreises, Siegburg, seit 1925
- HStAD — Hauptstaatsarchiv Düsseldorf
- Künster/Schneider — Künster, K. und Schneider, S., Der Siegkreis, Bonn, 1959
- Lac I—IV — Lacomblet, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins, Düsseldorf, 1840—1858, 4 Bde.
- Lac Archiv — Lacomblet, Archiv für die Geschichte des Niederrheins, Düsseldorf, 1832—1870, 7 Bde.
- Maaßen, Königswinter — Maaßen, German Hubert Christian, Geschichte der Pfarreien des Dekanates Königswinter, Köln, 1890
- Müller, Siegkreis — Müller, Aegidius, Siegburg und der Siegkreis, Siegburg, 1859, 2 Bde.
- Müller, Pfarreien — Müller, Rolf, Geschichte der Troisdorfer Pfarreien, Siegburg, 1969
- Müller, 1962 — Müller, Rolf, Troisdorf 1952—1962, Siegburg, 1962
- Olligs — Olligs, Heinrich, Lülldorf am Rhein, Lülldorf, 1952
- Pers A Brühl — Personenstandsarchiv Brühl
- Roggendorf, Siegburg — Roggendorf, Hermann Josef, Heimatbuch der Stadt Siegburg, Bd. I—III, 1964, 1967, 1971
- Rutt, Sieg und Rhein — Rutt, Th., Land an Sieg und Rhein, Bonn, 1960
- Schulte, Sieglar — Schulte, A., 150 Jahre Sieglarer Gemeindepolitik, Sieglar, 1964
- Schulte, Kirchen — Schulte, A., Kirchen und Schulen der Gemeinde Sieglar, 1968
- Schwaben — Schwaben, Geschichte der Stadt, Festung und Abtei Siegburg im Hztg Berg, Köln 1826
- StAK — Staatsarchiv Koblenz
- Trippen — Trippen, Peter Paul, Heimatgeschichte von Troisdorf, Köln, 1940
- T JH — Troisdorfer Jahreshefte, Troisdorf, seit 1971
- Wisp., Urk. — Wisplinghoff, Erich, Urkunden und Quellen zur Geschichte der Stadt und Abtei Siegburg, 1964

Die *Troisdorfer Jahreshefte* erscheinen jährlich im Herbst. Manuskripte müssen bis zum 1. Juli vorliegen.

Mitarbeiter dieses Heftes und ihre Anschriften

Rolf Hönscheid, Münchner Weg 18; Hedwig Bäte, Kochenholzstraße 16; Helmut Schulte, Lindlaustraße 4; Dr. Wilhelm Neußer, Maienstraße 13; Krafft-Aretin Eggert, Vom-Stein-Straße 20, 5205 St. Augustin; Klaus Schmitz, Friedensstraße 36; Winfried Hellmund, Von-Loe-Straße 31; Rudolf Hellmund, Bertha-von-Suttner-Straße 5; Heinrich Brodeßer, Arndtstraße 39; Dr. Albert Schulte, Konstantinstraße 88, 5300 Bonn-Bad Godesberg.

Bildnachweis

Titelfotos, 4, 7, 8, 19, 21, 40, 41—56, Zeichnungen der Seiten 51 bis 56, 83—90, 93—108, 178—183: Helmut Schulte; 1—3, 5, 6, 10—12, 20, 22—24: Rolf Hönscheid; 13, 27, 172: Katasteramt Siegburg; 14: Bauamt der Stadt Troisdorf; 15—17: Günther Müller, Sieglar; 25, 29—36: H. Fischer; 26: Christian Trompetter, Wahn; 28, 110, 112, 113, 117: Klaus Schmitz; 37—39: Helmut Scheerer, Sieglar; 57—82, 91, 92: Krafft-Aretin Eggert; 109, 111, 114: Rolf Möller; 115: Gerd Linnartz, Oberlar; 116: Rolf Schrader, Troisdorf; 118—129: Winfried Hellmund; 130—139 und Karte: Rudolf Hellmund; 140—162, 164—171: Heinrich Brodeßer; 173, 174, 176: Archiv der Klöckner-Werke; 175: HbIS 1932; 177: Zeichnung: Paul Schmettkamp; 184: Kölnisches Bildarchiv.

Titelseite: Rote Kolonie, Bismarckstraße, 1979

Titelrückseite: Haus Heep, 1979

Redaktion: Arbeitskreis Troisdorfer Jahreshefte

Grafik, Layout und Umschlag: Helmut Schulte

Druck und Gesamtherstellung: Max Jarschel & Sohn, Nordstraße 14—18, Troisdorf

Oktober 1979

TROISDORFER JAHRESHEFTE

herausgegeben von der Stadt Troisdorf

Jahrgang IX 1979

Inhalt

3	<i>Rolf Hönscheid</i> , Die Rote Kolonie
22	Die gemeinnützige Wohnungsbaugenossenschaft Troisdorf eG.
25	<i>Hedwig Bäte</i> , Haus Heep
32	<i>Helmut Schulte</i> , 16 Oberlarer Türen
41	<i>Wilhelm Neußer</i> , Me söhl et net für mühelich haale
57	<i>Krafft-Aretin Eggert</i> , Die Renovierung des „Burghofs“, Troisdorf, Frankfurter Straße, in den Jahren 1977/78
69	<i>Helmut Schulte</i> , Troisdorfer Köpfe
77	<i>Klaus Schmitz</i> , Troisdorf s Zene – Kultur mal bürgernah
85	<i>Winfried Hellmund</i> , Ein Schnecken- und ein Libellenrest von 26 Millionen Jahren
88	<i>Winfried Hellmund</i> , Ein Falter ohne Flügel – oder: Die schönste Raupe
90	<i>Rudolf Hellmund</i> , Nicht zum Orinoco und nicht zum Amazonas
96	<i>Heinrich Brodeßer</i> , Kultmale am Wege, Kreuze und Heiligenhäuschen im Stadtgebiet Troisdorf
119	* <i>Albert Schulte</i> , Die „Friedrich-Wilhelms-Hütte“, Troisdorfs jüngster Ortsteil

Die Rote Kolonie

Von Rolf Hönscheid

Fährt man, aus dem Stadtzentrum kommend, über die Moselstraße in Richtung Sieglar, so erblickt man rechts der Straße, kurz bevor man das ehemalige Troisdorfer Stadtgebiet verläßt, die Häuser einer älteren Arbeitersiedlung, der sogenannten „Roten Kolonie“. Den Ortsfremden mag der Name zunächst verwundern, doch leitet er sich her von der einheitlich roten Ziegeleindeckung, mit der ursprünglich alle Häuser ausgestattet waren; an einigen neu eingedeckten Häusern kann man diese Farbwirkung inzwischen wieder beobachten, auf vielen Dächern ist der rote Farbton von Ablagerungen überdeckt oder in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg durch graue und schwarze Dachpfannen verändert worden.

Obwohl sich der Eindruck architektonischer Geschlossenheit beim ersten Anblick von der Moselstraße her wohl nur schwer einstellt – sind doch inzwischen durch zahlreiche wilde Renovierungen Fassaden in den unterschiedlichsten Farben erneuert –, lohnt es sich, die Siedlung etwas genauer anzusehen.

Schon bei nur flüchtiger Betrachtung unterscheiden sich die Bauten zwischen Moselstraße, Blücherstraße, Hans-Böckler-Straße und dem Bergeracker von den wesentlich später errichteten Häusern, die den Komplex der alten Siedlung umgeben und ihn allmählich mit dem übrigen Stadtgebiet zusammenwachsen ließen. Durchwandert man die wenigen Straßenzüge, so erkennt man bereits an der Zuordnung von Straßen, Erweiterungen und Plätzen, daß man bei der Planung und beim Bau der Siedlung noch keinen Beschränkungen durch hohe Baulandpreise unterworfen war. Auch die Vielfalt der Gebäudeformen macht deutlich, wie wohltuend sich diese Siedlung von den Produkten des heutigen sozialen Wohnungsbaus und seiner Uniformität unterscheidet.

Der Aufbau der Kolonie entspricht dem Grundgedanken der Gartenhofsiedlung, wie er um die Jahrhundertwende – aus England kommend – in einigen deutschen Siedlungen zur Ausführung kam¹. Bedingt durch die starke industrielle Entwicklung im England des 19. Jahrhunderts, die zu Massenumsiedlungen und teilweise menschenunwürdigen Unterkünften geführt hatte, machte man sich um 1900 Gedanken über neue Siedlungsformen. So trug man einerseits den Bedürfnissen nach Ansiedlung neuer Industrien Rechnung, andererseits forderten verantwortliche Planer – bedenkend die Fehler der Vergangenheit – eine sinnvolle Zuordnung von Produktionsstätten und Wohnungen. Dabei waren landschaftliche, wirtschaftliche, soziologische und ästhetische Erwägungen gleichermaßen bedeutsam².

Wegweisend sind besonders die Vorüberlegungen von Raymond Unwin (1863–1940), der bereits 1901 die Grundzüge der ersten Gartensiedlungen skizzierte, die später in der Pionierleistung von Letchworth Garden City verwirklicht wurden. Unwin schwebte eine Gesamtkonzeption vor, die er in einer Siedlung verwirklicht sehen wollte. „Jene schwächliche Mischung von Stadt und Land, bestehend aus sich schlängelnden vorstädtischen Straßen, bestückt mit freistehenden Doppelvillen, jede in einem Fetzen von Garten, wird niemals den Namen Gartenstadt verdienen . . . Auf der Suche nach einer Lösung des Wohnungsproblems in den Städten müssen wir nicht so sehr Ausschau halten nach dem Reihenhaushaus oder dem Doppelhaus, sondern nach dem ruhigen umbauten Hof (quadrangle) mit seiner weiten Grasfläche oder nach dem städtischen Platz (square) mit seiner Gartenanlage.“³

Mit dieser Konzeption des Siedlungsaufbaus verbunden die Planer Schlichtheit und Einfachheit der Konstruktion, was sich wiederum wirtschaftlich und gestalterisch auswirkte. So kam alsbald die Idee, „... Einfachheit und natürliche Harmonie seien in der Gartenstadt zu fördern; allerdings konnte auch Unwin nicht umhin, strenge Kontrollen über die zulässigen Baumaterialien als notwendig anzusehen, um dem hoffnungslosen Wirrwarr von blauem Schiefer und rotem Ziegel, von Backstein, Naturstein und Putz, wie ihn jede moderne Straße oder Vorstadt heute aufweist, einen Riegel vorzuschieben.“⁴

Es ist nicht zu übersehen, das bei der Ausgestaltung der Roten Kolonie die vorliegenden Überlegungen eine wesentliche Bedeutung gehabt haben. Bei der Planung der Kolonie auf dem Reißbrett standen genau die zitierten Probleme an: es sollte innerhalb kürzester Zeit möglichst viel Wohnraum geschaffen werden, die Zuordnung zum Arbeitsplatz war zu bedenken, eine wirtschaftliche und ästhetische Konzeption mußte angestrebt werden.

Trotz aller Veränderungen der vergangenen Jahrzehnte kann man in der heutigen Siedlung deutlich erkennen, zu welcher Lösung man damals fand.

1 Vgl. dazu: *Arbeitersiedlungen 2*, hrsg. vom Landeskonservator Rheinland, Köln 1975.

2 Vgl. Mervyn Miller „Letchworth Garden City zwischen Romantik und Moderne“, in: *„Bauwelt“* 3/1979, S. 99 f.

3 Zitiert nach Miller, a.a.O., S. 98.

4 ebd.

Insgesamt verteilen sich 64 Gebäude auf den Bereich der Kolonie; ursprünglich ergaben sich damit 176 Wohnungen.⁵ Jeder Wohneinheit ist ein Gartengrundstück von ca. 200 bis 500 m² Größe zugeordnet, das von den Bewohnern bearbeitet wird; dabei sind die Gärten den Zweifamilienhäusern unmittelbar angegliedert, während die Anlagen der Mehrfamilienhäuser meist im Zentrum eines Gebäudekomplexes angelegt sind oder an den Rand der Bebauung ausgelagert wurden.

Durch diese Anordnung der Gärten erreichte man eine Gliederung der gesamten Siedlung, die sich noch heute in reizvollen Durchblicken und Auflockerungen zeigt.

Auch die Häuser selbst sind äußerst abwechslungsreich gestaltet. Insgesamt findet man über zwanzig verschiedene Haustypen, von denen acht – abgesehen von leichten Variationen – mehrfach gebaut wurden. Daß diese Wiederholungen nicht gleich ins Auge fallen, liegt an der äußerst umsichtigen Verteilung der Gebäude auf die Straßenzüge. Selbst dort, wo – wie beispielsweise in der Roonstraße – nur Häuser eines Typs errichtet wurden, gelang es, durch unterschiedliche Zuordnung zur Straße für Abwechslung zu sorgen. So stehen dort auf einer Seite alle Häuser unmittelbar mit der Giebelfront an der Straßengrenze, während auf der gegenüberliegenden Seite breite Vorgärten für Abstand zur Straße sorgen.

In allen Straßenzügen sind die Häuser in ihrer Zuordnung unterschiedlich gestaffelt. So entsteht für den Betrachter der Eindruck, daß die Siedlung allmählich zusammenwuchs. Hier zeigt sich – wie auch an vielen Details –, daß die Planer Wert darauf legten, ihre Reißbrett-schöpfung als lebendes und harmonisches Ganzes darzustellen.

Ähnlich wie die Zuordnung der Häuser zur Straße variiert, so sind auch die Haustypen vielfältig aufgebaut. Streng symmetrische Formen des Doppelhauses wechseln mit asymmetrisch aufgebauten Zweifamilienhäusern. In den großzügigen Eckbebauungen und den Mehrfamilienhäusern an Plätzen und Straßenaufweitungen findet man ähnliche Grundkonzeptionen; auch hier gibt es spiegelsymmetrische Fassaden mit drei- oder fünfachsigen Aufbau, wobei die manchmal aufkommende architektonische Strenge der Fassade durch Rundbogenfenster und Erker oder Balkonaustritte gemildert wird.

Auch im Dachaufbau zeigt sich eine bemerkenswerte Vielfalt: einfache spitzwinklige Satteldächer mit Aufschieblingen, an einigen Haustypen aufgelockert durch herausgezogene Dachgauben, wechseln mit Walmdächern, Krüppelwalm- und Mansardendächern, die ebenfalls durch verschieden ausgeführte Dachgauben ergänzt werden.

Abwechslungsreich wirken auch die Hauseingänge, die einmal mit vorgebauten Treppenaufgängen ausgeführt werden oder in Form von Bogenveranden in der Seitenfassade oder an der Hausecke einen geschützten Eingangsbereich ergeben.

Es wäre wohl zu verwirrend, hier alle Einzelheiten der verschiedenen Haustypen aufzuführen, doch sei darauf verwiesen, daß sowohl die einzelnen Straßenzüge als auch die Plätze und Aufweitungen nach einem bestimmten Thema zusammengestellt wurden. Dabei wird der Blick des Betrachters durch die Anordnung bewußt auf einzelne Häuser gelenkt, wie dies z. B. am Bismarckplatz geschieht, wo die breite Fassade des Kindergartens – sicher eines der schönsten Häuser der Kolonie – den Abschluß des Platzes markiert. Ähnlich ist der Eindruck am Zeppelinplatz, dem Teil der Kolonie, der unter den Bombenangriffen des Zweiten Weltkrieges am meisten gelitten hat. Hier fällt neben dem teilweise symmetrischen Aufbau der Fassaden – jetzt nicht mehr gestört durch den Bunker, der einst diesen Platz verunzierte – besonders die Verbindung einzelner Häuser durch größere und kleinere Rundbögen auf. So ergibt sich der Eindruck einer in sich geschlossenen Bebauung, die jedoch immer den Blick in die Seitenstraßen und Gärten ermöglicht und damit den Platz für die Bewohner öffnet.

Leider fehlt an vielen Stellen der Kolonie heute der ehemals stattliche Baumbestand, der von der Planung her sicher mit dazu beitrug, die Siedlung lebendig zu gestalten und die Menschen nicht nur mit Fassaden zu umgeben. Gerade die Plätze zeigten in ihrer ursprünglichen Gestalt eine schöne Bepflanzung mit Bäumen und Grünanlagen. So waren sie ehemals auch Versammlungsort für die Menschen, Spielplatz für die Kinder, nicht nur Abstellfläche für Autos, zu der sie heute überwiegend genutzt werden.

Hier liegen einige Versäumnisse in der Vergangenheit, da man zwar erkrankte Bäume sehr schnell abholzte, jedoch nur vereinzelt neue anpflanzte. So sind die beiden großen Plätze seit Jahren völlig kahl und wirken ohne Grünanlage recht steril.

In der Vielfalt der Gebäudeformen weist die Siedlung – neben der roten Ziegeleindeckung – noch eine Fülle von gemeinsamen Gestaltungsmerkmalen in den ursprünglichen Fassaden auf. Leider sind diese Details heute in den meisten Häusern nur noch ansatzweise zu erkennen oder durch unsachgemäße Renovierung völlig verschwunden.

Alle Fassaden erhielten einen schlichten Zement-Spritzputz in zwei Farbtönen, der lediglich durch sparsame Reliefsimse in Geschoßhöhe, Sockelleisten, Fensterbänke (z. T. über die gesamte Hausbreite durchge-

⁵ Anzahl der Wohnungen lt. Dünkelmann, in: „Festschrift Rote Kolonie“.

1–12 Die Rote Kolonie heute: Schöne Tür und intakte Fenster, halbrunde Erker, einfache intakte Hausformen, Oberlarer Straße, zweimal Haustyp 5 mit halbrundem Vorbau, intakte Hausfronten am Zeppelinplatz, Bismarckstraße, die Torbogen am Zeppelinplatz, Blick über die Gärten, Blick von der Hans-Böckler-Straße



zogen) und angedeutete Rundbogen über den Dachgiebelfenstern unterbrochen wird. Durch grüne Lamellen-Fensterladen und schlichte grün gestrichene Haustüren mit eingesetzten Füllungen und einem kleinen eingefassten Fenster mit gedrehter Vergitterung wurden die Fassaden farblich aufgefrischt. Auch die weiß gestrichenen Kreuzsprossenfenster – in den Erdgeschossen mit Oberlicht versehen – leuchten aus der grauen Fassade heraus. Neben diesen Stilmerkmalen gab es noch als zusätzlichen Schmuck an vielen Häusern weiße Spaliergitter und Blumenkästen an Erkern und Balkonen.

Sicher ist es nicht vermessen, anzunehmen, daß die gesamte Siedlung noch vor dem Zweiten Weltkrieg den Idealvorstellungen nahekam, die Unwin von gut geplanten Gartensiedlungen hatte: „... sie hinterlassen bei denen, die ankommen, den Eindruck von Würde, und bei denen, die gehen, die Erinnerung an Schönheit.“⁶

Die Entstehung der Arbeitersiedlungen und der Roten Kolonie ist nur durch die starke wirtschaftliche Entwicklung der Troisdorfer Stahlindustrie zu erklären.⁷

Als Johann Wilhelm Windgassen 1825 die Genehmigung zum Bau einer Eisenhütte mit Hochofen, Walz- und Reckwerken erhielt, war noch nicht abzusehen, welche Auswirkungen diese Industrieanlage auf das bisher ausschließlich an landwirtschaftlicher Produktion ausgerichtete Umland haben könnte.⁸ Bis 1844 blieb die Hütte „Neuwindgassen bei Menden“ verhältnismäßig klein, und es ist zu vermuten, daß der Bedarf an Arbeitskräften (44 Arbeiter) aus der unmittelbaren Umgebung gedeckt werden konnte.⁹

Ab 1858 wurden die Werke stark erweitert; die „Friedrich-Wilhelms-Hütte“ änderte mehrmals Namen und Besitzer¹⁰ und ging um die Jahrhundertwende in den Besitz der Aktien-Gesellschaft „Façonisenwalzwerk L. Mannstaedt u. Co., Troisdorf“ über. Louis Mannstaedt, der bereits zwischen 1864 und 1866 als Betriebsleiter unter Joh. Karl Langen die Hütte kennengelernt hatte, baute in Köln-Kalk seit 1885 ein Eisenwalzwerk aus, das ursprünglich zu den Humboldt-Werken gehörte. Die gute Geschäftsentwicklung machte eine Erweiterung des Betriebes erforderlich, die jedoch in Kalk durch die Raumverhältnisse nicht möglich war; dies war für Mannstaedt der äußere Anlaß, die Friedrich-Wilhelms-Hütte zu erwerben und die gesamte Produktion von Köln-Kalk nach Troisdorf zu verlagern.

Nach der Zusammenlegung des neuen Betriebes mit der ehemaligen „Sieg-Rheinischen Hütten-AG“ am 1. Mai 1911 umfaßte das Werk neun selbständige Abteilungen mit rund 3000 Arbeitern und Angestellten.¹¹

Es ist verständlich, daß die große Zahl der Beschäftigten nicht mehr nur aus der unmittelbaren Umgebung nach Troisdorf kam. Viele Betriebe, besonders das Walzwerk, verlangten gut ausgebildete Facharbeiter, die zum größten Teil aus Köln-Kalk nach Troisdorf übernommen wurden. Während in den ersten Jahren der Be-

triebsumsiedlung noch viele Arbeiter täglich zwischen ihren Wohnungen in Köln-Kalk und dem Werk in Troisdorf pendelten, wurde es notwendig, für die Familien neue Wohnungen in unmittelbarer Umgebung der Werksanlagen zu schaffen. Dies war die Geburtsstunde der Arbeitersiedlungen in Troisdorf, Oberlar und Friedrich-Wilhelms-Hütte mit den Baukomplexen „Rote Kolonie“, „Elisabethstraße“, „Beamten-Kolonie“ und „Schwarze Kolonie“ und damit zugleich die erste größere planmäßige Bebauung in Troisdorf überhaupt.¹²

Bereits die notwendigen Umbau- und Erweiterungsmaßnahmen im Werk selbst, an den Gleisanlagen der Eisenbahn und am Neubau des Bahnhofs auf der Hütte machten den Einsatz vieler Arbeitskräfte erforderlich. So beschäftigten die Baufirmen damals schon zahlreiche ausländische „Gastarbeiter“ aus Italien, Bosnien und Kroatien¹³, die vermutlich auch beim nachfolgenden Bau der Kolonien eingesetzt wurden.

Leider läßt sich aus den noch vorhandenen Unterlagen nicht mehr entnehmen, wann die ersten Vorplanungen zum Bau der Kolonien von Mannstaedt in die Wege geleitet wurden. Vermutlich um 1910 erstellte man die ersten Entwürfe für die Siedlungsanlagen. Die Schwarze Kolonie wurde von den Architekten Regierungsbaumeister Fabricius und A. Hahn aus Köln gestaltet, während die Dortmunder Architekten D. und K. Schulze die Rote Kolonie gemeinsam mit der Beamtenkolonie entwarfen.

Obwohl man etwa zur gleichen Zeit an beiden Siedlungen arbeitete, weist die Baugeschichte unterschiedliche Entwicklungen auf. Hier soll nur die Entwicklung der Roten Kolonie dargestellt werden.

Im Jahre 1911 erwarb die Firma Mannstaedt das Bauland für die Rote Kolonie von den Bauern, die ihr fruchtbares Ackerland nur widerstrebend hergeben wollten. „In einer für die Entwicklung Troisdorfs denkwürdigen Versammlung im Saale Hohn unter dem Vorsitz des Bürgermeisters Klev gaben die Bauern ihr wertvolles Ackerland gegen Geld her; der einzige, der widersprach und auf die bedenklichen Folgen hinwies, war der Baron Dietrich von Loe.“¹⁴ Möglicherweise ist bereits in diesem Ereignis ein Anlaß zu sehen, der in der nachfolgenden Zeit zu gewissen Spannungen zwischen der alteingesessenen Bevölkerung und den Neubürgern führte.

6 Zitiert nach Müller, a.a.O., S. 98.

7 Vgl. Trippen, Peter Paul: Heimatgeschichte von Troisdorf, Köln 1940, S. 144 ff.

8 Vgl. dazu Müller, Rolf: „Die Anfänge der heutigen Mannstaedt-Werke GmbH Troisdorf“, in: „Festschrift zur Stadterhebung der Gemeinde Troisdorf“, Siegburg 1952, S. 11–23. Außerdem: Repgen, W.: „Die Klöckner Werke AG, Werk Troisdorf“, in: „Das Amt Menden“, Siegburg 1964, S. 482–494.

9 Müller, Rolf: a.a.O., S. 23.

10 Trippen, a.a.O., S. 146.

11 Trippen, a.a.O., S. 147.

12 Vgl. Nölle, Fritz W.: „Siegburg und Troisdorf – Die Entwicklung zweier Nachbarstädte an der unteren Sieg“, Köln 1975, S. 41 f.

13 Vgl. Repgen, a.a.O., S. 492 f.

14 Müller, Rolf: „Troisdorf im Spiegel der Zeiten“, Siegburg 1950, S. 124.

Unmittelbar im Anschluß an den Grundstückskauf begann man mit den Vorbereitungen zum Bau. Die ältesten Unterlagen in den Bauakten datieren in die Mitte des Jahres 1911. Hierbei geht es zunächst um verschiedene technische Fragen, deren Klärung das Genehmigungsverfahren verzögert.

Als besonders problematisch erweist sich das Vorhaben der Architekten, die Mittelwand der Doppelhäuser nicht als Brandmauer auszuführen, sondern aus Kostengründen lediglich als Trennwand zwischen zwei Wohnungen eines Besitzers anzusehen und sie daher in 1/2-Stein-Ausführung zu mauern. Immer wieder wird diese Konstruktion von den Baubehörden des Kreises und der Regierung in Köln verworfen. Auch Hinweise der Architekten auf Ausnahmeregelungen in Recklinghausen und in den Kolonieranlagen in Wissen/Sieg sind erfolglos. In der Zwischenzeit erteilt der Bürgermeister Klev für die Häuser der Beamtenkolonie die Bauerlaubnis (2. 12. 1911), während die Baugenehmigung für die Arbeiterhäuser erst nach Abschluß eines Straßenbauvertrages mit der Gemeinde zugesagt wird. Dies ist durch die damalige Bauordnung zu erklären, die vor Baubeginn die Erschließung und Versorgung der Häuser sichergestellt wissen wollte.

Auch die Gestaltung der Trennwände wird nun von Klev unter der Bedingung erlaubt, daß die Doppelhäuser im Besitz der Firma bleiben. Trotz dieser Regelung bereiten die balkentragenden Zwischenwände der Bauaufsichtsbehörde weiterhin Kopfschmerzen. Die Konstruktion erscheint nicht stabil genug, man hat Angst vor Kompetenzfällen oder zweifelt an der Sorgfalt der Maurer. Erneut weisen die Architekten auf die erwähnten Ausnahmeregelungen hin und betonen dabei, daß ja schließlich ca. 300 Arbeiter- und 20 Beamtenwohnungen gebaut werden sollen. Dieses Druckmittel beschleunigt die Genehmigung: der Regierungspräsident erteilt Dispens unter der Bedingung, daß die 1/2-Stein-Wand in Ziegelmauerwerk ausgeführt wird. Baukontrolleure sollen genauestens überwachen, daß die Wände mit verlängertem Zementmörtel gemauert werden, außerdem denkt man daran, vom Bauunternehmer Sicherheiten zu verlangen.

So können erst am 27. März 1912 die Anträge auf Baugenehmigung der Häuser Nr. 5 und Nr. 8 eingereicht werden. Doch bereits zum 1. April 1912 liegt der Bauschein für Haus Nr. 5 vor.

Der Bauantrag enthält die üblichen Unterlagen, Lageplan, Baubeschreibung, statische Berechnungen und Kalkulation der Baukosten. Leider waren keine Unterlagen verfügbar, die etwas über die Gesamtkosten der Siedlungsanlage aussagen könnten. In den Bauunterlagen wird der vermutliche Baupreis für Haustyp Nr. 5 (Doppelhaus mit Mansarden-Walmdach) mit 7 700 Goldmark angegeben. Geht man von diesem Preis aus, so dürften die Gesamtkosten für die Rote Kolonie etwas zwischen 600 000 und 1 000 000 Goldmark gelegen haben.

Die Baubeschreibung läßt erkennen, daß man – mit für die Zeit – modernsten Baumethoden arbeitete. Keller und Erdgeschoß wurden in Kiesbeton ausgeführt, während die übrigen Wände aus „Schlackensandsteinen in Kalkmörtel“¹⁵ gemauert waren. Steine und Zement lieferten die Mannstaedt-Werke selbst, die dafür eigens eine Fertigungsanlage in der Nähe des Hochofens gebaut hatten. In den übrigen Geschoßdecken kamen Holzbalkendecken zur Ausführung, die man von der Unterseite mit Spalierdeckenputz versah. Die einzelnen Geschosse wurden mit einer Holztreppe verbunden. Alle Häuser erhielten getrennte Abort- und Düngruben, die an die Kanalisation angeschlossen waren. Die Außenfassaden versah man mit einem wetterfesten Anstrich in zwei Farbtönen. Außerdem erwähnt die Baubeschreibung noch einen Wasseranschluß in der Spülküche. Es fällt auf, daß mit keinem Wort die vielfältigen modernen Einrichtungen erwähnt werden, die diese Siedlungshäuser auszeichneten.

Der Bau der Siedlung begann im Frühjahr 1912 und nahm zunächst rasche Fortschritte, da man bereits ein Jahr später die Siedlung bezugsfertig haben wollte. Der ortsansässige Tiefbau-Unternehmer Nikolaus Bermann erhielt den Auftrag zur Erstellung des Rohbaus. Bermann hatte bereits vor Beginn der Bauarbeiten an der heutigen Einmündung der Hans-Böckler-Straße in die Blücherstraße ein Wohnhaus für seine Familie mit Gaststätte errichtet, von dem aus sich das Projekt gut überwachen ließ.

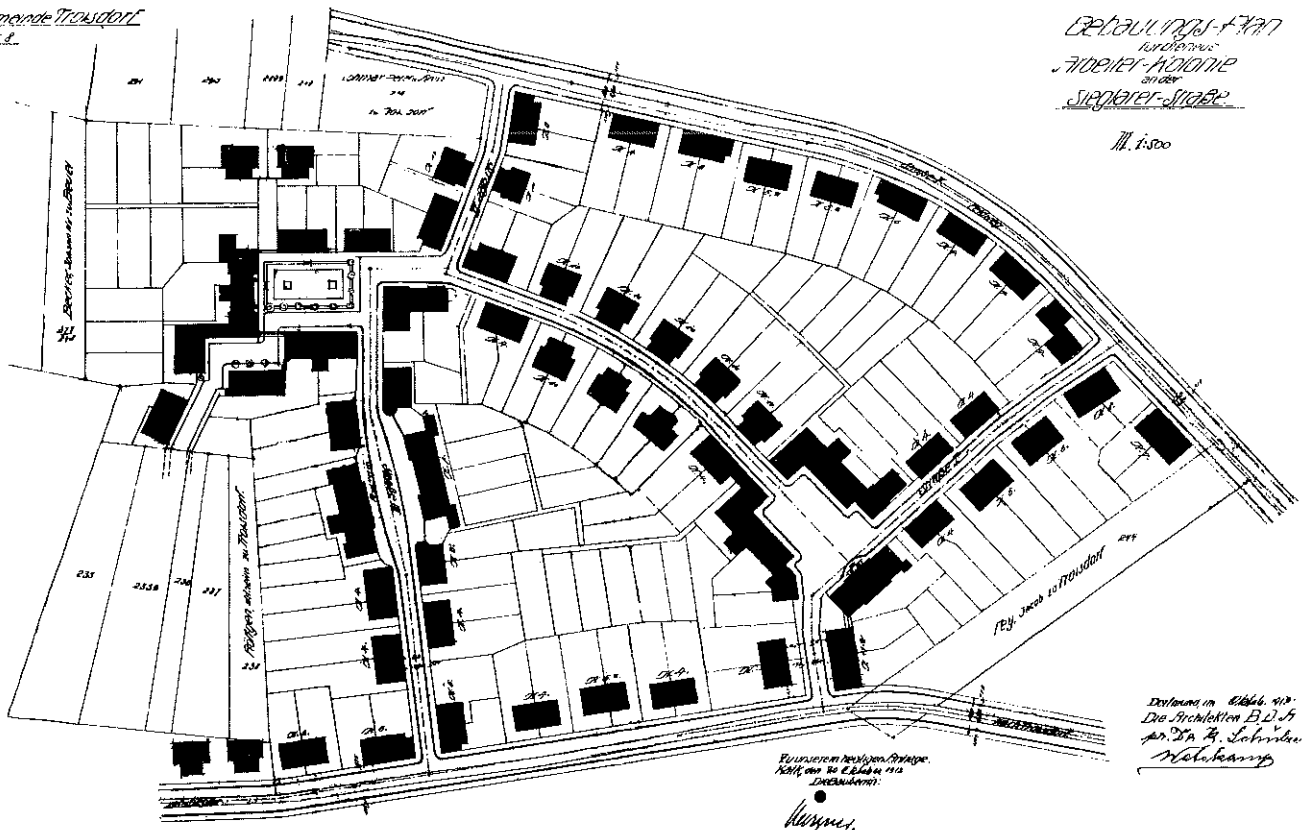
Die kurze Bauzeit erforderte den Einsatz sehr vieler Arbeiter, so daß auch auf die bereits erwähnten Gastarbeiter zurückgegriffen werden mußte.

Von der Massenansammlung der z. T. rauen und hart arbeitenden Bauarbeiter war die an Ruhe gewöhnte Troisdorfer Bevölkerung nicht gerade begeistert, brachten diese Menschen doch den Gemeindefrieden bei Zechgelagen manchmal in Unordnung. Auch kleinere Diebstähle – vom Huhn bis zur Wäsche von der Leine –, Einbrüche und andere Vergehen werden aus dieser Zeit vermehrt in der Kreiszeitung erwähnt; sicher war man in der Bevölkerung geneigt, diese Geschicknisse auf das Konto der vielen Fremden zu verbuchen.

Nach verhältnismäßig kurzer Zeit gab es Schwierigkeiten an der Baustelle. Dazu einige Notizen aus dem Siegburger Kreisblatt, die die Ereignisse knapp kommentieren: „In Troisdorf und Friedrich-Wilhelms-Hütte streiken die Bauarbeiter.“ (11. 5. 1912) – „Bei dem schweren Gewitter mit orkanartigem Sturm am Sonntagabend wurde ein schon unter Dach befindlicher Neubau der Firma Mannstaedt & Co. auf Friedrich-Wilhelmshütte niedergerissen, mehrere Dächer abgedeckt und Bäume entwurzelt.“ (18. 5. 1912) – „Der in Troisdorf vor Monatsfrist begonnene Ausstand von etwa 200 Maurern und Bauhilfsarbeitern ist beendet. Die Maurer hatten vor dem Ausstand 57 Pfg. Stundenlohn, die Bauhilfsarbeiter 47 Pfg. Stundenlohn gefordert; die Unternehmer

15 Baubeschreibung Haus Nr. 5.

Gemeinde Troisdorf
Flur 8.



Bebauungsplan
für die
Rote Kolonie
im
Troisdorfer Stadtgebiet

M. 1:1000

Entwurf im Jahre 1912
Der Architekt B. W. 1912
an der H. H. Hütte
Troisdorf

Bauwerks-Abnahme
nachdem die Hütte
abgegeben wurde

K. W. 1912

wollten 55 und 45 Pfg. bezahlen. In der durch Herrn Bürgermeister Klev veranlaßten Einigungsverhandlung kam ein Tarifvertrag bis zum 1. April 1913 zum Abschluß, wonach die Arbeitgeber bis zum 1. Oktober den Maurern 55 Pfg., den Bauhilfsarbeitern 45 Pfg. zahlen, nach dem 1. Oktober 56 und 46 Pfg.“ (5. 6. 1912)

Sicherlich verzögerte dieser Streik die Terminplanung, und die Schlichtungsbemühungen des Bürgermeisters lassen erkennen, daß man dem Baufortgang erhebliche Bedeutung beimaß. Schließlich dürfte ein Streik dieses Ausmaßes für das ländliche Troisdorf ein außergewöhnlicher Vorgang gewesen sein. Die Arbeiten gingen alsbald wieder gut voran, wenn auch auf der Nachbarbaustelle in Friedrich-Wilhelms-Hütte noch einige Zwischenfälle zu verzeichnen waren. So kam es dort zu einigen Unfällen, bei denen unter anderem ein Arbeiter tödlich vom Gerüst abstürzte.

Der gesamte Baubetrieb hinterließ in den ehemaligen Kiesgruben im Feld zwischen der Roten Kolonie und der Friedrich-Wilhelms-Hütte bis in die 50er Jahre hinein deutliche Spuren. Sand und Kies für den Bau der Häuser wurden dort gefördert und von Fuhrunternehmer Frey aus Menden bis zur Baustelle angefahren. Etappenweise wurden die Häuser im Rohbau fertiggestellt, Zimmerleute aus Hamburg errichteten den Dachstuhl. Bereits im Juli 1912 beantragte man die Rohbau-Abnahme für einzelne Häuser. Die Abnahmescheine wurden wenig später ausgestellt. Da man unter Zeitdruck arbeitete, kam es allerdings auch vor, daß man in einigen Häu-

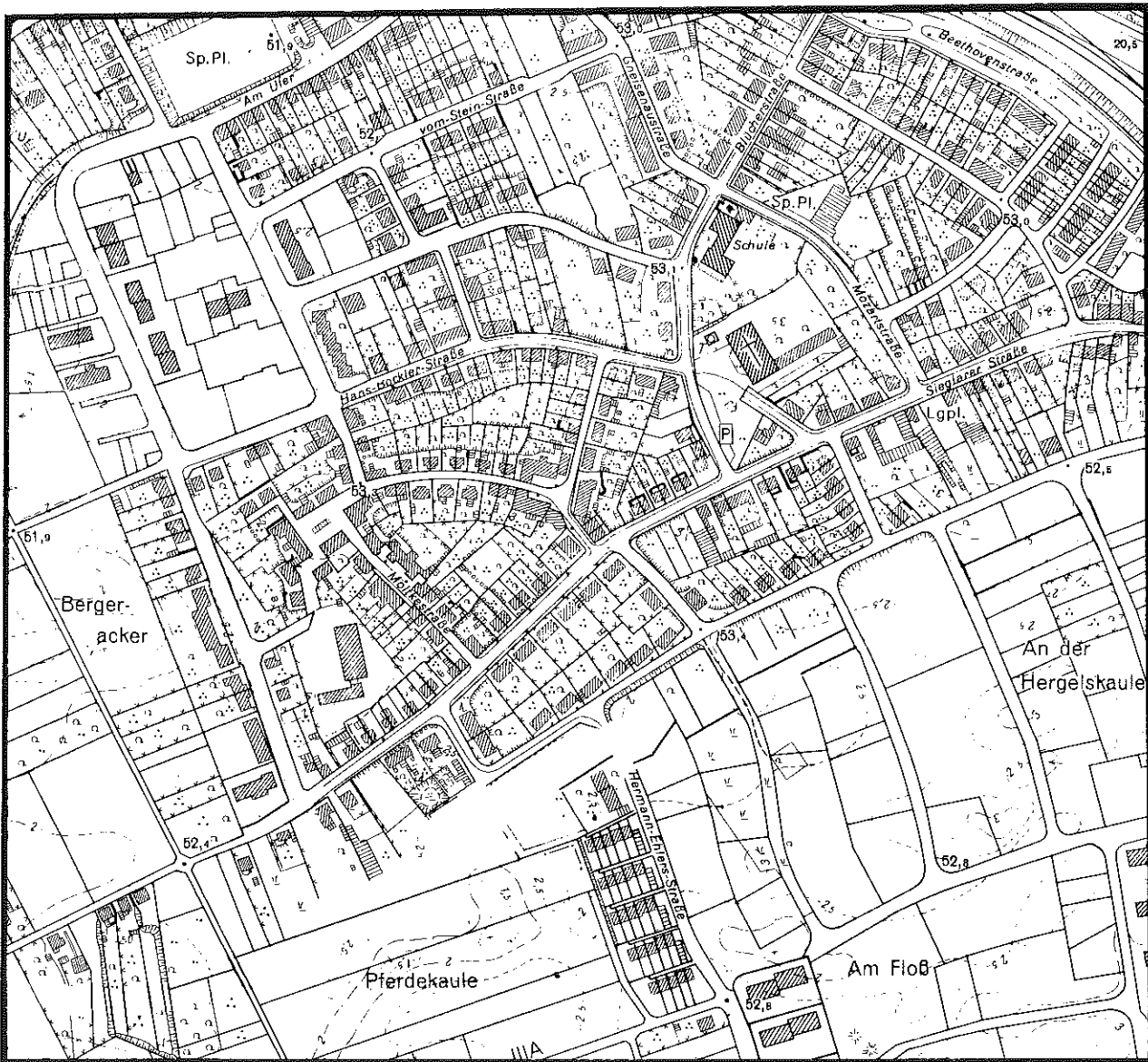
13 Bebauungsplan für die Rote Kolonie vom 20. Oktober 1912 mit Angabe der Haustypen

sen bereits vor der Rohbau-Abnahme mit den Innenputzarbeiten begonnen hatte. Die Bauakten überliefern auch Fälle, in denen für einzelne Details erst nachträglich eine Genehmigung beantragt wurde. – Parallelen zur heutigen Baupraxis sind hier nicht zu übersehen.

Obwohl nicht geklärt ist, woher die roten Dachziegel der Häuser geliefert wurden, kann vermutet werden, daß sie aus den nahegelegenen Ziegeleien im Siegtal stammten. Nachdem die Dächer eingedeckt waren, konnte schrittweise mit dem Innenausbau begonnen werden. Welche Firmen an den einzelnen Arbeiten beteiligt waren, ließ sich leider nicht mehr ermitteln. Bekannt ist nur noch, daß die Maler- und Anstreicherarbeiten von dem Troisdorfer Anstreichermeister Blaeser ausgeführt wurden.

Am 13. 10. 1912 meldet die Kreiszeitung: „Die von der Firma Façoneisenwalzwerk L. Mannstaedt & Cie. erbauten Wohnhäuser für Beamte und Arbeiter werden teils jetzt schon bezogen. Es sind schön erbaute, neuzeitlich eingerichtete Häuser.“ Diese Nachricht bezieht sich auf die Häuser der Beamten-Kolonie an der heutigen Casinostraße, während die ersten Häuser der Roten Kolonie erst um die Jahreswende 1912/13 der Fertigstellung entgegengingen.

Im Januar 1913 wurden die ersten Anträge auf Gebrauchs-Abnahme gestellt; die Übersiedlung der Arbeiter konnte damit beginnen.



Im Jahr 1913 sollte die Übersiedlung von Kalk nach Troisdorf in die Rote Kolonie (damals genannt „Siedlung Neu-Kalk“) und in die Schwarze Kolonie nach Friedrich-Wilhelms-Hütte („Neu-Windgassen“) erfolgen. Lassen wir dazu einen der Umsiedler selbst zu Wort kommen:

„Im Frühjahr 1911 kam im damaligen Werk in Köln-Kalk ein Anschlag heraus, in dem uns der Kauf in Friedrich-Wilhelms-Hütte mitgeteilt wurde, und man kündete uns in absehbarer Zeit die Verlegung des Werkes nach Troisdorf an. Das traf uns zunächst wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Waren wir doch das Leben in der Stadt gewohnt und mochten uns daher nur ungern davon trennen. Und doch hielt die überwiegende Mehrheit der Belegschaft dem Werk die Treue und ist mit nach hier übersiedelt.“

Der Haupttreck war in der Zeit von März bis August 1913. Alle Möbelwagen von Kalk, Deutz, Mülheim und

14 Heutige Situation der Bebauung zwischen Hans-Böckler- und Siegler (Mosel-)Straße

auch aus dem Raume Troisdorf–Siegburg waren eingesetzt. Die Umzugskosten trug die Werksleitung.“¹⁶

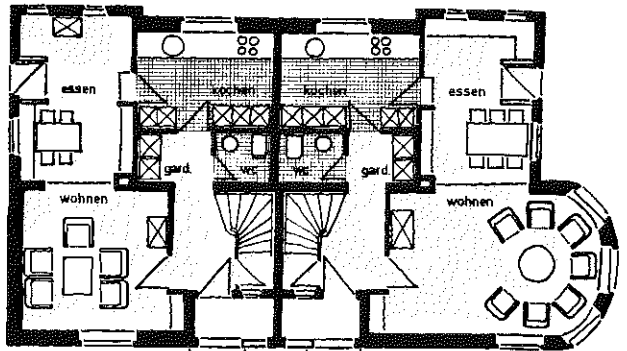
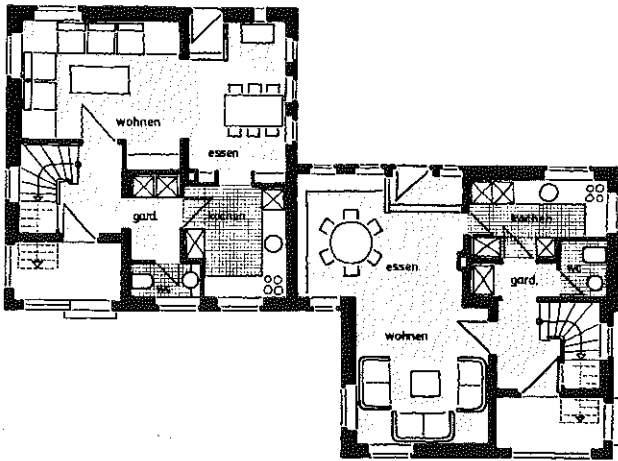
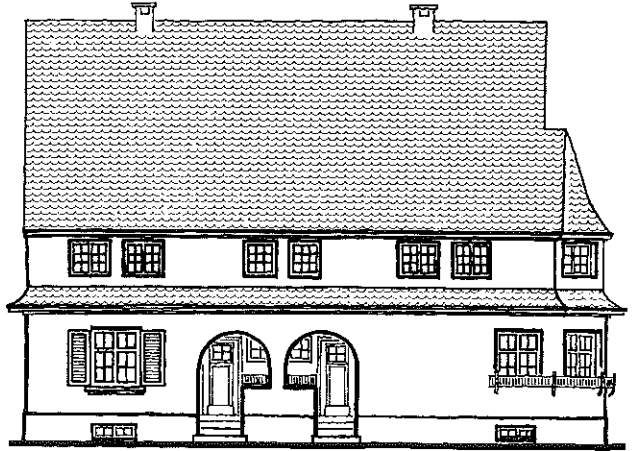
Man kann aus dieser knappen Darstellung nur erahnen, was es für die Familien im einzelnen bedeutete, ihre gewohnte Umgebung zu verlassen und in die Einöde der Provinz zu ziehen.

Der Empfang, der die ersten Umsiedler erwartete, war sicher alles andere als angenehm. Versuchen wir, ihre Eindrücke nachzuempfinden: Die Kolonie lag damals – einer Insel vergleichbar – von der übrigen Gemeinde durch die Bahnlinie getrennt, weitabgelegen im freien

¹⁶ Dünkelmann, a.a.O.

Feld. Es gab noch keine befestigten Straßen, die vom Troisdorfer Ortskern zur Siedlung führten. Bei schlechtem Wetter blieben die Pferdewagen der Fuhrunternehmer im aufgeweichten Boden der Blücherstraße stecken, die damals der „Schwarze Weg“ genannt wurde. So mußten die Möbel manches Mal den Rest der Strecke über das freie Feld in die Häuser getragen werden.

tig mit dem Bau der Kolonieranlage erstellten Gärten vorgesehen. Zusätzlich schuf man Ställe für Kleintierhaltung, die aus ästhetischen Gründen in die Wohnhäuser integriert wurden.¹⁷ Jedes Haus erhielt auf der Gartenseite im Hofbereich außerdem einen Hühnerstall. Im Haus selbst befand sich auch noch ein Heuspeicher in einer Zwischendecke über dem Viehstall. Diese Details



15 Haustyp Nr. 9, Hans-Böckler-Straße mit Grundriß und einem modernen Nutzungsvorschlag

16 Haustyp Nr. 5, Oberlarer Straße mit Grundriß und einem modernen Nutzungsvorschlag

In der Siedlung selbst wurde noch kräftig gearbeitet. Überall lagen Baumaterial, Schutt, Sand und Steine herum, Straßen und Bürgersteige waren unbefestigt, Geschäfte fehlten zunächst völlig. So ist es nicht verwunderlich, daß viele Umsiedler den Wunsch verspürten, die Kolonie sofort wieder zu verlassen und in die Stadt nach Köln zurückzukehren. Es kam nicht zu solchen Reaktionen, denn trotz der deprimierenden Umgebung boten die Häuser selbst den Familien modernen Wohnkomfort, wie man ihn in den Stadthäusern in Kalk nur selten fand.

Es scheint wesentlich, hier noch einige Ausstattungsdetails der Wohnhäuser zu erwähnen, die bisher nicht genannt wurden. Die Planer der Kolonie hatten den Grundgedanken, den Familien die Möglichkeit zur Selbstversorgung zu geben. Dazu waren die gleichzei-

hatten die Genehmigungsbehörden nur widerstrebend zugelassen.

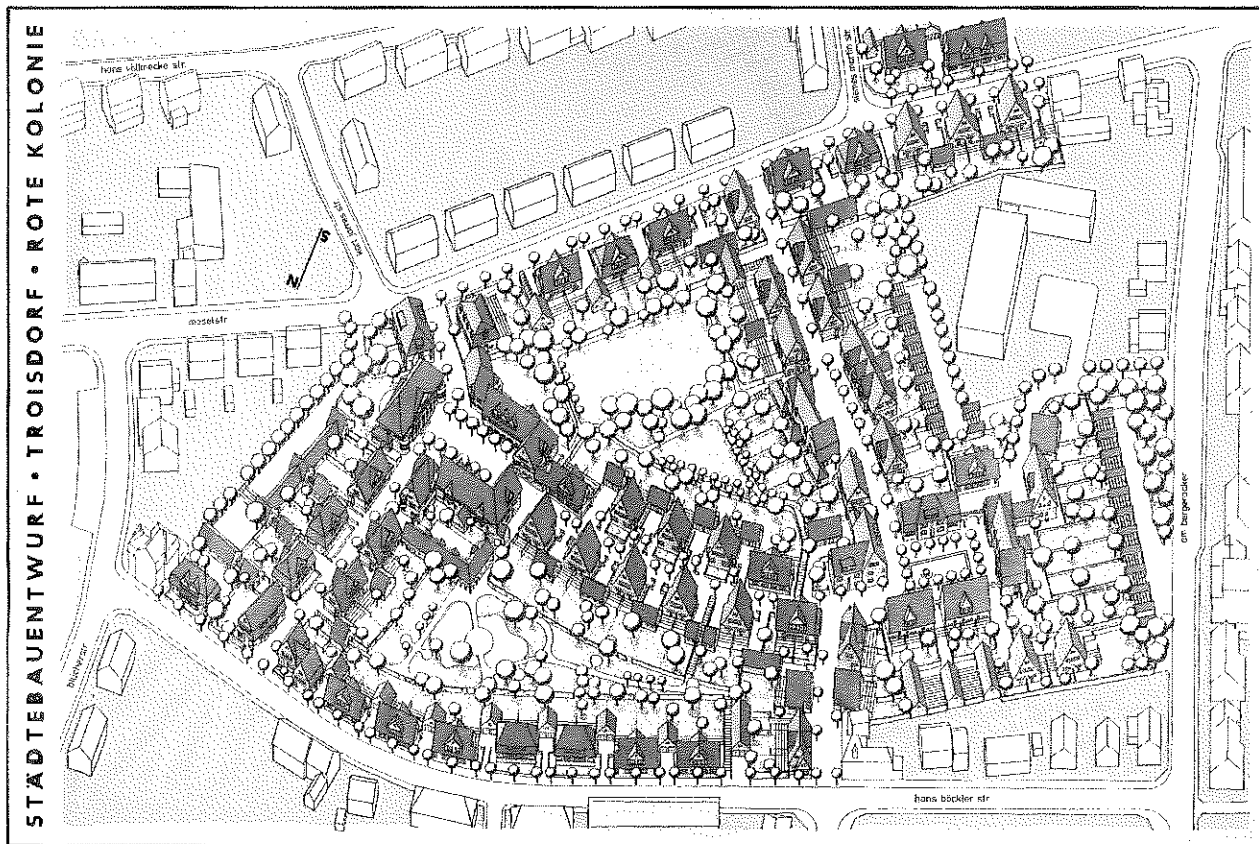
Die Wohnungen enthielten vier bis sechs schöne helle Räume mit einfachen geweißten Wänden und einem grünen Ölsockelanstrich; alle Zimmer hatten elektrisches Licht. Auch die übrigen Einrichtungen waren für die Zeit beispielhaft: es gab einen Wasseranschluß in der Spülküche, einen gemauerten Einbauherd mit gußeiserner Ofenplatte, ein Wasserboiler – „Zeppelin“ genannt – unter der Decke über dem Herd, der vermutlich von dort beheizt wurde, lieferte heißes Wasser aus der Leitung. Auch die sonstigen sanitären Einrichtungen waren bemerkenswert, wenn auch sehr einfach in der Bauweise. Die Häuser verfügten über Toiletten mit

17 Bauakten Haus Nr. 5 vom 24. 11. 1911.

Wasserspülung (in den ersten Jahren noch aus einem Einlauftrichter unmittelbar über dem Steinzeug-Toilettenbecken), außerdem gab es einen Badetrog aus Beton, ebenfalls mit Anschluß von fließend warmem und kaltem Wasser.

Darüberhinaus waren alle Häuser mit einem Kachelofen versehen, von dem aus man die Räume über Luftkanäle beheizen konnte. Für die Umsiedler aus Kalk, die noch kein elektrisches Licht kannten, Wasser im Hinterhof

man den Erzählungen der alten Kolonisten, so waren selbst die Troisdorfer Geschäftsleute in erster Zeit gegenüber den Neubürgern recht reserviert. Erst als man feststellte, daß man hier gute Geschäfte machen konnte, verschwand das anfängliche Mißtrauen, obwohl es in der ersten Zeit vorgekommen sein soll, daß man sich schlicht weigerte, Waren an die Siedler zu verkaufen. All das trug nicht dazu bei, die Integration der neuen Bürger zu beschleunigen.



holen mußten und im Winter in schlecht beheizbaren Räumen lebten, war dieser Luxus beinahe paradiesisch.

So nahm man die Unbequemlichkeiten gerne in Kauf, die durch die noch nicht abgeschlossenen Bauarbeiten entstanden.

Zunächst mußte man sich mit der Nachbarschaft zusammenraufen; meistens kannten sich zwar die Familienväter vom Arbeitsplatz her, doch Frauen und Kinder, bisher in verschiedenen Kölner Bezirken ansässig, lernten die neuen Nachbarn erst allmählich kennen. Schließlich wurde es Oktober 1913, bis die letzten Kolonisten eingezogen waren.

Das Fehlen der Infrastruktur machte sich in den ersten Wochen besonders stark bemerkbar. Zwar waren in den Kolonien drei Kaufhäuser geplant, doch konnte die „Konsum-Filiale“ erst im Mai eröffnet werden. Bis zu dieser Zeit mußten sich die ersten Siedler im alten Troisdorfer Ortskern mit dem Nötigsten eindecken. Glaubt

17 Isometrische Darstellung der Roten Kolonie mit Vorschlägen zur organischen Integration von Nebengebäuden

Am 15. April 1913 siedelte die Familie Seipp nach Troisdorf; sie übernahm den Laden der Konsum-Filiale in der Roonstraße. Hier gab es alsbald alle nötigen Lebensmittel (außer Fleisch) zu kaufen. Das Hauptgeschäft befand sich gegenüber dem neu erbauten Kasino an der Louis-Mannstaedt-Straße; auch in der Schwarzen Kolonie wurde eine Filiale errichtet. Der „Konsum“ war zunächst vom Werk eingerichtet und bezog auch in den ersten Jahren über das Hauptgeschäft selbständig die Waren, so daß man die günstigen Preise an die Kunden weitergab.

Nun konnte man in der Kolonie zwar Lebensmittel einkaufen, doch gab es noch eine Fülle von anderen Dingen, die man sich „auswärts“ besorgen mußte. Es war

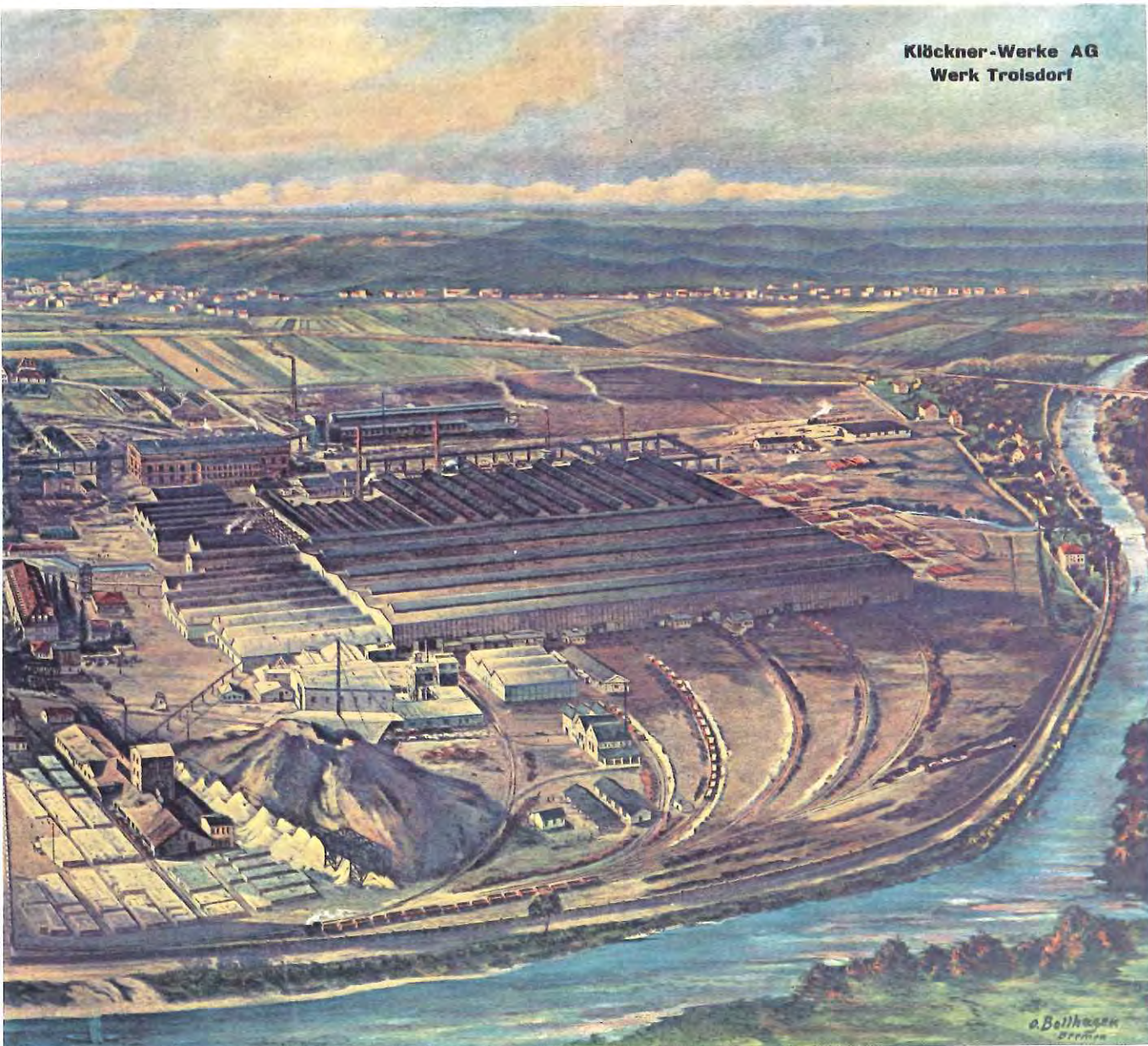


selbstverständlich für die erste Zeit, daß man zum Monatsersten mit dem Zug nach Köln fuhr und dort die größeren Anschaffungen erledigte. Sicher ist es auch keine Übertreibung, zu erfahren, daß die Kolonisten noch sehr oft Heimweh nach ihrer alten Kalker Heimat verspürten und manchmal beim Pfiff der Dampflokomotiven alles liegen und stehen ließen, um den alten Freunden und Bekannten in Köln einen Besuch abzustatten. Beneidet wurden besonders die Bewohner, die sich den Luxus eines Fahrrads leisten konnten, um so jederzeit „schnell“ über die Landstraße „nach Hause“ zu fahren.

Auch in umgekehrter Richtung riß der Kontakt nicht ab: bis weit in die 20er Jahre hinein kamen Händler aus Köln in die Troisdorfer und Hütter Kolonie, um ihre Waren anzubieten. Allen bekannt war der Bäcker Höllermann

aus Vingst, der etwa ein- bis zweimal pro Woche mit dem Pferdewagen Brot anlieferte; in späteren Jahren stellte er den Transport auf einen modernen Motorwagen um.

Auch Händler aus der näheren Umgebung fanden in der Kolonie Kunden, die ihre Waren gerne abnahmen. So gab es den Juden Levi aus Siegburg, der Fleisch anlieferte; andere Kaufleute und Handwerker kamen mehr oder weniger regelmäßig, um Gebrauchsgegenstände, Schmuck und Kleidung anzubieten oder Reparaturarbeiten durchzuführen. Auch Bauern aus dem Westerwald kamen regelmäßig mit ihren Produkten in die Kolonie. So entstand manchmal sogar ein Vertrauensverhältnis, und es gab einen festen Kundenstamm für die Händler.



Nicht ohne Bedeutung blieb die Selbstversorgung mit Obst und Gemüse; bald standen die Gärten in voller Blüte, und die gepflegten Anlagen ließen erkennen, daß die ehemals großstädtische Bevölkerung sehr bald gelernt hatte, einen Garten sinnvoll anzulegen. Es kam sogar der Wunsch auf, mehr Land zu bebauen. Die um die Kolonie gelegenen Flurstücke, teilweise mit Strauchwerk und Bäumen bestanden („et Wäldche“), wurden gerodet und urbar gemacht. Man gewöhnte sich an das „Landleben“. Sogar die zunächst belächelten Hühnerhöfe und Viehställe in den Wohnungen wurden nun genutzt. Da es in den Stadtwohnungen keinen Platz für Kleintierhaltung gab, erregte dieses Ausstattungsdetail der Siedlung beim Einzug Heiterkeit oder zumindest Verwunderung, glaubte man doch, die Planer hätten sich mit diesem Gedanken einen Scherz

18 Darstellung der Klöckner-Mannstaedt-Werke aus der Zeit nach der Entstehung der Roten Kolonie

machen wollen. Sehr bald gingen einige „Pioniere“ – durch ländliche Abkunft kundig – dazu über, Hühner und Ziegen zu halten, Kaninchen zu züchten oder ein Schwein zu mästen. Besonders die schwere Zeit des Ersten Weltkrieges lehrte die Bewohner, den Nutzen dieser eigenen Arbeit zu schätzen.

Noch im Verlauf der Jahre 1913/14 wurde die Kolonie wohnlicher. Nach und nach verschwanden die Handwerker, die Straßen erhielten eine feste Schotterdecke, die Bürgersteige waren nun mit Bruchsteinen eingefasst und begehbar, frisch gepflanzte Bäume schmückten die Straßen und Plätze, und alle Häuser, die nicht unmittelbar an die Straße grenzten, erhielten eine Einfriedung

mit Staketenzäunen und dahinterliegender Heckenpflanzung.

So normalisierte sich allmählich das vorher recht hektische Leben in der Kolonie. Die meisten Bewohner hatten sich nun in ihrer neuen Umgebung eingerichtet, und sie genossen die Vorzüge der modernen Wohnungen und die zusätzlichen sozialen Einrichtungen, die das Werk für die Belegschaft aufbaute. Auch die Mietpreise der ersten Jahre, bis in die jüngste Vergangenheit noch durchaus preisgünstig, waren mit Beträgen zwischen 18 und 25 Goldmark im Monat für eine Wohnung bzw. ein Einfamilienhaus nicht überzogen, wenngleich der

„Wanderklassen“ in den Schulen an der Schloßstraße und an der Kirchstraße eingerichtet werden mußten und man die Schule Viktoriastraße um eine Klasse erweiterte¹⁸, wurde durch einen neuen Schulbau an der Blücherstraße für Entlastung gesorgt. Am 2. Februar 1913 genehmigte die Regierung die neue Schule, und am 11. Mai 1913 meldete das Siegburger Kreisblatt: „Mit dem Bau der neuen Schule an der Goebenstraße hat man begonnen, und sind die Maurerarbeiten dem Bauunternehmer und Restaurateur Math. Nußbaum übertragen.“ Bereits am 14. Mai 1914 konnte dort der Unterricht begonnen werden. „Zum Hauptlehrer an die-



Wochenverdienst in der damaligen Zeit keine großen Sprünge erlaubte. Die Werksleitung sah wohl in diesen Mietpreisen einen weiteren sozialen Anreiz für ihre Arbeiter und Angestellten, waren doch in der Miete alle Kosten für Wasser, Kanal und Strom enthalten. Um auch die Heizkosten im Winter niedrig zu halten, konnten die Arbeiter Holz, Kohlen und Brikett über das Werk preisgünstig beziehen.

Zur Normalisierung des Lebens trugen auch die sonstigen Einrichtungen in der Kolonie bei. Der Kindergarten, damals „Klein-Kinder-Schule“ genannt, wurde vom Werk alsbald ausgestattet und unterhalten. So konnte für die Arbeiterkinder eine fundierte Vorschulerziehung eingeführt werden, die damals im weiten Umkreis beispielhaft war.

Die Troisdorfer Gemeinde reagierte recht schnell auf den Kinder-Zuwachs. Nachdem im Jahre 1913 zwei

19 Roonstraße um 1915. Links die Konsum-Filiale der Familie Seipp

ser Schule wurde der bisherige Präparandenlehrer Adolf Friedrich aus Siegburg ernannt.“¹⁹ Damit wurde für die Kinder aus der Kolonie der sehr lange Schulweg erheblich verkürzt.

Das Jahr 1914 brachte jedoch durch den Kriegsausbruch die gerade erst beginnende Festigung innerhalb der Siedlung wieder in Gefahr. Viele Männer wurden in den Kriegsdienst einberufen, für die Familien begann eine schwere Zeit. Diese Belastungsprobe war für einige wenige ein Grund, bereits nach einem Jahr der Kolonie den Rücken zu kehren und wieder nach Köln zu ziehen. Dennoch blieben die meisten Bewohner in der

¹⁸ Vgl. Trippen, a.a.O., S. 292 und S. 301.

¹⁹ Trippen, a.a.O., S. 289.

Siedlung „Neu-Kalk“, obwohl hier die Versorgungslage nicht gerade gut war, gehörte doch bald die lange Schlange vor dem „Konsum“ zum gewohnten Tagesablauf. Es kam zu Streitigkeiten und Keilereien, so daß sich die Familie Seipp gezwungen sah, den Verkauf unter dem Schutz der Polizei durchzuführen. Diese Bilder wiederholten sich im Verlauf der folgenden Jahrzehnte leider immer wieder.

Zwar blieb die Kolonie im Ersten Weltkrieg von Schaden verschont, doch hinterließ das Kriegsgeschehen tiefe Spuren in der Bevölkerung. Die Not der Kriegszeit hatte die Menschen zu stärkerer Solidarität gezwungen – ein

Begriff, der in der Kolonie fortan kein Fremdwort mehr war. Man half sich gegenseitig, wo immer man konnte, und die Anlage der Siedlung machte es leicht, sich näher kennenzulernen und miteinander zu reden.

Schließlich entwickelte sich ein Zusammengehörigkeitsgefühl der Menschen, das schon fast familiäre Züge trug. Man feierte zusammen, das hieß in der Praxis: eine ganze Straße feierte Geburtstag, Hochzeit oder Kindtaufe oder – und das recht intensiv – Karneval, denn den hatte man ja aus Köln mitgebracht. Dabei ging es manchmal hoch her, und selbst in den schlechten Zeiten war für ein „Pittermännche“ immer gesorgt.



20 Bismarckstraße um 1920. Rechts die Klein-Kinder-Schule (Kindergarten)

21 Kindergarten um 1915 (es fehlt noch die Schrift über dem Eingang)



Bernhard Dünkelfmann berichtet über dieses Zusammenleben anlässlich der 50-Jahr-Feier der Kolonie:

„Es war eine kleine Gemeinde für sich, wo jeder jeden kannte. Bei allen Gelegenheiten – in Freud und Leid – war jeder bereit, dem Nachbarn hilfreich zur Seite zu stehen. Das kam in besonderen Fällen, z. B. bei Sterbefällen, besonders zum Ausdruck. Es war und ist auch heute noch üblich, daß die Frauen der beiden Nachbarn von Haus zu Haus für einen Kranz sammeln, und der etwaige Mehrbetrag wird den trauernden Hinterbliebenen ausgehändigt. Ebenso wird bei goldenen oder gar diamantenen Hochzeiten verfahren. Die Ausschmück-

kung der Straßen und der Wohnung des Jubelpaares übernehmen die Werksgärtnerei und die Nachbarschaft zu gleichen Teilen. Durch die Sammlung konnte dem Jubelpaar in jedem Falle – neben einem Blumenbinde – ein namhafter Betrag überreicht werden.“²⁰

Die innere Zusammengehörigkeit der Koloniewohner ermöglichte es wohl auch schon frühzeitig, den Kontakt zu „Alt-Troisdorf“ aufzunehmen.

Es wurde bereits angedeutet, daß es am Anfang Spannungen zwischen Alt- und Neubürgern gab; nicht immer lassen sich für die unterschwelligen Stimmungen Gründe finden. Immerhin ist es bedeutsam, daß in den offiziellen Troisdorfer Stadtchroniken die Ereignisse der Stadtgeschichte sehr unterschiedlich gewertet wurden. Während man verschiedentlich beispielsweise die Neuanschaffung einer Feuerspritze als Jahrhundertereignis hochstilisierte, wobei man fast jede Schraube erwähnte, wird die Entstehung der Kolonieranlagen kaum zur Kenntnis genommen. Lediglich die Zunahme der Schüler- und Einwohnerzahlen wird registriert²¹, die Bautentwicklung scheint einer Erwähnung nicht würdig. Auch in der Geschichte der Troisdorfer Pfarreien mit ihren teilweise sehr detaillierten Darstellungen tritt die bemerkenswerte Zunahme der Bevölkerung durch die Kolonie nicht in Erscheinung. Die doch recht bedeutende industrielle Entwicklung Troisdorfs scheint nur als Geschichte der Konzerne interessant, während die vielfältigen sozialen Probleme und Verflechtungen durch die Umsiedlungen der Menschen leicht übergangen werden. Vielleicht spiegelt sich darin auch eine gewisse Unsicherheit im Umgang mit Arbeiterfragen, die bis in unsere Zeit reicht. Was für die Troisdorfer Stadtchronik gilt, trifft auch für die überregionalen Zeitungen zu: während man über den Bauverlauf selbst recht häufig berichtet, wird die groß angelegte Umsiedlung der Arbeiter aus Kalk kaum erwähnt. Nur aus einer kurzen Notiz im „Köln Stadt-Anzeiger“ des Jahres 1913²² läßt sich entnehmen, daß sich die evangelische Kirchengemeinde Köln-Kalk über die Umsiedlung vieler Gemeindeglieder nach Troisdorf beklagt. Man befürchtet finanzielle Verluste für die Gemeinde.

Das Interesse der Troisdorfer Bevölkerung an der Kolonie mag unter den angedeuteten Aspekten verhältnismäßig gering gewesen sein. Die Bauern hatten schon ihr Land nicht gern hergegeben, nun lag dort weit draußen an der Peripherie des Ortes eine Siedlung, die nach dem Bau niemanden interessierte. Bereits die vielen Bauarbeiter hatten in der Dorfgemeinde hin und wieder Unruhe gestiftet; man war gegenüber den Arbeitern aus Kalk noch mißtrauischer. Sie kamen aus der für die Landbevölkerung fremden Welt der Stadt und lebten in einem eng abgegrenzten Bereich, den man vom Dorf her nicht einmal über die feste Straße erreichen konnte. Ein Nährboden, auf dem Vorurteile gedeihen konnten. Vereinzelt berichten die ersten Siedler, man habe in ihnen Kommunisten vermutet; hier erweckte wohl die Bezeichnung „Rote Kolonie“ schon recht früh falsche Assoziationen. Immer wieder erfährt man aus Gesprächen mit älteren Kolonie-Bewohnern, daß sie dieses

Mißtrauen spürten und sich in einer Ghetto-Situation fühlten. Dies war sicher eine unbeabsichtigte Nebenwirkung der Planung auf dem Reißbrett, die zwar in sich stimmte und auch durchaus menschenwürdig war, jedoch damit nicht die Unzulänglichkeiten im Kontakt zu Alt-Troisdorf auffangen konnte.

Immerhin gelang es recht bald, von der eingesessenen Bevölkerung akzeptiert zu werden. Dazu trug nicht unwesentlich der Karneval bei, den die Kalker zu feiern verstanden. Da war es nicht verwunderlich, daß der Funke übersprang. Auch die zahlreichen Vereine, die bis 1920 entstanden, förderten die Integration der Menschen. Für diese Aktivitäten waren die „Stadtmenschen“ sehr schnell zu begeistern; so wurde das Vereinsleben tatkräftig unterstützt. Dazu verhalfen auch viele Bemühungen Mannstaedts, der hierin ein persönliches Anliegen sah.

Obwohl die Arbeiter und Angestellten in der Kolonie nicht über viel Geld verfügten, waren sie doch durch das Leben in der Großstadt gewöhnt, hin und wieder etwas für ihr Vergnügen auszugeben. Von dieser Freigiebigkeit profitierten auch alsbald die Gaststätten in der Umgebung. Ob Familie, Nachbarschaft oder Verein – die Geselligkeit in den Wirtshäusern, im Tanzsaal oder auf der Kirmes wurde durch die neuen Bürger gefördert. So verbesserten sich nach und nach auch die Kontakte; dennoch dauerte es Jahrzehnte, bis man mit dem Ort Troisdorf zusammenwuchs. Nicht zufällig heißt das Stadtgebiet südlich der Bahnlinie noch heute die „Schäl Sick“.

Lange Zeit waren die gesellschaftlichen und menschlichen Verbindungen in der Kolonie durch das Werk bestimmt. Man traf sich im Kasino an der Louis-Mannstaedt-Straße oder besuchte Freunde und Arbeitskollegen in der Schwarzen Kolonie. Auch nach Oberlar hin gab es häufige Kontakte. Da die direkten Wegverbindungen in den ersten Jahren noch fehlten, entstanden im Lauf der Zeit Trampelpfade durch die Felder, was nicht selten zur Verärgerung der Bauern führte. Es gab deshalb verschiedentlich sogar Eingaben der betroffenen Landwirte an die Gemeindeverwaltung. Man wollte die Benutzung der Wege verbieten lassen oder für den angerichteten Schaden einen Ersatz.

Es soll hier nicht verschwiegen werden, daß auch die Koloniewohner Vorurteile gegenüber der Troisdorfer Bevölkerung hatten. Man fühlte sich auf dem Land, die Einheimischen waren „Dörfler“ oder Bauern, die vom modernen Leben nichts verstanden. Bestärkt wurden diese Meinungen durch das anfänglich etwas merkwürdige Verhalten einiger Geschäftsleute (vgl. oben). Es sprach sich im Geschäftsleben jedoch bald herum, daß die „Kalker“ nur deshalb in Köln einkauften, weil man in Troisdorf vieles nicht erhielt. Dies war nur durch ein breiteres Angebot der Läden zu verändern. Nicht ohne Stolz bemerken viele alte Kolonisten, daß man so im

20 Dünkelfmann, a.a.O.

21 Vgl. dazu Trippen, a.a.O., S. 166 f.

22 Kölner Stadt-Anzeiger vom 23. März 1913, Morgen-Ausgabe, Drittes Blatt.

Vereins- und Geschäftsleben Troisdorf Denkanstöße gab, die eine erste Perspektive des städtischen Lebens eröffneten.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß alle Kolonieranlagen an die Kanalisation angeschlossen waren. Die entsprechenden Abwasserleitungen waren beim Bau angelegt worden. Im Bereich der Entsorgung dachten die Planer bereits 1911 sehr modern. So wurde eigens eine Kläranlage südlich der Kolonie im Feld gebaut, die die Abwässer von grober Verschmutzung reinigte, bevor man das geklärte Wasser in die Sieg einleitete. Als einige Jahre später von dem zweiten Großunternehmen, der Rheinisch-Westfälischen Sprengstoff AG – im Volksmund „Pulver“ genannt – ein Haupt-

Haushaltsmüll – sofern er nicht im Garten kompostiert werden konnte – mit zur Müllkippe. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Pferd durch einen Traktor ersetzt, und in dieser „modernisierten“ Form funktionierte die Abfallbeseitigung, bis die spätere Stadt Troisdorf eine regelmäßige Müllabfuhr mit neuzeitlichen Wagen einrichtete.

Das Leben in der Kolonie hatte sich gut eingespielt. Es gibt eine Fülle von kleinen Details, die etwas über diese Lebensgemeinschaft aussagen können, obwohl sie einzeln betrachtet vielleicht bedeutungslos erscheinen.

In der ersten Zeit gab es in der Kolonie noch keine Straßenbeleuchtung. Erst später erhielten Straßen und Plätze elektrisches Licht, das jedoch nur spärlich die nächtlichen Wege erhellte.

Um die Kolonie vor Spitzbuben zu schützen, wurde ein Nachtwächter vom Werk eingestellt, der nachts mit einem riesigen Schäferhund seine Rundgänge machte. Bald war der Nachtwächter bei allen Bewohnern bekannt, und wenn es nachts irgendwo lärmte oder jemand, der etwas zu spät den Heimweg gefunden hatte, von einer plötzlich auftauchenden Gestalt erschreckt wurde, so konnte man beruhigt sein: es war immer der Nachtwächter, der herumpolterte.

Der „Konsum“ war nicht nur Anlaufstelle für alle Einkäufe. Da die Familie Seipp über ein Telefon verfügte, wurde vom Laden auch die Nachrichtenübermittlung vorgenommen. Es gab keinen Arzt in der Nähe, und wenn jemand in der Nacht dringend medizinische Hilfe benötigte, so lief man zum Konsum, klingelte dort und ließ den Doktor rufen. Auch die Hebamme – sicher nicht seltener verlangt – konnte auf diese Weise herbeigeholt werden. Sie kam in der ersten Zeit kurioserweise meist mit dem Fahrrad aus Menden; auch ein Zeichen für die auswärtige Orientierung der Bewohner.

Es gab in der Kolonie zwar keine Kirche – nur in der Schwarzen Kolonie existierte eine Kapelle –, aber eine Gastwirtschaft war vorhanden. Der Weg zur Pfarrkirche im Dorf war wohl vielen Kolonisten zu weit, und so nahm man am kirchlichen Leben in Troisdorf keinen regen Anteil. Auch hierin lag sicherlich eine Erschwernis für die Integration der Neubürger.

In den Wohnungen der Kolonie lebten Arbeiter, Facharbeiter und Meister nebeneinander, es gab keine Standesunterschiede, wenn auch die Werkmeister und Obermeister die etwas besser ausgestatteten Eckhäuser mit großen und geräumigen Zimmern bewohnten. Allen Männern gemeinsam war der tägliche Gang zum Werk, das man über die anfänglich kaum bebaute Moselstraße und die Louis-Mannstaedt-Straße erreichte. Während die Männer, sofern sie nicht in Wechselschicht arbeiteten, im Betrieb den Familienunterhalt bestritten, bereiteten die Frauen daheim das Mittagessen und versorgten den Haushalt. Ein vom Werk eingerichteter Essenstransport – auch „Henkelmann-Express“ genannt – sorgte dafür, daß die Männer zum Mittagessen etwas Warmes in den Magen be-



22 Haustyp 5 an der Moltkestraße (heute: Oberlarer Straße) Nr. 24/26 nach dem 2. Weltkrieg vor der Asphaltierung der Straßen

sammler gebaut wurde, in den auch die Abwässer der Gemeinde Troisdorf eingeleitet werden sollten, konnte die Werksleitung der Mannstaedt-Werke auf ihre bereits bestehende Kanalisation verweisen und die Planung beeinflussen. So wurden schließlich die Kolonie-Abwässer mit in diesen neuen Kanal eingeleitet.

Auch die Müllbeseitigung war von Anfang an gut organisiert. Ein vom Werk beauftragter und bezahlter Fuhrunternehmer kam einmal wöchentlich mit dem Pferdewagen durch die Straßen der Kolonie und nahm den

kamen. Der Pferdewagen des Fuhrunternehmers Frey war zu diesem Transport besonders hergerichtet. Wenn die Frauen sich um 11.15 Uhr am Kindergarten trafen, konnten sie die Henkelmänner in eigens angelegte Schubfächer stellen; die Männer im Werk kannten den Standort ihres Henkemanns und nahmen ihn wieder aus dem Fach heraus. Damit das Essen unterwegs nicht erkaltete, wurde der Wagen mit Kohle beheizt.

Der mittägliche Gang zum Kindergarten war für die Frauen freilich mehr als nur eine Pflichterfüllung. Hier erfuhr man auch die Neuigkeiten vom anderen Ende der

che waren die Törchen der Gartenzäune und die Fensterläden. Mehr als einmal kam es vor, daß die Bewohner eines ganzen Straßenzuges am Morgen ihre Törchen und Fensterläden in der Nachbarschaft suchen mußten, da die Heranwachsenden in der Nacht heimlich die Häuser von diesem Schmuck befreiten. So hatten denn die Erwachsenen am anderen Tag Gesprächsstoff – auch dies trug zur Kommunikation bei.

Die an schrulligen Typen und Originalen nicht arme Gesellschaft der Koloniewohner zog eine Reihe von Musikanten, Sängern, Handwerkern und fahrenden Händ-



Kolonie Neu Kalk.

Kolonie, konnte sich unterhalten, sich zum Einkauf verabreden und klönen, sofern die Kinder nicht bereits ein Gespräch durch ihren Lärm unmöglich machten.

Für Kinder war die Siedlung überhaupt ideal. Man war kinderfreundlich, und die Umgebung bot genügend Raum, um sich nach Herzenslust auszutoben. Hecken, Torbögen und Gärten reizten zum Versteckspielen, die umliegenden Felder und Gehölze waren unerforschlich, und in den Tümpeln und Kieslöchern konnte man Kaulquappen und Frösche fangen oder baden und schwimmen. Wer zwischendurch Hunger hatte, hielt sich an die Gartenprodukte; meist hatten die Nachbarn dafür zwar wenig Verständnis, aber es gab selten mehr als eine kräftige Schimpftirade. Lediglich die ruhebedürftigen Arbeiter der Nachtschicht waren manchmal mit dem Treiben der Kinder nicht einverstanden.

Die älteren Jugendlichen sorgten hin und wieder für etwas mehr Unruhe. Ein beliebtes Objekt für ihre Strei-

23 „Kolonie Neu-Kalk“, Moltkestraße (jetzt: Oberlarer Straße), 1920 geschrieben (Karte ist wahrscheinlich älter, ca. 1915)

lern an, die ihr über viele Jahre immer wieder in regelmäßigen Abständen ihre Besuche abstatteten.

Einige besonders bemerkenswerte Typen blieben den älteren Bewohnern in Erinnerung. Da war der Röhl's Hein aus Kalk, der die Menschen mit seinem Trompetenspiel erfreute. Manchmal freilich scheuchte er sie auch am frühen Sonntagmorgen aus den Federn. Eine unbekannte Sängerin, die zwar nicht schön, aber sehr laut ihre Stimme erschallen ließ, erschien regelmäßig ein- bis zweimal im Jahr. Beliebter waren da schon die vielen Drehorgelspieler, die aus ihrem Repertoire recht abwechslungsreiche Melodien zu Gehör brachten. Es gab sogar einen Musikanten, der einer Säge verschiedene Weisen entlockte – offensichtlich etwas für den besonderen Geschmack.

Zu den Leuten, die von weither immer wieder in die Kolonie kamen, gehörte auch ein wandernder Schuster, genannt „Fink von Finkenstein“. Er trug sein Werkzeug in einer Umhängetasche, hatte die geflickten Schuhe an einem Lederriemen um den Leib geschlungen und war vor allem dadurch eine Attraktion, weil er dem Alkohol reichlich zusprach und dann in angeheitertem Zustand seine Späße machte. Dabei soll er sich regelmäßig den Arm ausgekugelt haben; ein Ereignis, an das man sich gewöhnte.

Bis in die frühen 60er Jahre hinein kam ein Händler in die Siedlung, der sich die ehrenvolle Bezeichnung „das rollende Kaufhaus“ verdient hatte. Seinen Laden zog er in Gestalt eines kleinen flachen Handwagens hinter sich her. Das Warenlager umfaßte alles – vom Schnürsenkel bis zur Rasierklinge – sofern es nicht zuviel Platz auf der Ladefläche einnahm. Übereinstimmend wird berichtet, daß ihn niemand jemals unfreundlich erlebt habe. Ein Lied pfeifend ging er durch die Straßen, klingelte an jeder Haustür und kam selbst dann wieder, wenn ihm niemals etwas abgekauft wurde.

Man könnte aus dieser Schilderung leicht den Eindruck gewinnen, die Kolonie sei eine einzige Idylle gewesen, doch ist dies sicher falsch. Hin und wieder kam es zum Streit unter den Bewohnern, und manchmal half die Nachbarschaft mit, so daß es schon einmal länger dauern konnte, bis man sich wieder ausgesöhnt hatte. Es ergab sich in dieser abgegrenzten Gemeinschaft auch eine Art von Gruppendruck, der es all jenen schwermachte, die anders waren oder versuchten, sich aus dem Milieu zu lösen. Bekannt sind die Schwierigkeiten der Familie Schmitz, in der Kolonie „Schirm-Schmitze“ genannt, die über Land zog, um Schirme zu reparieren. Mit diesem Nebenverdienst konnten sie die Schulausbildung ihrer Kinder bezahlen, mußten dafür aber auch Beschimpfungen und Verspottungen ertragen, weil man so etwas in der Kolonie wohl nicht verstehen wollte.

Schließlich trugen auch die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der 20er und 30er Jahre nicht dazu bei, daß man sorglos leben konnte. Das Interesse an der Politik war für viele Arbeiter in der Roten Kolonie selbstverständlich; dies äußerte sich häufig in kommunalpolitischem Engagement. Bezeichnend für diese Haltung ist, daß eine Reihe von Gemeinde- und Stadtvertretern und auch Bürgermeister aus der Kolonie stammen. Dies gilt bis in die heutige Zeit.

Für die Zeit des tausendjährigen Reiches ist es bemerkenswert, daß die meisten Koloniewohner dem Nationalsozialismus nicht so schnell zu Füßen lagen. Vielleicht war man hier in einigen Dingen hellhöriger oder einfach mißtrauischer und ließ sich nicht so schnell von Prunk und Fahnen beeindrucken.

Dennoch blieb die Kolonie von den Folgen des Dritten Reiches nicht verschont. Bei einem schweren Bombenangriff am 29. Dezember 1944 wurden einige der schönsten Häuser der Kolonie ganz oder teilweise zerstört. Rund 17 Minuten lang war Troisdorf einem Bom-

benhagel ausgesetzt, bei dem einige Menschen zu Tode kamen.²³ Zwei Häuser wurden völlig zerstört (Zeppelinplatz-Eckhaus/Moselstraße-Bismarckplatz), zwei andere schwer beschädigt.

Mit diesem Ereignis wurde ein Geschehen besonders schrecklich markiert, das man als allmähliche Zersetzung der Kolonie bezeichnen könnte.

Dieser Zersetzungsprozeß spielte sich ganz allmählich innerhalb der Kolonie ab und hatte verschiedene Ursachen. Parallel dazu verlief eine zunehmende Verstädterung des umliegenden Geländes, die von der Kolonie eingeleitet worden war.

Ein lebendiges Gebilde, wie es eine Siedlung nun einmal darstellt, ist naturgemäß einer starken Veränderung unterworfen. So kam es in der Kolonie, dem technischen Fortschritt entsprechend, zu ständigen Modernisierungsmaßnahmen. Alte Einrichtungen wurden entfernt und durch neue Teile ersetzt. Diese Renovierungen wurden selbstverständlich vom Werk durchgeführt. Schon in den ersten beiden Jahrzehnten nach der Gründung verschwanden die Einbauherde, Betonbadewannen und Wasserboiler – sie hatten sich nicht bewährt, denn die Konstruktionen waren nicht ausgereift und verschiedentlich kam es vor, daß der „Zeppelin“ die



24 Bunker am Zeppelinplatz. Bis vor einem Jahr unselige Erinnerung an den 2. Weltkrieg

Wohnung mit Wasserdampf füllte. Neue Herde und Boiler wurden nicht eingebaut. Die alten Toiletten ersetzte man durch Porzellanbecken, dabei mußten auch neue Spülkästen eingebaut werden. Nach und nach tauschte man die sehr einfachen Bretter-Hoftüren gegen bessere aus. Statt der weiß gestrichenen Zimmerinnenwände gab es nun Tapeten, die die Räume wohnlicher machten. Dazu muß noch bemerkt werden, daß alle Häuser regelmäßig etwa im Abstand von vier bis sechs Jahren vom Werk renoviert wurden. Mannstaedt und auch der spätere Klöckner-Konzern unterhielten eigene Maurer-, Schreiner- und Malerkolonnen. Zusätzliche Kosten entstanden für die Bewohner dadurch nicht, lediglich die Mietpreiserhöhungen trugen dieser Veränderung Rechnung.

²³ Vgl. Dunkelmann, a.a.O.

Die Kachelöfen mit ihrer Warmluft-Zentralheizung genügten offensichtlich auch nicht mehr den gestiegenen Ansprüchen. Nach und nach ließ man die schönen Öfen aus den Wohnungen herausreißen; nun heizte man dezentral mit Kohleöfen.

Der Erste Weltkrieg hatte die Häuser unbeschädigt gelassen, und das Hochwasser von 1920 hinterließ keine Spuren, wenn man von einzelnen überfluteten Kellerräumen absieht.

Insgesamt gesehen waren die Schäden und Veränderungen an den Häusern und am äußeren Bild der Siedlung bis zum Zweiten Weltkrieg unbedeutend.

Bis zu dieser Zeit hatte sich das Umfeld der Kolonie ebenfalls verändert. Nach dem Ersten Weltkrieg war die Blücherstraße befestigt worden. Nun konnten im Straßenverlauf einige Häuser gebaut werden. Auch auf der Moselstraße und der Hans-Böckler-Straße wurde gebaut. Die Anschlußachsen zur Troisdorfer Gemeinde waren damit hergestellt. Um die Kolonie herum gab es jetzt noch einige kleine Läden und eine Metzgerei. Auch die seit 1918 bestehende Wohnungsbaugenossenschaft hatte in der Nähe Häuser errichten lassen. Immer noch wogten im Sommer die Getreidefelder um die Kolonie und die neuen Häuser, doch konnte man zu dieser Zeit die kommende Entwicklung schon ahnen.

Vom Werk wurden die im Krieg beschädigten Häuser renoviert, die zerstörten Häuser mußten durch neue ersetzt werden. Bereits hier zeigte sich, daß man die ursprüngliche ästhetische Konzeption der Kolonie nicht mehr einhalten wollte. Sicherlich waren auch finanzielle Erwägungen für Veränderungen ausschlaggebend. Die neu errichteten Häuser wichen von der alten Planung ab. Die beschädigten roten Ziegeldächer wurden durch schwarze Eindeckungen ersetzt. Die beiden neuen Gebäude erhielten Rolläden, bei einem renovierten Haus am Zeppelinplatz blieben die Klappläden, doch sie wurden nicht mehr grün gestrichen.

In den nachfolgenden Jahrzehnten bis zum heutigen Tag summierten sich dann die zweckmäßigen und verunstaltenden Veränderungsmaßnahmen. Hier kann man der Gebäudeverwaltung der Werksleitung – die Firma war inzwischen vom Klöckner-Konzern übernommen worden – den Vorwurf nicht ersparen, daß man vermutlich den Blick für das große Ganze verloren hatte. Auch die Stadtverwaltung interessierte sich erst sehr spät für die Siedlung, dies zu einem Zeitpunkt, da man den Zerstörungen nicht mehr Einhalt gebieten konnte.

Viele Anregungen zur Veränderung kamen von den Bewohnern selbst. Die Hausfrauen waren sicher der mühseligen Arbeit des Fensterputzens überdrüssig. So förderte man vom Werk alle Maßnahmen, die Fensterkreuze zu entfernen und durch größere Glasflächen die Fassade zu modernisieren. Die alten verwitterten Staketenzäune wurden durch niedrige Betoneinfriedungen ersetzt – optisch nicht einmal ungeschickt. Zum ersten Mal erhielten die Schotterstraßen eine geschlossene Teerdecke, in unserem Jahrzehnt wurden dann

die Bürgersteige mit Platten belegt. Vereinzelt mauerte man Fenster zu und verputzte die entstandenen Lücken.

Längst hatten viele Bewohner zur Eigeninitiative gegriffen und sich moderne Badezimmer eingebaut, da man nicht mehr ohne Bad sein wollte. Renovierungsarbeiten, die die Mieter in eigener Regie durchführten, wurden von der Wohnungsbauverwaltung meist gebilligt und unterstützt.

Jahrzehntelang blieb die Kolonie von Autos verschont. Zwar gab es bereits vor dem Zweiten Weltkrieg ein Automobil – es gehörte Obermeister Rein –, doch sah man das mehr als eine Kuriosität in einem Arbeiterviertel. Mit der zunehmenden Motorisierung der Nachkriegszeit erschienen die Fahrzeuge häufiger. Damit wurde der Wunsch nach Garagen verständlich. Diese Entwicklung konnten die Architekten 1910 nicht voraussehen, dennoch hatten sie ja reichlich Platz gelassen. So konnte man heutzutage Garagen erbauen. Auch hier ergriff man selbst die Initiative; die erforderlichen Baugenehmigungen waren bald erhalten. Daß man hier von keiner Seite auf minimale stilistische Merkmale Wert legte oder Auflagen machte, ist heute sicherlich sehr bedauerlich und unverständlich.

In der Zwischenzeit war die Gemeinde Troisdorf zur Stadt erhoben; längst gab es keine freien Felder mehr um die Kolonie. Die Bebauung hatte den ehemaligen Ortskern und den „Ableger“ der Kolonie miteinander verbunden und in sich aufgesogen.

Da in den vielen Neubauten des sozialen Wohnungsbaus nun komfortable und moderne Wohnungen zum Umzug reizten, gaben immer mehr Bewohner der Kolonie „ihre“ Häuser auf. Die älteren Leute sind inzwischen ins Altenwohnheim an der Großstraße umgezogen, viele ehemalige Kolonisten sind gestorben. In den letzten Jahren schien sich bei jüngeren Bewohnern eine Flucht aus der Kolonie abzuzeichnen. Damit zerbrach auch das soziale Geflecht, das sich in Jahrzehnten aufgebaut hatte. Schließlich zogen viele ausländische Arbeitnehmer in die Häuser. Zwar gelang es vereinzelt, Nachbarschaften neu aufleben zu lassen und die neuen Bürger zu integrieren, doch fehlte die einheitliche Linie, die Solidarität unter den Bewohnern, die z. B. in Ruhrgebiets-siedlungen dadurch entstand, daß man eine ganze Siedlung vom Abbruch bedroht sah.

Die Häuser kamen äußerlich sehr herunter. Dies spiegelt sich nicht nur in den Fassaden, sondern auch in den teilweise recht ungepflegten Gärten. Seit 1977 wurden die Siedlungshäuser von den Klöckner-Werken zum Verkauf angeboten. Den augenblicklichen Mietern räumte man ein Vorkaufsrecht ein. Bei den verhältnismäßig niedrigen Kaufpreisen eine Chance zum Eigentumserwerb.

Mit Beginn der Verkaufsaktion entwickelten sich spürbar die Eigenaktivitäten der alten Mieter und zukünftigen Besitzer. Sicherlich gehörte die eigene Arbeit am Haus schon immer zu den großen Tugenden der

alten Kolonie-Bewohner. Bei den jüngsten Renovierungen hat man allerdings verschiedentlich den Sinn einer Instandsetzung und Verschönerung überzogen. Sicher ist es für viele Menschen in der Kolonie unverständlich, daß man Veränderungen, die früher geduldet und gefördert wurden, nun nicht mehr durchführen soll, doch sei die Frage erlaubt, ob nicht mit der nun praktizierten Aluminium- und Glasbaustein-Subkultur dem geplanten und gewachsenen Organismus der ehemaligen Siedlung der Garaus gemacht wird. Auch manche Pastellton-Fassaden – teilweise in deutlicher Trennung die Besitzverhältnisse markierend – ergeben einen Anblick von erlesener Scheußlichkeit.

Die Bemühungen des Landeskonservators und der Stadt kommen leider in vielen Fällen schon zu spät, denn eine verschandelte Fassade mit verschiedenen Pastelltönen, Alutüren und Glasbausteinen – um nur ein Extrembeispiel der Möglichkeiten zu nennen – läßt sich nur mit großem Kostenaufwand erträglicher gestalten. Die von der Stadt und vom Land geplanten Fördermaßnahmen zur Erhaltung und Renovierung werden in einigen Fällen scheinbar bewußt ignoriert, wobei die Gründe dafür nicht immer einsichtig sein mögen. Vielleicht gelang es auch nicht immer, die Bewohner in der richtigen Weise anzusprechen und den Tonfall zu finden, auf den man in der Kolonie reagiert.

Mit dem sich heute bietenden Befund der Siedlung könnte man um die weitere Zukunft fürchten. Andererseits besteht in der sicherlich vorhandenen Eigeninitiative der Bewohner eine Chance, der Kolonie ein neues und menschliches Antlitz zu geben. Es ist unabweisbar, daß es dazu besserer Absprachen bedarf, um Renovierungsarbeiten zumindest mit dem Nachbarn zu koordinieren, vielleicht aber auch einem ganzen Straßenzug ein einheitliches Aussehen zu verleihen.

Trotz ihres Alters ist die Kolonie immer noch eine moderne Siedlung, in der sowohl die Häuser innen nach neuzeitlichen Gesichtspunkten renoviert werden kön-

nen, als auch in den vorhandenen Grundstücksflächen Platz zur Verfügung steht, um Garagen und Gemeinschaftsanlagen zu erbauen.

Die beiden Troisdorfer Architekten Gisela und Günther Müller haben den Bestand der alten Siedlung aufgenommen, dabei die Grundrisse und Ansichten der Häuser nach den alten Plänen übernommen und für die innere Renovierung der Gebäude Gestaltungsvorschläge unterbreitet, die allen modernen Wohnvorstellungen gerecht werden.

Besonders beachtlich erscheint jedoch ein Vorschlag zur Gesamtkonzeption der Siedlung. In einer isometrischen Darstellung (Vorabzug aus einer wissenschaftlichen Arbeit) machen beide Planer Vorschläge zur Anlage von Garagenhöfen und Einstellplätzen für Autos, die in ihrer äußeren Gestaltung und Anordnung an den alten Haus- und Dachformen orientiert sind und auch die Durchblicke zu Gärten und Innenhöfen erhalten. In den Entwurf werden auch Gemeinschaftsanlagen, Spielplätze, Freiräume und Gartenanlagen einbezogen; eine Chance, die Kolonie wieder zum sozialen Treffpunkt ihrer Bewohner herzurichten.

Sicher sind die aus der Zeichnung zu ersehenden Vorschläge eine gute Anregung; sie könnten der Kolonie eine neue Zukunft eröffnen.

Jede mögliche Maßnahme ist jedoch von der Mitarbeitsbereitschaft und der finanziellen Situation der heutigen Kolonie-Bewohner abhängig. Die Hinwendung zu einer früheren Grunderfahrung der Kolonisten könnte einiges in Bewegung setzen: Zusammenarbeit, gemeinsames Denken und Handeln. Nur so kann man die Kolonie erhalten und ihre Schönheit für spätere Generationen bewahren.

Für die freundliche Unterstützung bei dieser Arbeit danke ich besonders einigen älteren Bewohnern der Roten Kolonie, die in vielen Fällen dort weiterhelfen, wo die zugänglichen Quellen nicht ausreichen.

Die gemeinnützige Wohnungsbaugenossenschaft Troisdorf eG.

Der 60. Jahrestag der Wohnungsbaugenossenschaft im Jahre 1978 war Anlaß zu einer innerbetrieblichen Gedenkstätte, in der die Entwicklung und die Leistung der Wohnungsbaugenossenschaft in den 60 Jahren ihrer Tätigkeit gewürdigt wurden. Aus den im Laufe ihrer Geschichte entstandenen Denkschriften und einer Ergänzung der noch nicht in einer Denkschrift verewigten Leistungen der Wohnungsbaugenossenschaft wurde ein Fazit gezogen, in dem vor allem die Situation zum Zeitpunkt der Gründung, die Motivation ihrer Gründungmitglieder, die Zahl der Mitglieder, die Zahl der errichteten und von Mitgliedern bewohnten Häuser und Wohnungen und die Möglichkeit, auch weiterhin aktiv für die Wohnungsbaugenossenschaft tätig zu sein, eine Rolle spielten. Auch wurden die Namen der Gründungsmitglieder genannt, die mit der Geschichte der Wohnungsbaugenossenschaft für alle Zeiten verbunden bleiben. Hier stehen für viele die Namen von Pfarrer Kenntemich, Bürgermeister Klev, Rektor Friedrich und Oberloklführer Schlösser.

Es wird von allgemeinem Interesse sein, wenn die Entwicklung der Wohnungsbaugenossenschaft, ihre Bautätigkeit und ihre Erfolge auch einem breiteren Interessentenkreis zur Kenntnis gebracht werden.

Nach der Geschichte der Wohnungsbaugenossenschaften in Deutschland ist die Wohnungsnot in allen Fällen die Triebfeder zur genossenschaftlichen Gründung gewesen. Als der Erste Weltkrieg eine bis dahin nicht gekannte Wohnungsnot auslöste, entstand die Gemeinnützige Wohnungsbaugenossenschaft Troisdorf eG mit dem Ziel, an der Behebung des Wohnungsnotstandes der breiten Schichten der Bevölkerung in der Gemeinde Troisdorf mitzuwirken. Auch hier haben weitblickende Männer erkannt, daß eine durchgreifende Besserung der Wohnungsverhältnisse nur erreicht werden konnte, wenn diejenigen, welche die Wohnungen bewohnen sollten und die das Wohnungselend zur Genüge aus eigener Erfahrung kennengelernt hatten, maßgeblichen Einfluß auf den Bau und die Gestaltung der Wohnungen erhielten.

An einem Herbstsonntag des Jahres 1918 war der Saal des Hotels „Zum Kronprinzen“ in Troisdorf reserviert und vorbereitet für eine Versammlung, deren glücklicher Ausgang nicht nur für die unmittelbar Beteiligten von größtem Interesse war. Vielmehr sollte das Ergebnis dieses Treffens für die Gemeinde und ihre Bürger zum Meilenstein werden für die weitere Entwicklung und Verbesserung der kommunalen Sozialstruktur. Demgemäß fühlten sich die etwas mehr als fünfzig Versammlungsteilnehmer, die sich an jenem 29. September 1918 zusammenfanden, getragen von dem Ver-

trauen und der Hoffnung der gesamten Troisdorfer Bürgerschaft und ihrer Repräsentanten. Einziger Punkt der mit Erfolg abgewickelten Tagesordnung: Gründung der Wohnungsbaugenossenschaft Troisdorf. 13 Jahre nach der Gründung wurde die Wohnungsbaugenossenschaft Troisdorf durch Beschluß des Regierungspräsidenten zu Köln vom 14. Januar 1932 mit Wirkung vom 7. Oktober 1931 als Gemeinnütziges Unternehmen anerkannt. Dieser zweifellos bedeutsame Schritt auf dem Wege der wirtschaftlichen Weiterentwicklung brachte jedoch für die Genossenschaft kaum eine Änderung bezüglich ihrer von Anfang an bestehenden Zielsetzung mit sich. Die Mustersatzung des Verbandes formuliert den Zweck der Wohnungsbaugenossenschaft gemeinnütziger Art mit nahezu den gleichen Worten, wie er schon von den Gründern des Unternehmens verstanden worden war:

„Den Mitgliedern zu angemessenen Preisen gesunde und zweckmäßig eingerichtete Kleinwohnungen zur Miete oder zum Erwerb im Sinne der Gemeinnützigkeitsverordnung und ihrer Ausführungsbestimmungen zu verschaffen.“

Es ist wohl nicht vermessen, zu behaupten, daß gerade die Wohnungsbaugenossenschaft in den nunmehr 60 Jahren ihres Bestehens der Gemeinnützigkeitsidee in idealer Weise Rechnung getragen hat.

Die Gemeinnützigkeit ist ein Prädikat, das die Wirkungsweise des Unternehmens als gemeinsame wirtschaftliche Selbsthilfe klassifiziert, die ihren primären Anwendungsbereich in der Bewältigung sozialpolitischer, also außerhalb ihrer Organisation liegender Aufgaben findet. Durch eine angemessene Verzinsung des eingebrachten Kapitals, durch weitgehend ehrenamtliche Tätigkeit vieler ihrer Helfer, durch den Verzicht auf Gewinnmaximierung und nicht zuletzt durch Förderung und Unterstützung von außen ist die Wohnungsbaugenossenschaft Troisdorf in die Lage versetzt, vielen Minderbemittelten eine preiswerte Wohnung mit guter Ausstattung zur Verfügung zu stellen. Sie vollbringt dadurch ein wahrhaft gemeinnütziges Werk.

Gemeinschaftliche Arbeit am gemeinsamen Ziel rief die Wohnungsbaugenossenschaft in Troisdorf ins Leben, und eben dieses gemeinsame Verantwortungsgefühl aller Beteiligten hat über ein halbes Jahrhundert hinweg ihre Arbeit geprägt.

In diesem Sinne paaren sich Gemeinnützigkeit und Gemeinschaftssinn zum Merkmal erfolgreichen unternehmerischen Wirkens.

Die Bautätigkeit

In den 60 Jahren ihres Bestehens hat die Gemeinnützige Wohnungsbaugenossenschaft Troisdorf ihren Hauptzweck, nämlich Wohnungen zu bauen, nicht immer leicht erfüllen können. Das politische und wirtschaftliche Auf und Ab des hinter uns liegenden halben Jahrhunderts ließ das Unternehmen nicht unberührt.

Die Genossenschaft begann im Jahre 1919, schon wenige Monate nach der Gründung, das erste Bauvorhaben von Mietshäusern an der Friedensstraße. Im Jahre 1921 folgte der zweite Abschnitt an der Nordstraße und Sieglarer Straße. Doch schon hier zeigten sich die ersten Schwierigkeiten. Die fortschreitende Inflation und der Mangel an Baumaterialien zwangen zu erheblichen Einschränkungen der ursprünglich gefaßten Pläne. Statt der zunächst geplanten 56 Wohnungen, die als Zwei- und Einfamilienhäuser in kleinen Baublöcken räumlich voneinander abgesetzt errichtet werden sollten, konnten insgesamt nur zehn Mietshäuser fertiggestellt werden.

Ein heutzutage etwas kurios anmutendes Zeugnis für die schwierige Situation, in der sich die Wohnungsbaugenossenschaft in dieser Zeit befand, bietet der überlieferte Text einer Inschrift am Langhaus in der Friedensstraße:

„Ich bin gebaut in trüben Tagen,
das möcht' ich jedem Nörgler sagen.“

Erfreulich ist, daß die Wohnungsbaugenossenschaft aber auch einen Kreis von Gönnern und Freunden gefunden hat, der ihr bei der Errichtung ihrer Ziele behilflich war. Insbesondere waren es die Gemeinde Troisdorf, die Dynamit Nobel AG, die Klöckner-Mannstaedt-Werke und die Bundesbahndirektion Köln, die der Genossenschaft durch Gewährung von zinsgünstigen Darlehen und preiswertem Bauland eine Finanzierung des Wohnungsbestandes mit ermöglicht haben. Bis zum Zweiten Weltkrieg konnte die Genossenschaft 400 Wohnungen errichten und 100 Wohnungen käuflich erwerben.

Ein Drittel des Wohnungsbestandes wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört.

Schmerzlicher noch als der Verlust an genossenschaftlichem Hausbesitz war die Tatsache, daß 27 Mitglieder des Bauvereins unter den Trümmern der eingestürzten Häuser ihr Leben verloren.

Die Überlebenden machten sich in den ersten Monaten nach dem Kriegsende in einem beispiellosen Einsatz gemeinschaftlicher Selbsthilfe daran, die erste Not zu lindern und wenigstens den Obdachlosen ein notdürftiges Dach über dem Kopf zu verschaffen. Die Verwaltung der Wohnungsbaugenossenschaft sah sich vor schier unlösbare Aufgaben gestellt. Wegen des Fehlens ausgebildeter Arbeitskräfte und mangels der notwendigen Baustoffe war es nur durch weitgehende Improvisation der Wohnungsinhaber und durch Nachbarschaftshilfe möglich, die Wohnungen zumindest notdürftig bewohnbar zu machen.

Eine aktive und gezielte Bautätigkeit war erst nach der Währungsreform 1948 wieder für uns möglich. Insbesondere durch die Gewährung von öffentlichen Mitteln (sozialer Wohnungsbau), konnten preiswerte Wohnungen für alle Schichten der Bevölkerung, insbesondere für die Vertriebenen, erstellt werden. So wurden seitens der Wohnungsbaugenossenschaft in den letzten 30 Jahren 1 350 Genossenschaftswohnungen im Stadtgebiet errichtet.

Der Bau von Eigenheimen

Schon bei der Gründung der Genossenschaft schwebte 1918 der Plan vor, den Mitgliedern Häuser bzw. Wohnungen nicht nur zur Miete, sondern auch zum käuflichen Erwerb zu überlassen. Dieser letztgenannte Zweck wurde ausdrücklich in der Satzung des Unternehmens festgelegt. Ausgehend von dem Gedanken, daß das Hauseigentum letztlich die Wohnform sein müsse, die für die Mitglieder angestrebt werde, schaffte die Genossenschaft damit die Voraussetzung zu einer Kapitalkonzentration in der Hand von Minderbemittelten, die ihnen aus eigener Kraft niemals möglich wäre. Natürlicherweise bringt dieses genossenschaftliche Anliegen ganz besondere Schwierigkeiten mit sich, die es dem Bauverein zumindest in den ersten Jahren unmöglich machten, ein solches Vorhaben in Angriff zu nehmen.

Erst im Jahre 1924 gelang es, in Troisdorf die ersten Eigenheime zu errichten. Allerdings war die Genossenschaft gezwungen, bei den Kaufanwärtern eine ausreichende Summe an Eigenkapital zur Voraussetzung zu machen; zudem wurden die ersten Eigenheime ausschließlich auf den Grundstücken der Eigentümer gebaut, also auf genossenschaftsfremdem Bauland. Das angestrebte Ziel lag jedoch darin, auf einem Siedlungsgelände Einfamilien-Eigenheime zu bauen, die interessierten Mitgliedern der Genossenschaft gegen eine Anzahlung in Kaufanwartschaft übergeben werden konnten. Insbesondere während des wirtschaftlichen Aufschwungs in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg konnte dieses Ziel in zahlreichen Fällen verwirklicht werden. Dabei hat die Genossenschaft sowohl Eigenheime in eigener Trägerschaft errichtet als auch die Errichtung von Eigenheimen betreut.

Gesamtbauleistung in 60 Jahren 1 195 Wohnungen.

Diese enorme Eigenheimbauleistung konnte nur erstellt werden mit Unterstützung der Stadt Troisdorf und der Dynamit Nobel AG, die unter unserer Trägerschaft größere Siedlungen z. B. in Troisdorf, vom-Stein-Straße, in Spich, Kiefernstraße, Holstein, Silbergasse, und Sieglar, Uhlandstraße, errichten ließen.

Die ständig steigenden Baukosten haben die Nachfrage nach Eigenheimen seitens unserer Mitglieder in den vergangenen Jahren mehr und mehr verringert. Dennoch oder auch gerade deshalb wird die Wohnungsbaugenossenschaft Troisdorf auch in der Zukunft nach besten Kräften versuchen, ihren Mitgliedern bei dieser Möglichkeit der Eigentumsbildung so weitgehend wie

möglich behilflich zu sein. Jetzt, da die Zeiten der drückenden Wohnungsnot glücklich überstanden sind, erwächst uns gerade mit diesem Zweig unserer Tätigkeit aufs neue eine bedeutungsvolle Aufgabe.

Modernisierung

Sehr viele Wohnungen, die in den letzten 50 Jahren errichtet wurden, entsprechen nicht mehr den Ansprüchen der heutigen Wohnkultur und werden von der Genossenschaft in den nächsten Jahren nach den Richtlinien des Wohnungsmodernisierungsgesetzes verbessert.

Die so modernisierten Wohnungen bieten oft aufgrund ihrer günstigen Lage zu den Arbeitsplätzen und Verkehrsmitteln, zu den Schulen und anderen Folgeeinrichtungen erhebliche Standortvorteile gegenüber Neubauwohnungen in den Außenbezirken der Gemeinden des Einzugsbereiches.

Die Tatsache, daß die Modernisierungsarbeiten in der Regel geringere Kosten als Neubauten und die modernisierten Wohnungen geringere Dauerlasten verursachen, weist den Weg für einen sinnvollen und wirtschaftlichen Einsatz der Mittel zur Finanzierung der Wohnraumversorgung.

Die Altbau-Modernisierung ist heute die rationellste und wirtschaftlichste Art der Wohnraumbeschaffung und dient gleichzeitig der Sanierung von Wohngebieten in unserer Stadt.

Im Jahre 1975 bis 1978 konnte die Genossenschaft 624 Wohnungen modernisieren, und im Jahre 1979 werden 206 Wohnungen verbessert.

Durch die am 1. Juli 1978 in Kraft getretene Änderung des Wohnungsmodernisierungsgesetzes sind bauliche Maßnahmen zum Einsparen von Heizenergie ein weiterer Bereich der Modernisierungsförderung.

Eigenkapitalbildung

Wenn auch unsere Baugenossenschaft im Laufe der vergangenen 60 Jahre immer wieder auf Hilfe von außen angewiesen war, um ihre Pläne verwirklichen zu können, so ist doch die Inanspruchnahme von Fremdkapital nur möglich, wenn die Entwicklung des genossenschaftseigenen Kapitalbestandes in angemessener Weise ansteigt. Dieses Eigenkapital bereitzustellen, obliegt satzungsgemäß den Genossenschaftsmitgliedern, die durch die Zeichnung von Anteilen die notwendigen finanziellen Mittel bereitstellen. So erwirbt das einzelne Mitglied mit seinem Anteil nicht nur das Wohnrecht, sondern auch in gewissem Sinne den Status eines Hauseigentümers: das eingebrachte Geld wird zum Bestandteil des Geschäftsguthabens und damit wirksam für das Gesamtunternehmen. Der Bauverein seinerseits ist dadurch in die Lage versetzt, den einzelnen Mitgliedern angemessene und billige Wohnungen zu verschaffen. So nützt ein Einzelner dem Ganzen, damit das Ganze dem Einzelnen nützlich sein kann.

Diese entscheidende Grundlage unseres Unternehmens verdeutlicht auch dem Außenstehenden die Wichtigkeit der Mitgliederzahl für den Erfolg der genossenschaftlichen Arbeit. Es ist wohl verständlich, daß die Wohnungsbaugenossenschaft neben den wohnungssuchenden Mitgliedern besonders an solchen interessiert ist, die in fördernder und helfender Absicht Geschäftsanteile übernehmen, ohne selbst auf eine Genossenschaftswohnung zu reflektieren. Im Laufe der Zeit ist es uns immer wieder gelungen, solche Freunde zu gewinnen. In erster Linie handelt es sich dabei um öffentliche Organe, Körperschaften und Großbetriebe.

Mitgliederbewegung

Bei der Gründung 1918 waren es 51 Mitglieder und nach dem Zweiten Weltkrieg 442. Der heutige Stand beträgt 2248 Mitglieder mit 9442 Geschäftsanteilen à 300 DM.

Dauerwohnrecht

Von ganz besonderer Bedeutung für die Mitglieder der Wohnungsbaugenossenschaft ist das sogenannte Dauerwohnrecht, das besagt, daß dem Bewohner die Wohnung zu Lebzeiten nicht gekündigt werden kann, außer bei Vorliegen besonders schwerwiegender Gründe, und daß dieses Wohnrecht auch auf die Erben übergeht und von ihnen in Anspruch genommen werden kann.

Die preisregulierende Wirkung der Genossenschaftswohnungen soll in diesem Zusammenhang ebenso genannt werden wie die Bereicherung des Stadt- und Landschaftsbildes von Troisdorf und Sieglar durch die schmucken Bauten der Wohnungsbaugenossenschaft. Glücklich verteilt auf das gesamte Stadtgebiet und eingebettet in die umgebende Landschaft, erfreuen die Wohnungen der Wohnungsbaugenossenschaft durch entsprechende Architektur und durch den Verzicht auf jegliche Monotonie in der Gestaltung.

Glückliche und zufriedene Familien in den Genossenschaftswohnungen, die ja praktisch unkündbar sind, den Mitgliedern der Genossenschaft ein lebenslangliches Wohnrecht garantieren und sie über ihre Genossenschaftsanteile zu Teilhabern des gesamten Genossenschaftseigentums gemacht haben, werden wie Eigentümer bodenständig und seßhaft. Damit werden die Voraussetzungen für die Bildung eines echten Bürgerbewußtseins und für die Bereitschaft zur Mitarbeit an den politischen und sozialen Aufgaben der Gegenwart erfüllt.

Die Wohnungsbaugenossenschaft wird sich auch in Zukunft ihrer schönen und sozialen Aufgabe verpflichtet fühlen.

Vorstand und Aufsichtsrat
der Gemeinnützigen Wohnungsbaugenossenschaft
Troisdorf eG

Troisdorf, den 15. Januar 1979

Haus Heep

Von Hedwig Bäte

Ein uralter Handelsweg strebt von Troisdorf herkommend am Rande der Wahner Heide entlang¹ nach Norden, der Nieder- und Mittelstraße der Kölner Bucht trennende Mauspfad². Funde aus der Bronze- und Hallstattperiode lassen annehmen, daß der Mauspfad als Verkehrsweg schon zu dieser Zeit genutzt wurde³.

Mit dem ausgehenden Mittelalter übernahm die im 16. Jahrhundert chausseeartig ausgebaute Frankfurter Straße (Chaussee) teilweise die alte Trasse des Mauspfades und deren Aufgabe: „Für den Handelsverkehr zwischen dem Rheinland, den Niederlanden und England einerseits und Süddeutschland, Österreich, Ungarn und Italien andererseits war sie bereits vor dem Ausbau jahrhundertlang von größter Wichtigkeit, der kaum ein anderer Verkehrsweg an Bedeutung gleichkam“⁴.

An dieser historisch bedeutenden Straße liegt das im Volksmund „Haus Heep“ genannte Fachwerkgebäude.

Benannt wurde dieses Haus nach einem ehemaligen Besitzer, der auf einer Aufnahme des Jahres 1918 mit seiner Frau Katharina vor seinem Anwesen für den unbekannten Fotografen posierte (vgl. Abb. 26).

Die Quellenangabe zum Haus und seinen Besitzern ist karg. Der erste urkundlich erwähnte Eigentümer des Flurstücks 73, Spich Flur 7, ist Johann Schreuer, wie dem Urriß zur Urkatasterkarte von 1821 zu entnehmen ist^{5 6}.

1837 wurde dieses Flurstück in die Flurstücke 73/1 und 74/1 geteilt, ohne daß ein Eigentumswechsel erfolgte⁷.

Im Katasternachweis von 1880/81 wurde der Eigentümer nicht genannt; desgl. im Katasternachweis 1893/94^{8 9}.

Im Grundbuch Band V, Artikel 193 vom 17. Juli 1892 erscheint als Eigentümer die „Ehefrau des Ackerers Christian Heep, Katharina geb. Schmitz in Spich“¹⁰.

Einer Erklärung des Christian Heep am „Königlichen Amtsgericht zu Siegburg“ vom 15. November 1890 ist zu entnehmen, daß Katharina eine Tochter der Eheleute Josef Schmitz und der Kristine Schreuer und seine Frau Erbin dieses Anwesens sei¹¹.

Am 9. Dezember 1963 erhielt ein Enkel des Namensgebers im Rahmen der Erbfolge Hof- und Gebäudefläche des Hauses Heep¹². Nach dem Erwerb des Gebäudes durch die Stadt Troisdorf kaufte die Fischer-Gastronomie GmbH am 28. April 1977 das Fachwerkhaus. Intention der Stadtväter war es, historische Bausubstanz – eingebunden in ihre Umgebung – die seit Jahrhunderten den Ortsteil geprägt und unverwechselbar

gemacht hatte, den Bürgern als urbanen Bestandteil ihres Wohn- und Lebensbereiches zu erhalten.

Die Tatsache, daß dieses Gebäude jahrelang nicht bewohnt war, läßt ahnen, in welchem Zustand sich das Fachwerkhaus befand; außer Verwüstungen im Innern hatten Diebe den verwahrlosten Zustand zum Anlaß genommen, einen besonders schönen Bestandteil zu entwenden, die durch ihre klare Linienführung gegliederte Tür an der Süd-Ostseite.



25 Haus Heep 1977

Die Renovierung und Einrichtung des Gebäudes als Gasthaus wurde von den Erwerbern mit einem dreiviertel Jahr veranschlagt. Bei eingehenden Untersuchungen der Bausubstanz stellte man aber fest, daß das Fachwerk nur teilweise verwendbar, die Zwischenwände und Fundamente ganz erneuerungsbedürftig waren.

Ein für die Bewahrung alter Häuser besonders engagierter Architekt aus Sieglar konnte für die Planung gewonnen werden, der die Aufgabe übernahm, die äußere Gestalt des Hauses mit der späteren Funktion zu verknüpfen.

Die hier beigelegten Ansichten zum Bauantrag zeigen, im Gegensatz zum Turmhof, die asymmetrische Einfügung der Fenster in die Gefache, wie sie etwa der Junkershof, beide in Bergheim, aufzeigt. (Vgl. hierzu: Brodeur, H., in: TJH II und III.) Ein weiterer Unterschied zum heimischen Fachwerkbau dieser Region weist die Giebelwand der Süd-Westseite des Gebäudes auf, die aus Feldbrandsteinen gemauert ist.

Die Ausführung der Giebelwand, die unterschiedliche Anordnung der Außenständer und des der Nord-Ost-



26 Haus Heep um 1918. Christian Heep und Frau Katharina geb. Schmitz vor ihrem Haus

27 (Nebenseite) Haus Heep auf dem Urriß zur Urkatasterkarte 1821



Flur 2



seite zugeordneten Tonnengewölbes des Kellers lassen vermuten, daß die ursprüngliche Bausubstanz erweitert wurde.

Nach dem Beginn der Restaurierungsmaßnahmen – das Skelett des Fachwerks wurde freigelegt – machte der Wasserrohrbruch am 4. Juni 1977 alle zeitlichen und finanziellen Planungen zunichte.

Die Aufnahme eines Redakteurs des Rhein-Sieg-Anzeigers (vgl. Abb. 28) vermittelt einen Einblick vom Auf-

abgetragenen Balken ergab, daß die im Anbau verwendeten Hölzer mit aller Wahrscheinlichkeit älter als die des Urgebäudes sein mußten; ein Aufschluß darüber, daß unsere Vorfahren sparsam mit ihren Materialien umgingen.

Ende August war die Kellerdecke fertig. Danach begann wieder Balken für Balken der Aufbau des Fachwerks und die Wiederherstellung des neuen alten Giebels. Selbst die alten Fenster wurden in mühseliger Kleinarbeit restauriert, um möglichst viele Bestandteile des



wand der nun notwendigen Baumaßnahmen; der Keller mußte unterfangen und eine Betondecke eingezogen werden.

Der Zustand der Baustelle wurde von der Bevölkerung mit „gemischten Gefühlen“ zur Kenntnis genommen. Einige Spicher Stadtratsmitglieder gingen gar so weit, die Stadtverwaltung aufzufordern, „den Schandfleck von Spich auf die eine oder andere Art zu beseitigen“. Für die ohnehin durch die entstandenen Schwierigkeiten belasteten Bauherren waren Äußerungen dieser Art kein Anlaß, das Vorhaben aufzugeben.

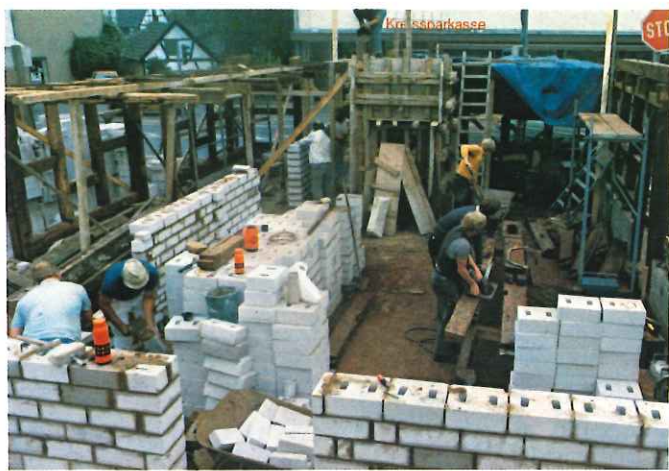
Im Juni des folgenden Jahres konnte das Skelett Stück für Stück abgetragen werden. Die Untersuchung der

28 Totale Demontage vor dem Wiederaufbau

29–36 Eindrücke vom Abriß und Wiederaufbau von Haus Heep und die Persiflage im Spicher Karnevalszug

alten Hauses beim Wiederaufbau einzubeziehen. Als der Giebel mit Tannengrün und bunten Bändern geschmückt wurde, konnte ein schwieriger Bauabschnitt abgeschlossen werden.

Die Anteilnahme und Freude der Spicher Bevölkerung über den Wiederaufbau „ihres“ Fachwerkhäuses kam bei der Gestaltung des Rosenmontagszuges zum Ausdruck; Nachbildungen des Hauses mit dem Spruch: „Hurra! die Heep's Eck ist wieder da!!!“





Ende Juli werden die sorgfältigen und daher zeitraubenden Arbeiten des Innenausbaus abgeschlossen sein. Die in zweieinhalb Jahrhunderten ständig wechselnden Funktionen des Hauses werden in diesen Tagen wieder um eine bereichert: ein Ort, wo man essen und trinken kann, wo man lacht oder nachdenklich wird, spricht oder zuhört, Freunde trifft oder Fremde kennenlernt, eben ein ‚Wirtshaus‘!

Quellen:

- 1 Dr. Koch, in: Heimatblätter des Siegkreises, 2. Jg., April/Juni 1927, Heft 2/3, S. 27.
- 2 Hirtsiefer, W., ebd., S. 32.

37–39 Bauantragszeichnungen vom 6. 5. 1977. Helmut Scheerer.

40 (Nebenseite) Haus Heep, Sommer 1979

- 3 Koch, ebd., S. 27.
- 4 Hirtsiefer, W., ebd., S. 34.
- 5 Katasternachweis 1823, Spich, Flur 7, Flurstück 73.
- 6 ebd.
- 7 Katasternachweis 1837, Flur VII, Spich, Flurstück 73/1 und 74/1.
- 8 Katasternachweis 1880/81, Flur VII, Gemarkung Spich, Flurstück 74/1, Flurstück 454/73.
- 9 Katasternachweis 1893/94, Flur VII, Gemarkung Spich No. 79, Flurstück 74/1, 508/73.
- 10 Grundbuch-Tabelle, Grundbuch von Spich, Band V, Artikel 193, Grundsteuer-Artikel No. 756.



11 ebd. Eidesstattliche Erklärung des Christian Heep vom 15. November 1890. Da sie von inhaltlichem und stilistischem Interesse ist, sei sie im Wortlaut wiedergegeben.

**Verhandelt am Königlichen Amtsgericht zu Siegburg
am 15. November 1890**

In Sachen betr. Anlegung des Grundbuchs für den Gemeindebezirk Spich erschienen zufolge Ladung der Ackermann Christian Heep aus Spich, der unter Ueberreichung eines von ihm als richtig anerkannten Auszuges betr. Art. 438 erklärte:

Ich bin im Jahre 1872 mit der Katharina Schmitz zur Ehe geschritten, nachdem wir vor Notar Boersken in Siegburg einen Ehevertrag errichtet hatten. Was im Ehevertrag stand, weiß ich nicht anzugeben. Ich werde Ausfertigung des Ehevertrages binnen 14 Tagen einreichen.

Zufolge Theilung aus dem Frühjahr 1872 sind meiner Ehefrau aus dem Nachlasse ihrer Eltern Josef Schmitz und Christine Schreuer die Parzellen 1 Nr. 5 mit Baulichkeiten unter Nr. 6?, 6, 7, 8 zugefallen. Hierüber lege ich einen Looszettel „Nr. 1“ ohne Datum an. Weitere Urkunden sind nicht vorhanden. Der Looszettel führt die Parzellen auf.

Gekauft haben wir laut Akten Notar Brabender vom 4. Nov. 1874 Az. 11 Nr. 3329, vom Ackerer Martin Wolf zu Spich die Parzelle 1 Nr. 9.

Meine Ehefrau hatte nun einen Bruder, den Wilhelm Schmitz. Dieser starb gegen Ende der 70er Jahre ohne Leibeserben zu hinterlassen und wurde von meiner Ehefrau allein beerbt. Mein Schwager kann auch noch 1880 gestorben sein, genau weiß ich es nicht. Durch Testament vom 29. April 1869 vom Notar Würzer/Az. 11 Nr. 22327, hatte der bald darauf verstorbene Heinrich Schreuer, der Bruder meiner Schwiegermutter, diesem das Anwesen zu Spich an der Dorfstraße, „wie er es von seinen Eltern gekauft hat“ vermacht.

Ich lege Akten von Notar Würzer vom 2. Februar 1842, Az. 11 Nr. 4930, vor, aus dem sich der Ankauf von Parzellen I Nummern 3, 12 und 13 — mit Baulichkeiten unter Nr. 7 — seitens des Heinrich Schreuer und Ehefrau Sibilla geb. Blömer ergibt. Ich meine die Parzelle I Nr. 2 müßte auch zu den damals gekauften Anwesen gehören, wiewohl sie in der Akte nicht aufgeführt ist. Jedenfalls ist die Parzelle Erbgut meiner Ehefrau.

Die Parzelle I Nr. 4 ist irrtümlich auf meinen Namen gekommen. Sie gehört den Erben Heinrich Schreuer, die Witwe Heinrich Schreuer hat die Nutznießung davon. Ich bewillige, daß die Parzelle auf den Namen der Erben Heinrich Schreuer kommt, die noch mehr Grundstücke in der Gemeinde Spich besitzen. Das Grundvermögen ist in keiner Weise belastet. Ich beantrage und bewillige die Eintragung im Grundbuche gemäß dem Vorgetragenen und gemäß den Bestimmungen des Ehevertrages. Auf Eintragung des Nießbrauchs, der mir als Ehemann am Sondergut der Ehefrau zusteht, verzichte ich. Hinzufügen habe ich noch, daß die Parzelle I Nr. 11, Sondergut von mir ist, angefallen am 30. Mai 1870 aus dem Nachlaß meiner Eltern Heinrich Heep und Margarethe Schwellenbach. Dies gehört zu einer großen Parzelle in der Gemeinde Spich. Ich beziehe mich auf das Zeugnis des Gemeindevorstehers. Die überreichten Urkunden habe ich zurückerhalten. Vollmacht meiner Ehefrau werde ich einreichen.

Gegenwärtig: Gerichts-Assessor
MAPP

vorgelesen, genehmigt und
unterschrieben
CHRISTIAN HEEP
z. Kgl. Mapp

Verhandelt (Verh.)

Widergut (?) zum Besprechungstermin des Gemeindevorstehers
SCHMITZ.

(Namenszeichen unleserlich) G. A. Nr. 48 werden beigelegt.
Gerichtsassessor S. d. 15. Nov. 90

verhandelt

a) ? -Akten an die Ehefrau b) mit beglaubigter aus ?
HEEP 1. für die ? gemeinschaft
2. für den ? HEEP

c) Beglaubigte Abschrift des Protokolls ? betr. I Nr. 4 und des
Abschrift des Protokolls und des
? Akten anzulegen:

d) Eigentum besonders bescheinigen für die Ehefrau hinsichtlich
der Parzelle I. Nr. 2.

e) Mithin n. M. I. zu erinnern an die Einsendung der Vollmachten.
S. d. 29. Nov. 90 Namenszeichen ?

12 ebd. A 1607.

16 Oberlarer Türen

Von Helmut Schulte

Die *Tür* – besonderes Markenzeichen des Hauses –, durch die Eigentümer und Fremde das Haus betreten oder verlassen, war immer Anlaß zu allerlei künstlerisch-handwerklichen Extratouren. Und noch heute gilt – das ist psychologisch von Bedeutung: „Zeig mir deine Tür, und ich sage dir, wer du bist.“ Die Tür verrät viel von dem, der hinter ihr lebt. Wie er ist, wie er scheinen möchte. Glücklicherweise wird so dem „Kenner“ vor Betreten des Hauses deutlich, wer hier wohnt, ohne daß ein Gauner einen Zinken hinterlassen mußte.

Oft ist die Tür der einzige stilistische Hinweis auf die Entstehungszeit des Hauses, entweder weil das Haus – vor allem auf dem Land – von ganz einfacher Bauweise ist, oder weil inzwischen die Fassade verändert wurde.

16 Türen sprechen in Oberlar und im unmittelbaren Grenzbereich (Talweg/Bahnstraße) die Sprache des Stilbereichs *Historismus mit gotischen Akzenten bis Neue Sachlichkeit*, wobei der Zwischenbereich *Jugendstil* überwiegt.

Türen des Historismus

Der Historismus schließt sich an den Klassizismus an und durchläuft wiederholend die klassischen Stilformen der Romanik, Gotik, Renaissance und des Barock. Er reicht zeitlich vom Ende des 19. Jahrhunderts bis ins erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts; wird allerdings auf dem Land auch noch später angetroffen*).

Tür – Haus Bahnstraße 94 (Abb. 49)

Diese einmalig schöne Tür, unauffällig in einem desolaten Haus, zeigt deutliche Merkmale des gotischen Historismus'. Die Untertür ist gekennzeichnet durch zwei Felder, in die in flacher Reliefform spitzbogige zweiachsige Fenster eingeschnitten wurden. Den Übergang zur Obertür leistet ein Schmuckband (in der Mitte ein Schild mit den Initialen JS und symmetrischen Rankenanordnungen rechts und links). Mehrstufige Säulchen rahmen die beiden Fenster (ursprünglich anders (blei-?)verglast), deren Profilierungen in flachen Kleeblattbogen enden. Über den Kämpfern folgen zwei fein verzierte Eselsrücken („spanisch-maurische Gotik!“) der Form des Kleeblattbogens. Fialen über den Kämpfern und Kreuzblumen an der Spitze der Eselsrücken bilden einen eleganten Abschluß. Der Türkämpfer wird von einem Zinnenkranz bekrönt. Die stark profilierte Türschwelle und das glatte Oberlicht begrenzen dieses Tür-Kunstwerk. Unnötig zu erwähnen, daß das neue Türschloß, die Klingelknöpfe und die Blechbriefkästen, aber auch das Ornamentglas den Gesamteindruck negativ beeinflussen.

Tür – Haus Lindenstraße 11 (Abb. 44)

Historismus mit Renaissanceprägung ist das Stilmerkmal dieser Tür, deren unterer Teil von einem mehrfach gerahmten Diamantschnittprofil beherrscht wird, während der mittlere und obere Teil der erkerartigen Akzentuierung des Fensters gilt. Zwei mehrfach profilierte und kannelierte Säulen ruhen auf Volutenlätzen und flachen Münzenketten, die durch ein Querprofil verbunden sind. Auf den ionischen Kapitellen ruht der dreistufige Architrav mit zwei Diamantschnitten und drei Rhomben. Über dem Fenster mit seinem Ziergitter (Einrollungen und stilisierte Blumen) wölbt sich ein Blendbogen, durch einen Schlußstein mit Trapezdiamantschnitt mit dem Architrav verbunden. Die weiße Gardine wirkt hinter dem hellen Fenstergitter sehr störend.

Tür – Haus Gertrudenweg 10 (Abb. 41)

Eindeutig verwandtschaftliche Stilkennzeichen hat diese merkwürdig tonig gestrichene Tür, die hier in der Zeichnung vorgestellt wird. Sie besticht als gesamte handwerkliche Arbeit in Aufbau und Struktur, wenn auch die Form in unserer Gegend nicht selten vorkommt. Ein fast völlig identisches Stück findet sich im Haus Lindlaustraße 11. Die Tür lebt von überwiegend geradlinigen Profilierungen, zwei stark herausgearbeiteten Balken, die sich – vom Schwellenbereich bzw. von der Fensterbegrenzung kommend – im Briefschlitzbereich – langoval quer vertieft – in Profillätzen treffen, und dem schmalen von der Gitterblume (Jugendstil) verzierten Fenster.

Türen des Jugendstils

Der Jugendstil löst den Historismus ab. Sein besonderes Merkmal ist der Einbezug von Motiven aus der Natur in Kunst und Architektur. Sein Beginn liegt im 1. Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts.

Tür – Haus Lindlaustraße 29 (Abb. 52)

Der Übergang zwischen Historismus und Jugendstil zeigt sich deutlich in dieser gut erhaltenen und ansprechend restaurierten Tür. Vom Material her ist sie zwar noch sehr solide, in den Profilierungen aber schon deutlich flacher. Alle Flächen werden aus der einfachen

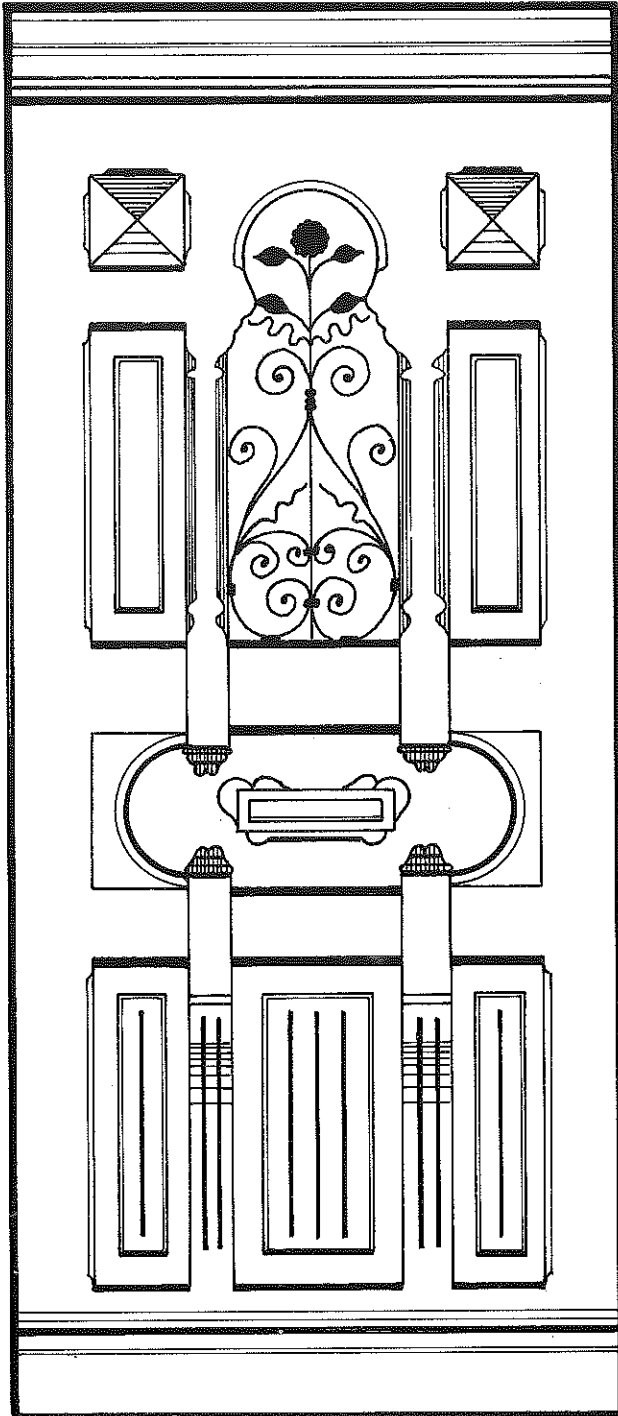
*) Vgl. Schulte, Helmut, *Schöne Fassaden, Niederkassel*, 1979, 14 ff.; ders. in TJH 1977, 42 ff.

rechteckigen in eine geschweifte Form überführt. Typische Jugendstilkennezeichen sind in der Untertür die Viertelräder der Außenfelder, die zarteingeschnitzte Blume in der Mitte, im Mittel- und Obertürbereich das Gitter des Fensters, die Blumenrosette und die beiden quadratischen, mit Distelblättern verzierten Felder und die drei tiefen Kannelierungen darunter.

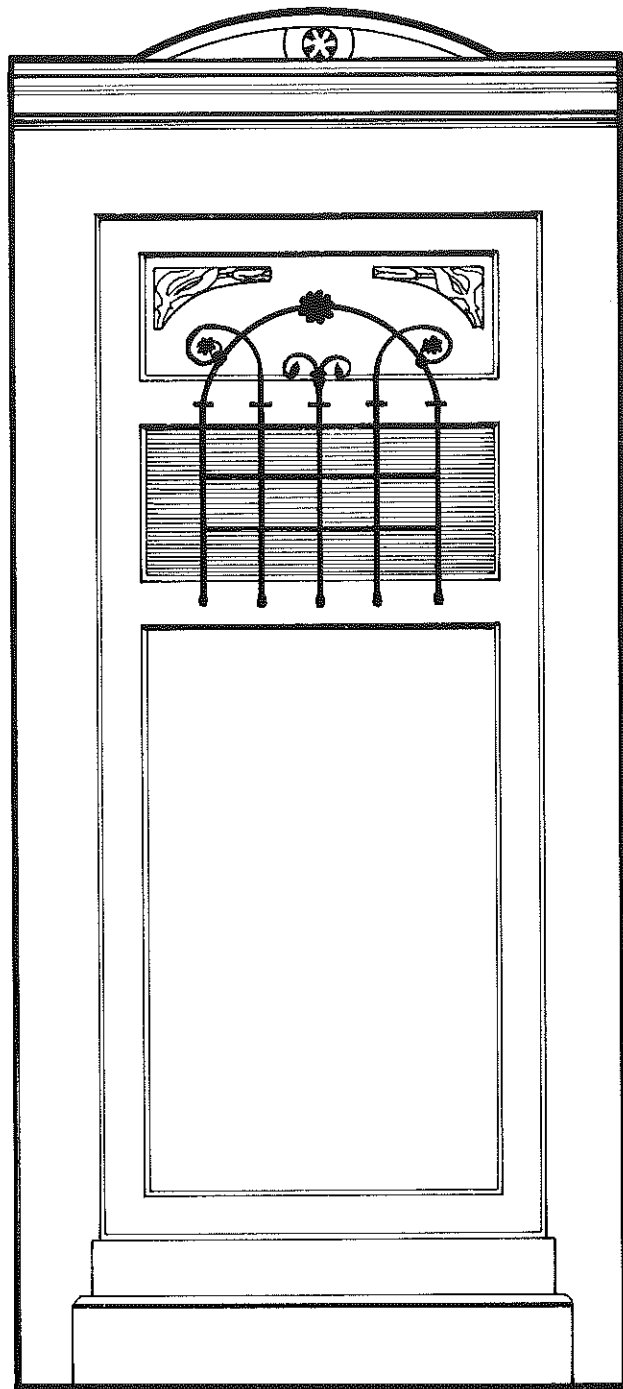
Tür – Haus Landgrabenstraße 49 (Abb. 47)

Sehr gepflegt und offenbar im Original noch völlig erhalten präsentiert sich diese Jugendstiltür. Besonders schön in der Untertür eine Blumenschnitzarbeit mit Margueriten und Bändern, der integrierte Briefschlitz und in der Obertür das Fenster, das hier weniger vom

41 Tür des Hauses Gertrudenweg 10



42 Tür des Hauses Marienstraße 11



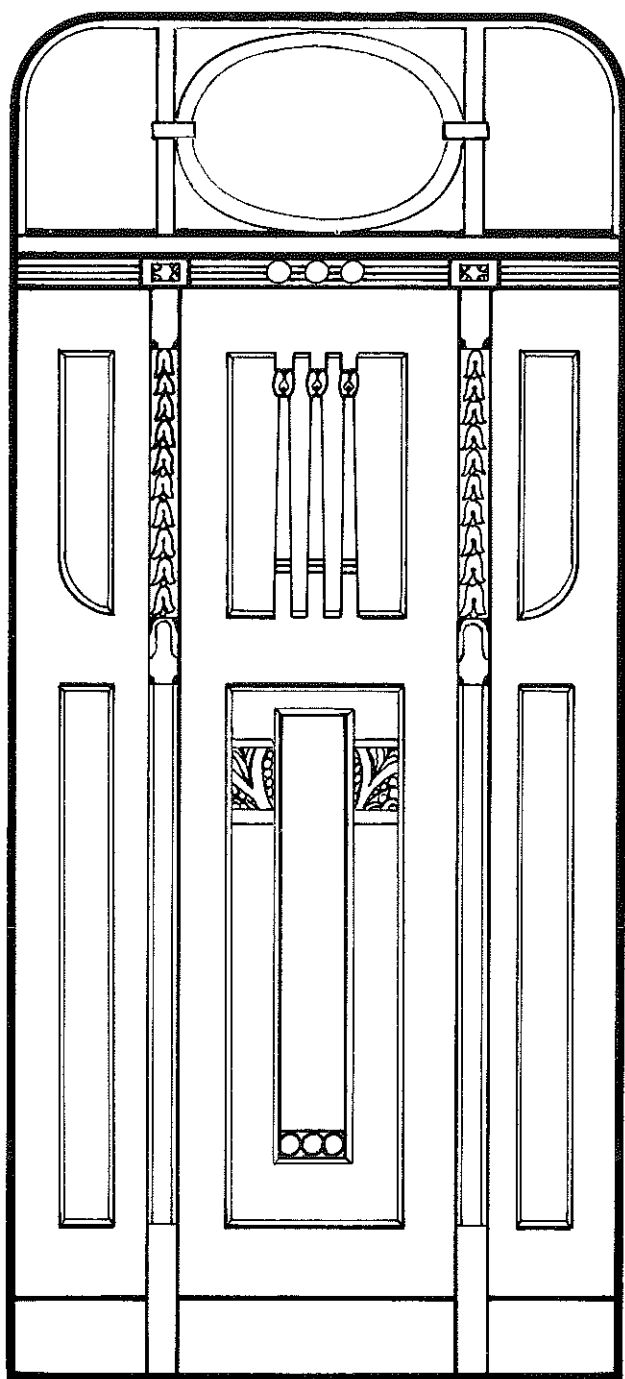




Gitter als vom dahinterliegenden Buntglas mit seinen Blumenmotiven bestimmt wird. Auch das Oberlicht ist bleiverglast und trägt ein Blumenmotiv.

43–50 (Vorseiten) Türen der Häuser Lindlaustraße 13, Lindenstraße 11 (oben links), Marienstraße 11, Talweg 5 (unten links), Landgrabenstraße 49, Lindenstraße 15 (oben rechts), Bahnstraße 94, Pastor-Willem-Straße 11 (unten rechts)

51 Tür des Hauses Ecke Plusstraße 2/Lindenstraße



Tür – Haus Lindenstraße 15 (Abb. 48)

So angenehm Buntglas in der vorbeschriebenen Tür wirkt, so störend ist es in dieser Tür. Es dürfte auch – bei der Fensterform – nicht ursprünglich so ausgesehen haben. Ansonsten zeigt diese Tür einige schöne Jugendstilmerkmale. Die Mittelachse, unten fuß- oder wurzelartig beginnend (mit einem Blumenmotiv im Dreieck), weitet sich unter den Fenstern in ein schönes Blumenmotiv aus, das sich in der Spitze zwischen den auslaufenden Fenstern vom Motiv her wiederholt, flankiert von zwei Blumenprofilen am äußeren Rahmen. Eine insgesamt fröhlich-schwingende Tür, in der vielleicht die diagonale Verbretterung der Türfüllungen der Untertür ein wenig die Bewegung bremst.

Tür – Haus Pastor-Willem-Straße 11 (Abb. 50)

Ein wenig Angst hat der Verfasser, daß diese Tür in vornehmer Jugendstilprägung den umfangreichen Restaurierungs- und Umbauarbeiten am Haus zum Opfer fällt. Die sonst übliche Trennung der Tür in Ober- und Unterbereich fällt hier weg. Die Tür erinnert an die Damenmode des Jugendstils: lange Kleider mit liebevoller hochgeschnürter Betonung des Brustbereichs. Dieser Bereich entspricht hier Fensterform und -vergitterung, die kelchartig über den einfachen rechteckigen Kassettierungen sitzen.

Tür – Haus Marienstraße 11 (Abb. 45)

Verwandte Züge sind in dieser weiß gehaltenen Tür zu erkennen. Ihr einziger Schmuck ist das schöngeformte Gitter. Feine Holzschnitzereien in der Türfüllung im Bereich der Gitterwölbung sind auf dem Foto nicht zu erkennen (vgl. aber Zeichnung Abb. 42).

Die besondere Vornehmheit erhält die Tür durch ihre Rahmung, die Empiremotive mitverwendet.

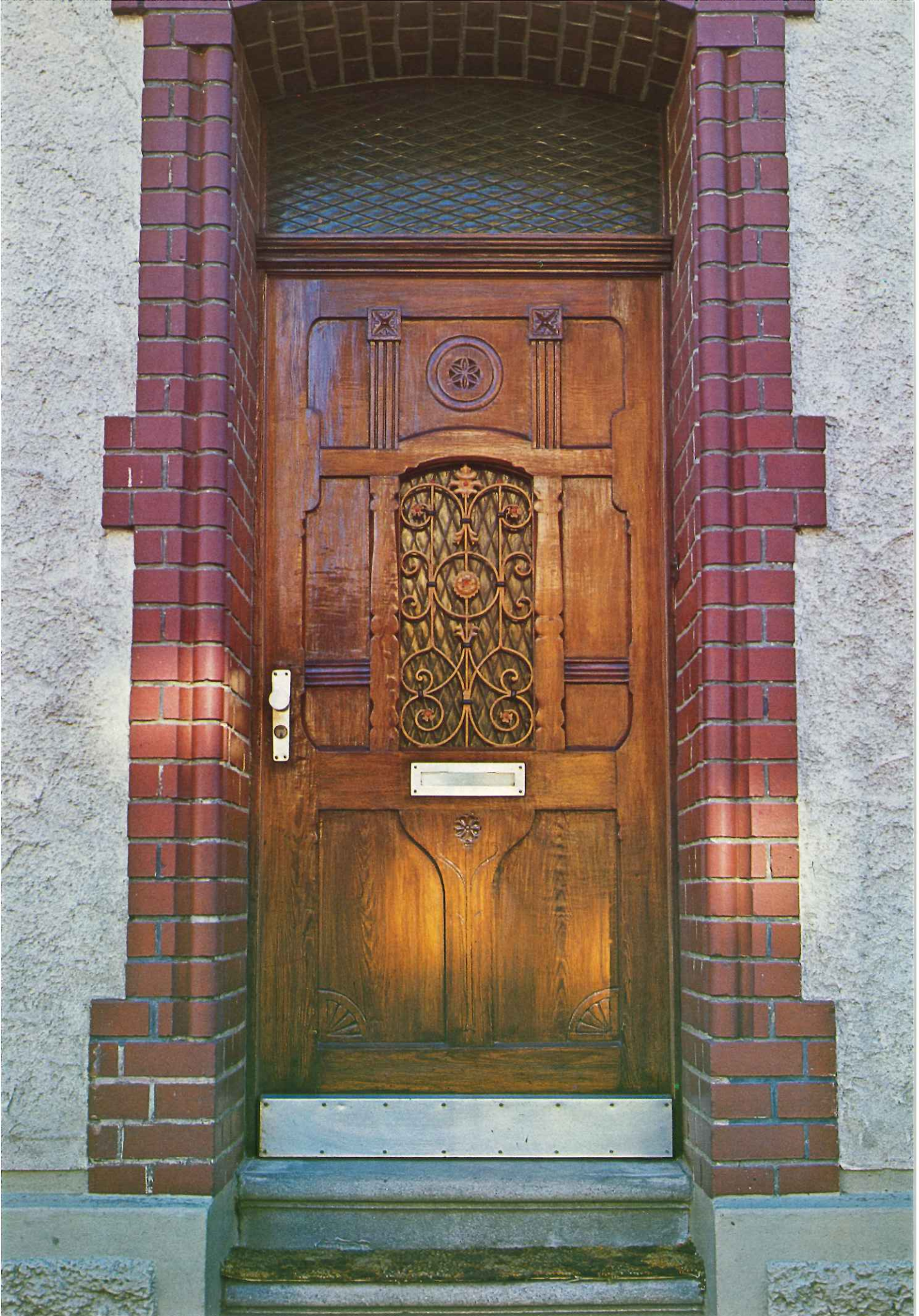
Tür – Haus Marienstraße 9

Das Gegenstück zu Abb. 45 wurde in Naturholzfarbe belassen; es wird hier in der Nachzeichnung vorgestellt. Die Gesamtstruktur (und die Schnitzereien) wird so noch deutlicher. Noch ein Wort zum Doppelhaus Marienstraße 9/11: In der Stadt Troisdorf gibt es nichts Vergleichbares. Völlig intakte sehr fein restaurierte Bausubstanz der Jahrhundertwende, ein Studienobjekt für den Kenner bis hin zum letzten Fenster – und zu den Türen!

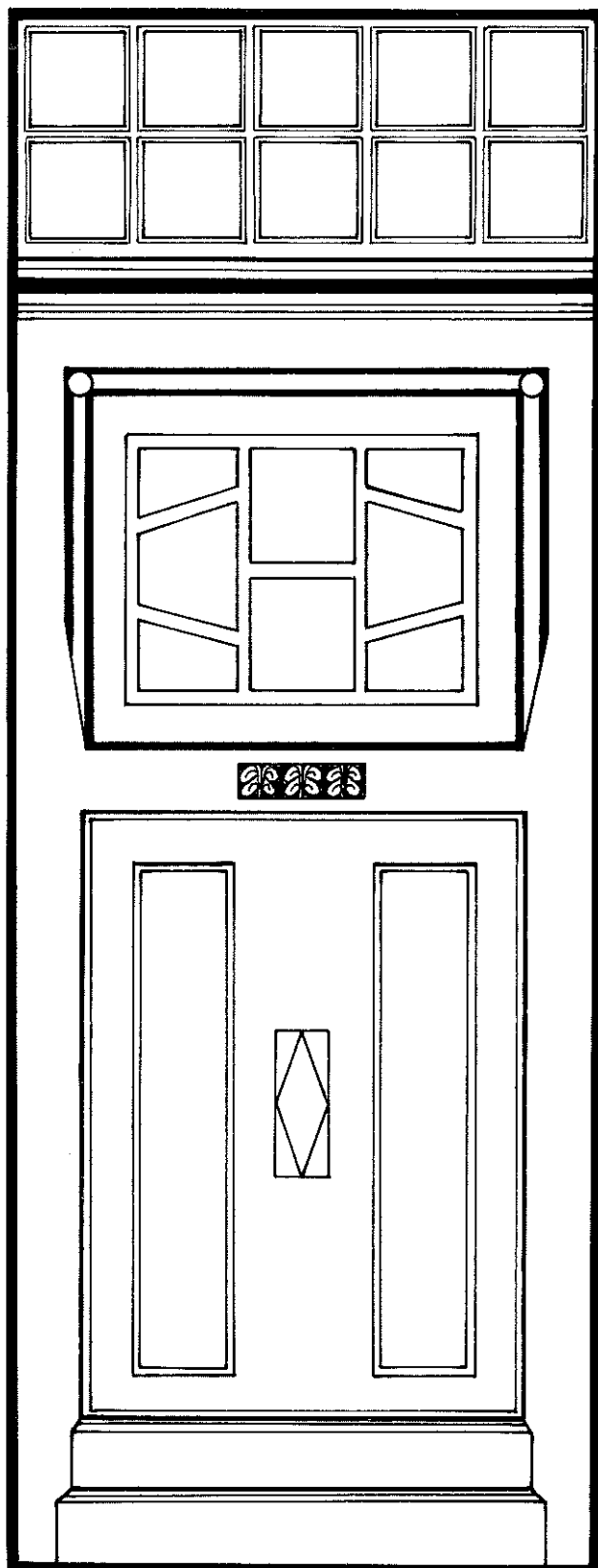
Tür – Haus Talweg 5 (Abb. 46)

In vielen Teilen identisch mit den vorbeschriebenen ist diese Tür, die einschließlich Türknauf und Schloß noch völlig intakt ist, wenn sich auch das Haus im gotischen Historismus in bedauernswertem Zustand vorstellt. Die Grundform des Gitters entspricht dem der Häuser

52 Tür des Hauses Lindlaustraße 29



Marienstraße 9/11, nur die Querstreben sind länger. In der mittleren Türfüllung ist eine feine Schnitzarbeit



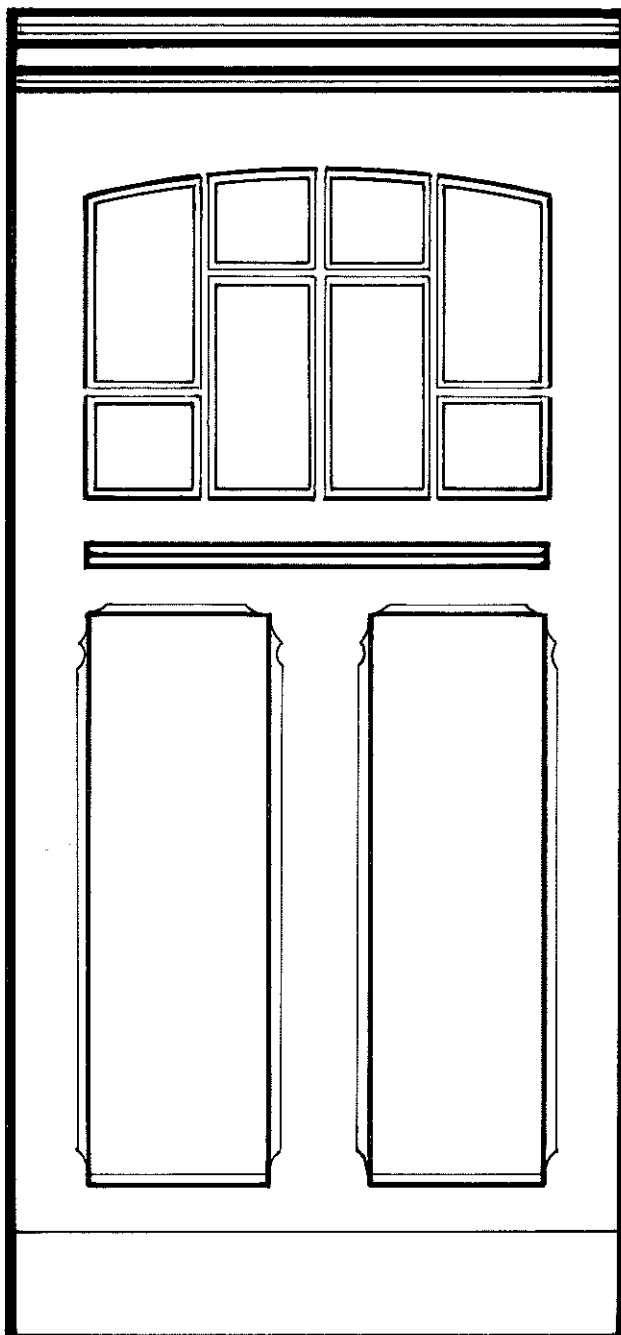
erkennbar: ein Männerkopf mit Blätterbart, von Blumenmotiven eingerahmt. Die Unterteilung der Füllung wirkt störend. Bei entsprechender Restaurierung wäre diese Tür ein besonderes Schmuckstück.

Tür – Haus Ecke Lindenstraße/Piusstraße 2 (Abb. 51)

Ein ganz besonders eindrucksvolles Stück „Oberlarer Jugendstiltüren“ – leider auch in ziemlich desolatem

53 Tür des Hauses Moltkestraße 13

54 Tür des Hauses Agnesstraße 19



Zustand, wie das gesamte schöne Jugendstilhaus! – ist diese Ecktür, ehemals Eingangstür zu einem Laden. Der dreiachsige Aufbau, die stilistisch bis ins Letzte durchkomponierte Gesamtstruktur mit den feinen Blüten- und Blattapplikationen heben diese Tür von der Qualität her von allen anderen weit ab. Noch ist sie von der Substanz her rettbar!

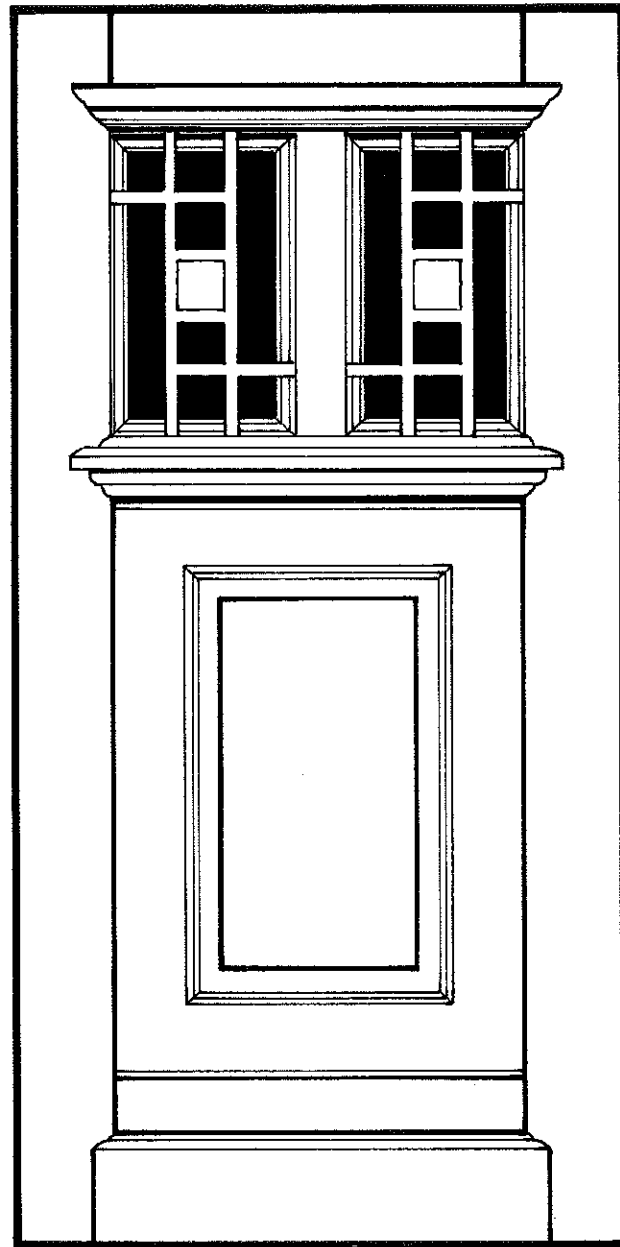
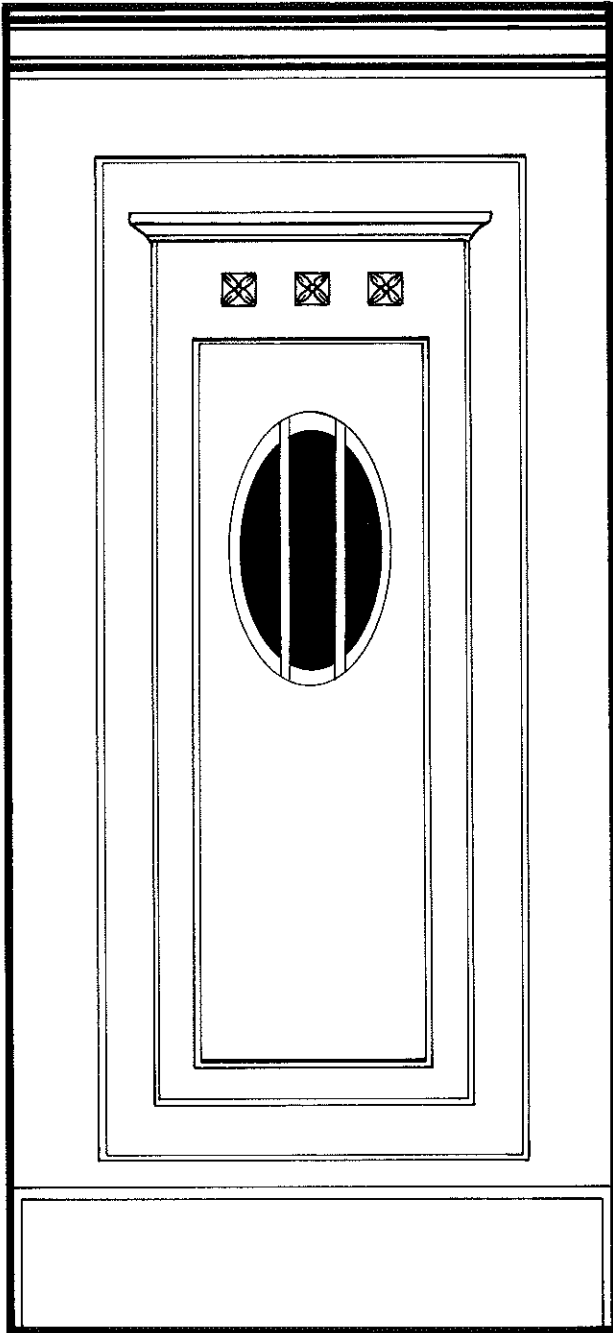
Konzeption des Kunstwerks der vorherigen Tür, dafür sind eine Reihe liebevoller Schnitzereien erkennbar. Im unteren Bereich ein Blumen- und Blattmotiv, das eine Gegenbewegung zu dem wurzelartig auslaufenden Mittelbalken darstellt. Unter dem Fenster ein Blütenband, das in drei senkrechten Rillen ausläuft. Oben neben dem Fenster zwei Blatt-Voluten. Eine handwerklich sicher originelle Arbeit!

Tür – Haus Lindlaustraße 13 (Abb. 43)

Eine schöne Tür in einem frisch renovierten Haus, die wieder eine völlig andere Sprache spricht. Es fehlt die

55 Tür des Hauses Marienstraße 26

56 Tür des Hauses Marienstraße 20



Türen der Neuen Sachlichkeit

Der Jugendstil verlief sich im 2. und 3. Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts in der Neuen Sachlichkeit, die Grundkonstruktionen des Jugendstils übernahm, auf seine dekorativen Garnierungen aber zunehmend verzichtete.

Tür – Haus Moltkestraße 13 (Abb. 53)

Außer dem kleinen Blattfries unter dem Fenster verzichtet diese Tür auf dekorativen Schmuck. Trotzdem wirkt ihre Struktur (einschließlich Oberlicht) überzeugend und irgendwie dem Jugendstil verpflichtet.

Tür – Haus Agnesstraße 19 (Abb. 54)

Deutlich der vorherigen Tür verwandt, lebt diese Tür allein vom Rhythmus zwischen Türfüllungen und Fenstergliederung.

Tür – Marienstraße 26 (Abb. 55)

Im ansprechend restaurierten Doppelhaus wird diese intakte Tür von einer harmonischen Grundstruktur, von

drei Blattquadraten und einem ovalen Fenster beherrscht.

Tür – Haus Marienstraße 20 (Abb. 56)

Bei dieser Tür ist die totale Abwendung vom Jugendstil vollzogen, diese Neue Sachlichkeit kommt wieder in die Nähe klassizistischer bzw. Renaissance-Formen. Die Profilierungen sind wieder stärker geworden. In der Struktur des Fenstergitters rechtfertigt sich aber die stilistische Zuordnung.

Zusammenfassung: 16 Türen in Oberlar

Oberlar kann stolz sein auf diese immerhin noch beachtliche Restsubstanz, die dem Ansturm der bombastischen Metalltüren oder der geistlosen Kunststofftüren standgehalten hat. Einige Türen müßten restauriert werden, alle sind aber in der Substanz noch gesund. Vielleicht erhalten sich die meisten trotz verpuschter Fassaden als Erinnerung an Oberlarer Bürgertum.

Me söhl et net für mühelich haale

Von Wilhelm Neußer

Fallobbs

Von Hannelore Groneberg

Zwei Johr hengereen woor em Aprell en kahl Naach en de Berreblöote komme, un ke Stöck hatt de Härrevs drennjehange un jelööch un uns Pänz de Muhl jelöstich jemaht.

Et wooren wirklich fein Berre. Ich jlööven, „Juute Luise“ dähten se heesche. Ävve net bloß, datt et att zwei Johr keen ze esse jejovve hatt, däht uss leed. Bahl noch schlemme woor, dat me net die Freud un die Opräajung jehatt hatten, die Berre kläue ze konne.

Nu joh, „Jute Luise“ hatte me och en ussem eejene Jaade zebasch. Ävve sett ühr nömme Äppel, Berre, Quätsche, Kiersche kläue jejange? Un schmücken die net vell besse?

Kott, doht üch net esu ahnstelle! Ich sehn et üch joh ahn, dat ühr och dobei woort!

Ija, un ongen ahn de Eck vom Krausse Dreieck hatt de Petsch henge sengem ahle Hüüsje esu en drei Aschbreet Jaade met jett Wiss, e paar Krokusse em Meerz, enem Näjelchesstruch voll Blöote em Mai un enem staatse Berrebohm, der noch e jood Stöck övveret Daach reck.

Un düss Johr woor de lätzte kahl Naach füür de Blööt jeweers, un jetz, ahnfangs Septembe, hingen seche en zwei Zentnere Berre drenn, de schüünste att blänkich jäll, en de Spetz. Wat an avvjefallene Berre em Jraas looch ode esu jar op de Jass jefalle woor, däht net ärech jood schmecke, un et wooren Wörem dren, un Wespe dröm eröm.

Do ovven, en de Spetz die, die mosse me krieje!

Wenn bloß de Petsch net esu oppasse däht! Un att schänge wie die Italijäne Pette, wemme nur scheev ahn däm Bohm en de Hüh luurt!

Für ahn die Berre ze komme, bruche me mennestens vier Mann! Wenn et jeht, zwei, die de Petsch net kennt, söss krieje me se denoh deheem jeresse, wenne bei usse Ahle Spektakel maache jeht, un die zwei mossen füüre op de Kerechstrooß Spell maache jonn un em jett Steenche op de Fenstere schmieße, un em, wenne ahn de Düür kütt, de Zong eruussträcke, un wenn se Korraach hann, en esu lang uss de Nöh zerrje, besse inne nohlööff.

Dat Spell kamme öm de Eck eröm jood hüüre. Also ess jetz hengen nohm Jaade zoh de Luff reen.

Doh semme ze zwätt ode ze drett met Steen un Knöppele, schmießen en de Spetz vom Berrebohm, esu huh, wie me komme. Aach, zehn, zwanzich Berre, och von de feinste jälle, klatschen, höppe, schibbele erav. Männeche baschden ongewäächs ode wenn se op et Pädche titsche.

Un dann moß, wer et bäss klemme kann, wie et Donnewädde övve de Zong, die Berre erusrecke. All Schötzels- un Botzetäsche werde voll Berre jestopp, un fott jeht et, de Jrund erav, henge dem Schötthohts Pette seng Werkstatt. Jlich dropp kommen och die andere, die jau jenooch woore, dem Petsch övve de Hoffjaadestrooß fottzeloofe — hä ess joh att en de Sebbenzich —, un kriejen ihr Berre met.

Et widd iehrlich jedeelt, un mieh wie zwei Berre op eemohl kann net ess de Noßbohms Hannes vedröcke, un donoch mosse me joh och noch de Quätsche probiere jonn.

Sedd ühr kott met me? Och noch, wenn ich üch hellich vesechere, dat ich me Läbdaach net jesehn hann, dat de Petsch een eenzije von dä Berre säleve jeplock, opjelässe, jejässe ode enem andere jejonnt hätt?

Wat me net kläue dähte, blevv lieje, bes et fuhl woor.

Dat me ahn ene Sönd noch noh su vell Johre Freud hann kann!

Berre — Birnen

zebasch — reichlich

Krausse Dreieck — Dreieck an der Krausstraße

Petsch — Peterchen

Näjelche — Flieder

Korraach — Mut, zerrje — zanken

baschde — bersten, platzen
titsche — aufschlagen

De braav Jonge

Von Käthe Schlich

Nä, wat woor dat morjens emme en Schängerei, wemme de Fenstelaade un de Jaadepöörze sööke moht! Een Laad hing en ene Lateern, die andere stonnt beim Nohpe em Vüürjeerdche.

Un wo mooch dann bloß dat Pörzje jeblevve senn?

De Hoffs Hännes woor et eenes Daachs satt un wollt dä Saach ens op de Jronnd jonn.

Doh wooren nämlich e paar Quäss von de Duvejass un vom Pool, die ovens öff spät heemkohmen. Un dä Hännes meent, dat et dänne zozetraue wöör, dat die die Laade un Pörzje verüüme dähten.

Hä moß ävve jet laut jedaach hann, un die Quäss hatten lang Uhre. Jedenfalls woßten die Jonge att Bescheed, dat de Hännes ovens op wohl passe. Wie e en ganze Wiehl jestannde un jeluustet hatt un johzeggs die Jonge komme sooch, traute senge eeje Ooge net, wie e die Jonge ganz seddich un brav op heem ahn dresche sooch.

Hä jink nohm Draut erenn un säht: „Wenn moorn de Laade wedde uusjehange senn, dann wooren dat ande Ondööchte. Die ich dofüür ahn hann jesenn, wooren et op jeden Fall net.“

Su, un wat meent ihr?

Am andere Daach woor et wie emme met de Laade un Pörzje. Se wooren wedde vetuusch un verstoche. Un die Sööhkerei jink wedde loss.

Joh, un wer hatt dat wahl jedonn?

Jajoh hadder rääch! Die „braav Jonge“ wooren nohm Hööck erenn jejange, hatten sich noch e Bier jedronke un wooren wedde ömjejange.

Dommet konnt de Hännes joh och net rächene!

Schängerei — Geschimpfe

Nohpe — Nachbar

Pöözje — Törchen

Pool — Am Pfuhl

verüüme — wegräumen, verstecken

luustere — horchen

dresche — eilig gehen

Ondööchte — Taugenichtse

Dat schaad em nix

Von Adele Müller

Et woor esu ängs Aprell nongsehnhondetfönnfunvierzich eröm. Me hatten net vell ze bieße, un et joov och koom jet ze qualeme. De Aachebröck woor füür e paar Woche jespenk wuorde. Wie de Amis kohme, dächten die en Behelefsbröck baue, die ävve jet ärech schmaal woor. Et konnt emme bloß von eene Segg ene Chieb ode söss en Kaar drövvve fahre. De janzen Daach stonnten kolonnewies Amis met ihre Autos füür dä Bröck un mohten waade, bes op de Sieborje Segg de Kolonn ahnjehaale wuurd un die andere Richtung befahre werde konnt.

De Will, ene Quass von sächsehn Johr, hatt ene Enfall jehatt, von däm e ävve Vatte un Motte nix dächt saage. Hä jink en de Källe, sohk en ahl Ruutwengfläsch, die att lang ussedronke woor, dächt de Stöpp dovonnwösche un schott uss ene Schäpp Wasse drenn, watte vüürheer met Färv, wie me se beim Erbeleenmaache bruch, ruttjemaht hatt. Dann mahte die Fläsch fein akkeraat met enem Stoppe zoh.

„Wat mähs de doh?“ froh de Ohm, dä däm Spell zohjesenn hatt. „Watt sall dat füür ene Blödsenn jävve?“. Ävve dä Will joov keen Antwort un vedröck sich esu siehr wie e konnt.

Hä schröömp op de Aachebröck ahn, de Ohm hengerem heer, ohn dat de Will et metkrääch. Un dann hatte de Will doch uss de Ooge verloore, ävve weile att ens doh woor, blevve op de linke Segg stonn, luurt de Löck jett zoh un vesohk och selvs jett met däne Amis ze maggele.

Op eemohl sooche och de Will wedde. Dä stonnt ahn de Lindens Wiertschaff nävven enem Chiep met Amis drenn, heelt dänne die Ruutwingfläsch onge de Naas un woor met Ärm un Been met däne am tispetiere.

Johzeggs nohm ene von dä Amis die Fläsch, joov däm Will e Blehdösje dofüür, un fott woor dä Quass, hengerem Huus heer un en die Järde am Fahr erenn.

Dä Ami maht die Fläsch op, nohm ene joode Schluck von däm „ruude Wing“, vetrook et Jesech, äss wenne Jeff en de Muhl hätt, un speit die Bröh wedde uss. Dann schannte alles, watte woß, schnapp seng Knabüss, sprong uss däm Chiep un wohl däm Will noh. Ävve däh woor fott. Dä Filuh. Dann dauht och de Ohm op heem ahn, un jraad wie e ahn die Düür erennkohm, kütt och de Will erennjevlutsch.

„Ich hann Zerätte! Ich hann Zerätte! Ich hann jett ze qualeme!“ reefe füür Freud ahn eenem Stöck und schwenk dat Blehdösje, watte von däm Ami hatt krääch. Un dann mahte datt Dösje op, un krääch Ooge wie en Naahksühl, un se Jesech wuurd emme länge. „Och“, sähte ganz bedröppelt, „et senn bloß wieße Bonne drenn met Tomatezauß!“

Wenn ich dat Jesech füür me sehn, moß ich hück noch drövvve laache.

Chieb — Jeep

Schäpp — Schöpfgefäß

Erbele — Erdbeeren

siehr — eilig

schrööme — eilig und in Schlangenlinien gehen

maggele — tauschen

Jeff — Gift

En joode Liehr!

Von Karl Heinz Kremer

Et mooch esu nöngzehnhondeteenondressich/zweiondressich jewerß senn, de Kölnerstrooß woor jeflastert, wat me bei dä Nävvestrooße nur van de Joss sage konnt. Zum Beispell de Heidestrooß hat nur jett fassjefahrene Schotter on Sand, wat dä Vürdeel hat, dat me op de Strooß kneggele on Pennche kloppe konnt. Wenn et av on zo jett stövve däät, wudd ovends e beßje memm Schlauch jespritz.

Ehmohl en de Woch kohm de Äschkaar. Dat woor en Schlaachkaar, die von enem schwere Päerd jetrocke wudd. De Äscheemmere däät dä Italjäne Pette, dä vom Weltkreech he jeblevve on beim Hoff's Jupp am arbeede woor, en die övver mannschuhe Kaar schödde. Mir Pänz sääte für dä Pette: Italjanno! Mir hatte metkräht, dat dat Päerd emme beß an dän Äscheemme jing, wenn dä Italjanno dä läddije Emme avstelle däät. Et wudd jettz övverlaat, wie me et ahnstelle mööt, dat Päerd oone läddije Emme an et jonn ze krije. De nächste Woch wollte me et versööke.

An demm Daach, wo de Äschkaar kohm — me hatte jrad Weihnachtsferie — moss dä Italjanno krank jewerß senn, denn dä Duuve Mechel — von demm keene genau woss, wo hä wonne däät — maat de Emmere läddich. Demm Päerd woor dat suwiesu ejal. Use Plan stond fass: Me wollte met 2 Flitsche op eef demm Päerd 2 kleen Steenche op dat Hengedeel flitsche. Jesaat, jedonn: En Flitsch hatt zo dä Zeck jede von uß. Also wutten zwei von uß usjezallt, wer ze flitsche hat. Et Loss feel op dä Fuchse Franz on dä Baaks Ött. Wegg jenoch on noh jenoch, dat se treffe konnten, wudd vom Ohm Fritz sengem Schopp op Kommando jeflitsch — on och jetroffe. — Dat Päerd däät ene Satz, on dann hührte me von dä andere Kaareseck enen furchbaare Bröll. Wat woor passiert? Em rubedidupp looche en Dotzend Fraulöck enn de Fenstere. Wat me nett enkalkuliert hatte, woor, dat jrat, wie dat Päerd veschreck ahntrook, dä Duuve Mechel ene Äscheemme op de Kaar schödde däät. Dat Radd met dem decke Iesereef woor emm övve de Ziehe jefahre. Wie me sooche, watt me ahnjerich hatte, rötsche me zo alle Mann vom Schoppdaach on zaute uns, henge de Käjelbahn, durch de Jaade nomm Schmandts Büüdche zo komme, öm zo överläje, watt zo donn wöör.

Enzwesche stond et Päerd am nächste volle Äscheemme, dä Duvve Mechel hat sech op ene leere ömjedriehte Emme jesatz, onger hadem Küüme senge Knobelbeche ußjedonn, on wie hä dä Fooßlappe avwekkele däät, blevve zwei Ziehenäjele drahn hange. Dä Mechel däät sich enz an de Mau schnäutze, jreff en de nächste Äscheemme, kräät sech e Püütche Prikettäsch on straut dat op sing bloodije Ziehe. Dann leht hä sech von dä Steffens-Oma ene ahle Pantuffel jävve, schneck memm Täschemätz führn e Loch wie en Fuuß drenn, weckelt dä Fooßlappe wedde öm dä Fooß on wollt enn dä Pantuffel erenn. Wie dat net jing, hätte sich dä Pantuffel met jett Koord onge dä Fooß jebonge. Dann hömpelt dä Mechel höersch nom Päerd on säät: „Ich jlööv, Ella, du konns nix dofür!“

Dann däät hä, och wenn hä schwer am hängke woor, de nächste Emme op de Kaar.

Mir wooren en dä Zeck am Büüdche uns ehnich jewudde, dat kehne e Stervenswördche von sech ze jävve hätt, ävver mir dat janze Kröömche emm övernächste Mond, wenn mir zom irschte Mohl bichte jonn sollte, demm Kaploon Schäfer bichte mööte.

Dat ehznich Joode an dem janze Spell woor für uns Pänz: Mir hann nieh mieh op e Dier jeflitsch!

Vürdeel — Vorteil
kneggele — Klicker spielen

Flitsch — Gummischleuder
op eef — auf einmal, gleichzeitig

sich zaue — beeilen

Küüme — Stöhnen

Püütche — eine Prieze, ein wenig

höersch — leise, vorsichtig

Me schüün Hölzje

Von Wilhem Neußer

Von ene ganze Heerd Schötthohts Köngde us'em vörije Johrhondet woor et Annche onvehieroot bleve un wonnt at en fuffzehn ode zwanzich Johr alleen em „ahle Huus“, wat werklich mieh wie alt un kleen woor un och lang vürem „neue Huus“, wat de zwätte Weltkreech halvwäächs ganz övvestande hätt, avvjeresse woor wuorde.

Ovv et Annche at emme e Fäächfüür jewers woor, su dat et kenne Keerl met hat krääch, ode iersch donoh op senge ahlen Daach esu zerwersch woor wuorde, wesse me net mieh.

Et sall senn wie et well, et hatt kohm mieh Frönde on Zosproch, de Dörps Quäss dähnt et kujeniere met allehand Streech un Nixnotzicheete, un dann schannt et noch mieh wie söss. Et leef emme mieh en Lompe eröm, hatt e knösselich Dooch öm de Kopp, kohm mieh Zäng en de Muhl, jink at kromm vüürovve, un wenn enn erjendeenem Huus em Dörep de Jrooß ode de Uhmche von de Enondeschmöhn ode de ahl Hex dähnt vezälle, daachten seche de mierschte Köngde em Dörep, die möhten esu usehn wie et Annche. Et alldeschlemms woor ävve, wie kniestich dat et woor. Wennichstens sähten dat all Löck von em.

„Dat jööv ene Fenge füür e jolde Hoor us dem Düvel sengem Stäzz“, sähten de Löck. Ov se rääch hatten, wees ich net.

Un wenn: Hätten ere dat net mieh jedonn? — Me konnt et joh für jewess nämme, dat dat Jold nömmе all wuurd! — Un wofüür jävven höck Löck öff Hand un Fooß un Kopp un Kraage!

Sett zefredde. Ich well Üch net wies maache, ich hätt esu e jöldich Hoor vom Düüvel jesehn. Dat dähnt us Köngde net es de Ohm Will vesöhke wieszemaache, un der woor söss net pengelich. Ävve „sprech vom Düüvel, wenn der en henge de Düür stonn wells hann!“

Ävve beluurt Üch leeve wedde et Annche: ze Läbdesdaach soochs de dat net ohne seng ahl Kabass erömlöofe. Un doh kohm alles drenn, wat me erjend oplässe un heem konnt schleefe: Pappendäckel un Papier, ahl Fläsche, Daachpanne, rostich Iesejescherr, Holz, Hubbelspöön, Perdsköttele; Schoofswoll, us em Stacheldroht jeplöck, Hohndefäddere, von de Kaar jefallene Knolle un Jeblaadesch; et jink Ähre lässe von Koorn un Wees un dähnt Erpel nohkaaschte, dähnt mahnewies Quätsche, Äppel- un Berreschnetzele drüje un, wenn ävvens Wedde dofüür woor, jink et drei-, viermohl de Woch nohm Bösch un kohm met ene Büürd Knävvelchesholz heem ze schleefe.

Et heesch, ke Minsch könnt füürwiese, dat e vom Annche esu vell krääch hätt wie Schwazz onge de Fengenaagel jink. Un net ess de Botzeknöpp em Pastuur sengem Klingelböggel wöören vom Annche.

Ich wees ävve och net, ov es eene Nuut hätt jehatt, wovan dann et Annche dähnt lävve. Von däm besje Jäördche un dä paar Riesebassemе, die et heh un doh für e Döppe Melech joov? Von senge paar Hohnde un dä een Jees? Ode moht eene von senge Brööde jet für et bezahle? Krääch et am Äng Jeld us de Ärmekass von de Jemeen? Zwölf Daale em Johr? — Et lävv achzehnhondetsebbenzich, net hüczodaach op Rente.

Jomme es hengerem heer en se Jehöösch, wie et jraad met ene Büüed Holz heem kütt. Me welle saage, me hätten Kühl- un Schlooteplanze övverich, die et ömmesöss hann könnt, söss schmieß et us terek wedde us em Denge. Et kipp dat Holz nävve de jemuurte oppe Steenheerd, henge däm de Wand blänk van Rooß. Us dem Rooch erav hänk ene iese Hooke met ene Zanntkrämp für ene Kessel dran ze hange. Donävven bes en de Eck reck de Döppebank met zwei, drei Kessele un e paar Döppe, jruuße un kleene, e paar blaue met Bloome drop. Dozweschen litt jett Öllech, Bonnekröckche, doh, om zwätte Brett steht ene Krooch, velleech met Essich dren, ene Schervel met suure Melech, ene Schervel mit Späckküsjе.

De ganze Hengewand es bes bahl onge de Baleke net ze sehn. Do steht opjestevvelt et Knöppelchesholz dofüür, fooßlang kleenjebroche. Un jetz

*Fäächfüür — Fegfeuer, Plage
zewersch — unordentlich*

kujeniere — zanken, plagen

*Enondeschmöhn — Roggenmuhme,
Feldgeist
kniestich — geizig*

mahnewies — korbweise

Bösch — Wald

Riesebassem — Reisigbesen

Jemeen — Gemeinde

*Kühlplanze — (Kraus-)Kohlplanzen
Schlooteplanze — Salatplanzen
ömmesöss — umsonst, ohne Bezahlung*

Öllech — Zwiebel

widd der Hoof noch wedde jett jrüüte werde von däm neue Pöngel Holz. Wat zo kleen es für opzestevvele, un en zwei, drei Häng voll Dännemöpsje, die et Annche us de Schüzzeltäsch kroos, kütt en die jruuße Holzkess ohne Deckel vürem Hölzjeshoof.

„De Wönkde es lang, un ech setzen net jeern em Kahle“, säht et Annche. Froocht mich, wat et en wärem Stovv nennt! Nett an männechem Daach deht et dä Joßiese Ovve stoche, dä en de andere Eck steht, nävvem däm de Bank en drei Schrett lans de drette Wand lööf. Davüür steht ene Desch us Eecheknuure un rüh Holz un zwei Stöhl. E bessje Leech fällt dorech die sechs Rutte von enem Fensteche nävven de zweideelije Düür. Die Steenollichslamp övverem Desch witt och net öff ahnjemaht. „Ech hann ke Jeld ze zälle“, säht et Annche. Et Palemzwiejelche em Kröcks hengerem Desch hätt bloß e paar Blättche. „Dat Annche es noch ze kniestich für ene ördliche Palemstruß, un dobei hätt et ene Boom von enem Struch em Jaade stonn!“ saagen de Löck.

An däm Stöckche Wand zweschen Fenste un Düür, die fröhe wieß woor, hänk en enem hölze Rahme e Beld. Me moß sich ördlich ahnstrenge, öm noch ze kenne, dat dat de ahl Pette om Huhzecksdaach met sengem Finche senn könn.

Joh, un links von de Düür, vürem Heerd, jeht en Düür, och met sechs Rutte Jlaas, die ävve jetz zo es, en de Stovv met Bank, Desch, Stöhl un Schaav, un, henge enem lenge Fühhang, de Schloofkau.

Dat senn at zwei Drettel von däm janze Jehöösch. Söss jitt et bloß noch de Jeeßestall un de Schopp. —

Me senn en de „jööde ahl Zeck“. Doh jeht et löstich zoh, de Löck hann net all die Sorech wie mir un vell mieh Zeck, Streech für ze Laache uszehäcke. Iersch rääch jetz, wie at Kloosdaach vebei es.

Net jraad schüün es et, dat et düss Johr at esu fröh kalt ess. De Barongs Weihe ess at zeck aach Daach fass zojefroore. Ävve me konne us jett trüüste: usse Herrjott hätt et doch wedde rääch jemaht. Wenne metjoht nohm Annche, konnde de janze Oovend en de wärem Stovv setze. Ühr modd bloß och iersch de Ärme-Siele-Ruusekranz metbädde für et Annche.

Wie? Dat weißt'er noch net? Dat hann se doch fürjestere Morje duud em Bett fonge. — Joh, et hatt e paar Daach de Jripp jehatt. — Nä, de Dokte woor seche net doh. — Och, dat ärm Dier, ess jood, dat et et övvestande hätt! Watt hatt dat dann noch vom Lävve? Un siehrnöhks nöngunsebben-zich woor et och at. — Usse Herrjott trüüs et en de Iewichkeit! —

Ija, von sechs bes nöng donn de Fraulöck us em Dörep bei em em Jehöösch Ruusekranz bädde, un dann komme e paar Keerls un haalen bes noh de Mettenaach Waach.

Sett fruh, dat e hüek Oovend met eren sett jejange!

Ess dat net jemüütlich wärem heh? Jlich schödde me och ene Kaffe op. Moorn Oovend kott net heer!

Hüek Oovend hann nämlich de lätzte Duudewaach de Bröös un de Franz. Iehr dat die us em Huus jonn, wenn de Jüpp, usse Naahkswächte, zwöllef Uhr ushättjeroofe, maachen die ennen de Krämp vom Stovvefenste loss, nävvenahn, wo et Annche en de Laad litt, em Duudehemp, e Dooch öm de Kopp, seng Schloofhäubche öm. Dat merék morn de janze Daach kenne, dat Fenste blicht joh zo.

Et es at stchedüüste, wie öm sechs de ierschte Fraulöck komme, de Ovve ahnmaache un jood stoche. „Jetz bruuche me joh net mieh mem Hölzje kniestich zu senn“. Och de Steenollichslamp brennt. „Em Düstere schmeck de Kaffe net“.

Öm aach kütt de zwette Rond für ze bädde. Zwöllef, dröcksehn, vierzehn setzen ere rond öm de Stovv, etliche met Jestrecks, et Wintesch Lehn mem Ruusekranz. Dat deht vüürbädde.

Kuurt für nöng kommen ere wedde zwei, ävve hengen dorech de Jaade un janz hörsch, bes ahn et Fenste.

*Rutte — rautenförmige Glasscheiben
Steenollich — Petroleum*

Schloofkau — Schlafkoje, -verschlagn

Kloos — Nikolaus

Bröös — Ambrosius

Laad — Sarg

Jestrecks — Strickezeug

Wie se seche senn, dat kenne jet jemerek hätt, däuen se von ussen et Fenste op, klemmen em Rubbedidubb en de Stovv, wo et Annche litt, un däuen et Fenste jrad esu hörsch wedde zo. Ke Minsch hüürt un süht jet dovon.

Losseme jetz et Keltebohm's Jettche vezälle:

„Ija, mir stonn jetz noch de Hoor ze Berech, wenn ich dran denke! Stellt Üch füür, ich sooß att bahl zwei Stonnt en dä wärem Stovv, ech woor honkmööd, de Ooge feelen me bahl zoh. Ech hatt jraad jedaach, noch zwei Jesätze vom Ruusekranz, dann mossen die Keerls komme, un mir konne heem- un en et Bett jonn.

Doh steht et Jriet von nävvenahn op un schmieß noch ess ene jehürige Ärm voll Hölzje en de Joßiese Ovve, dä att ruude Backe hätt, un setz sich wedde.

Ich jlööven, mir wooren all net mieh ärech ahndächtich am bädden un wooren mieh am döse.

Doh klopp et vom Zemme, wo et Annche litt, ahn de Fenstere en de Düür. Weßt er, wie dat klenk, wenn en Jlaasschief net mieh janz fass em Rahme setz un me klopp fass mem Knöchel drahn? — Su, akkerat esu huurt et sich ahn!

Un dann luuren me alle vierzehn op dat Fenste, dann woor et ene Oogenbleck mucksmüsje stell. Du häts en Stecknohl falle konne hüüre.

Un alles sätz sich en de Hüh wie ahn ene Bonnerohm jebonge, — — doh kütte henge däm Fenste e Häubche en de Hüh, janz langsam, me süht e paar ströhnije Hoor.

Mir lööf et de Röggen erav un erop, ich werden stief wie ene Hauklötsch, — — doh kütt dem Annche seng Jesech en de Hüh, — — et Hätz blieht me stonn, de Zong papp me en de Muhl, ich kriejen kenn Luff mieh, dä Kopp vom Annche stüüß met de Stieen ahn de Fenstere. Un, un, — — nä, nä nääh!! Janz laut säht et Annche henge de Düür: „Uhr vestocht me all me schüün Hölzje! — All me schüün Hölzje!“

Un janz langsam waggelt de Kopp wedde erav.

Un dann dähte me all ene Krieh! Su jätt hadde all Uhr Läbdaach noch net jehuurt! Dat hann se en de Küürte Wietschaff un om Pohl noch jehuurt! Wie mir vierzehn esu jäng ahn de Düür eruss senn komme, weeiß ich net. Ävve all hatte me de andere Daach blau Mohle ahn Ärm un Been un Dötz ahm Kopp. Wie ich heem senn komme, weeiß ich och net. Un de janze Naach hann ich kee Ooch zohjedonn un männeche Naach donoh och net. Net ess bei mengem Pette em Ärrem hatt ech Rauh.

Un wenn ich och weeiß, dat et Annche duud woor un zwei Daach donoh bejraave ess wuorde, et sooch uus wie lebendich un et woor seng Stemm, dem Annche seng kreetschije Stemm, wie et säht: „All me schüün Hölzje!“ Jlööft et ode jlöövt es net!“

jäng — eilig

Dötz — Beulen

Schwazzbruudköschte

Von Wilhelm Neußer

De Hannes un de Josef stonn en ihre Werekstatt, jede nävven ene Hubbelbank, jede ene Langholzhubbel en de Häng, un „schühuisch — schühuisch“ ficht de Hubbel övvere enjespannt Brett un hivv ene feine lange Spohn av, dä sich driecht wie ene Ferkesstätz.

Beedse Bröode hann de Hoor voll Säächmäll un Spöhnstöckche, beeds hann se ne breede Bleisteff hengerem Uhr, ne jerle de Josef, dä met dä helle Hoor, ne ruude de Hannes, dä met dä schwazze, kruuse. Un beeds hann se e jrau lenge Schötzel ahn, un Schweißdröpche onge de Naas un op de Stiern.

Un et fuußdeck henge de Uhre, wenn se och hatt arbeede mosse, besondesch de Josef, dä senge Meeste am maache ess. Ävve flööte donn se, wenn et net jrad zo ärech stövv, bahl de janzen Daach.

Looßt se flöte! Wer fließich ess, bruch jooode Moht. Un iehr dat de Josef zweiundressich wierd, litte deef en Russland bejraave, un de Hannes kütt aach Johr net heem vom Kreech, un do ess senge Quass, dänne se Läbdaach noch net jesehn hätt, att en de Scholl.

Nu luurt, wer do erenn kütt en de Werekstatt! Et Wellemche, e Quässje von sebben, aach Johr, ne Vette von dä zwei Schrengere, jau, ävve net jraad de allestärekste.

Iersch luurte met jruuße Ooge zoh, wie die zwei de Hubbel jöcke losse, äs wenne övve Botte däht rötsche. Dann böcke sich un hivv eene von dä Spohnkrengelge op un staunt, wie lang un ejahl die senn. „Su jätt möht me könne!“ denke.

Dä Wellemche hätt nämlich jraad en ärje Nuut, watte ess werde sall. Max Schmeling hätte att usprobiert, ävve eene Titsch op de Naas vom Bää om Düvelsradd hätt em veroodde, datte ahn de Naas net jern jestuuße ess. Vüür en vierzehn Daach wohle Kamiensfäje werde. Alle Daach ovven hu om Fiersch stonn, de Löck op de Kopp speie könne un dofüür och noch Jeld krieje, dat wöör net schlääch.

Ävve wie e von de Motte huurt, datte dann alle Oovends baade möht! Nä, dat ess nix!

Wie wöör et met Felljüdd? Der fiehrt doch emme mem Dreirädche eröm. „Övvelääch der et“, säht de Vatte, „doh well dich doch jede met dä Kningsfell betuppe!“

Also, en Joddes Name, nä!

E Jlöck, zwei Daach drop kütt ene Zerkes, su ene kleene, ävve Domme Aujuss spelle un Perdche dressiere kann ich och.

Un dann es — Himmel alle Welt — Füür em Dörep! En de Duuvejass brennt et!

Die ahl Schüür vom Hoffs Petteche woor joh att mieh wie baufällig, un et ess eijentlich kohm mieh de Möhde wert, watt doh noch jett flacket un qualemp. Ävve de Hälleme sehen staats uus, un de ahl Lindlohrsch Jakob, der et Kommandiere deht, bränk et feerdich, dat de Löck Plaaz maache. Un wenne bröllt: „Ierschte Ströhle, Wasse marsch!“, dann jitsch et, Mann, bes dohengen, un huh, mennestens bes . . ., ich werden Feuewehrmann! Ävve ene Bövveschte!

Also witt de Daach drop, et samstaachs, Feuewehr jespellt. Vell Wasse kütt füren net eraus. Doht ess drei Stöcke ahle Jaadeschlauch aneneenpiddele un met Kooed an de Krahne benge!

Un jrad, wie me dat Hööfje Heu un Papier ahnstäche welle für et ze lösche, kütt de Tant Traut un schänk: Uhr vedammte Saupänz! Uhr matscht me wedde de ganze Wäschköch voll. Hadde bloß Nexnotzichkeete em Kopp?

Ess dat ze vestonn? Un wennet de ande Woch brennt bei de Tant Traud em Jeeßestall? Dann komme me ävve füür nix op, wemme net übe dörve!

Des Sonndaachs ess Prossijon. Un de Pastuur hätt luute jölde un seleve Jescherr ahn un sönk esu schüün, un all donn se sich füür em kneene, un de Hoffs Hännes hält de Strooßebahn ahn un e Motorrad, un deht salutiere.

jerl — gelb

Schötzel — Schürze, Schurz

fuußdeck — faustdicke

Quass — Junge; Läbdaach — Leben lang

jau — flink, wendig

Bää — Ruf-, Spottname unter Kindern
Düvelsradd — Teufelsrad

Felljüdd — Fellhändler

Duuvejass — Taubengasse

Bövveschte — Kommandant

Hoffs Hännes — ehemaliger Troisdorfer
Polizist

Nävven dem Pastuur jonn de Schötze, de Lindlohrsch Hannes met enem wieße Hoorstätz om Hoot. Un de Börjemeeste jeht em schwazzen Ahn-zoch hengeheer un hält de janze Zeck de Zilinde en de Hand, un esujaar de Italjäane Pette hätt ene Schlipps öm de Hals jeifröößelt un de Barjons Clemens ess rasiert.

Un övvehaup, „Domenus ferbiskum“ kann ich och senge, un en drei Johr jonn ich op et Jumenasium. Un nommetaachs witt Pastuur jespellt, un die Präädich hätt sich jewäsche, un wer net brav ess, kütt en de Höll, janze deep ongen drenn!

Also, ich werde Pastuur!

Joh seche! Un Feuewehrmann! — — ??? — — Wenn ich nu ävve et sonndaachs jraad om Präädichstohl stonn un et Brandhörnche jeht? „Joh“, säht de Papp, „dann moß de ävvens saage: sett esu jood un doht ene Schlaach waade, ich moß et iersch lösche jonn!“

Ov em dat Erns ess?

Doh hüürt de Josef op ze hubbele, dräht de Spannschruuv an de Hubbelbank op un nimmp dat feerdije Brett eruss.

Wie weech un jlatt dat ess! Me kann sich bahl drenn speejele! Un et föhlt sich ahn, äs wemme dem Duur senge Peerd övveret fresch jestriejelte Fell wösch.

„Datt jrovve, splinterije Brett, wat de jezt enspanns, witt dat och esu jlatt? Met däh Hubbel? — — Daref ich och ens probiere?“

Ich daref, ävve ich kriejen dä Hubbel kenne fengebreet füürahn. Nä, dat litt net dodrahn, dat ich noch ze kleen senn!

De Josef föhlt meng Maue un säht: „Nä, Jong, doh ess noch nix drenn. Föhl ens bei mier!“

Meine Jüüte! Wat hätt dä Muskele en de Maue. Un esu hatt! Wie . . . , wie . . . , doh kann ich net ens ene Blötsch drenn däue!

„Wie häss de dat dann jemaat, dat die esu deck senn un esu hatt?“

„Joh, Jong, doh moß de noch vell Schwazzbruudköschte esse!“

„Schwazzbruudköschte?“

„Ija! Schwazzbruudköschte! De deckste un die janze haade vom Ängstöck senn de beste!“

„Suuh?“ — —

Nu denkt ens! Schwazzbruudköschte!

„Saach, Josef, wat maahs de us däm Brett?“ „En Düür.“ „Un us dem Hannes senge?“ „En Kommood.“

„Daref ich me von dä Hubbelspöhn e paar metnämme?“

„Ija, söök de de schönste us!“

Een ess esu lang, die reck me von de Naas esu wegg wie ich die Ärme uskannsträcke.

Un dann jonn ich janze enndenklich heem. Schwazzbruudköschte!

Schaad! Deheem ess die Avvfallkess füret Bruut jraad läddich. De Motte hätt alles enjeweech un de Hohnde darjeschött. Un em Schaav ess bloß jeschnedde Schwazzbruud em Pakättche vom Bäcke Mölle.

Doh moß ich ess luure jonn, ov de Oma nävvenahn noch jett dohätt. Un morje kriejen ich seche jett Köschte bei de Oma op de Berechstrooß, die hätt bloß noch eene Zannt en de Muhl un kann keen Köschte mieh bieße, doh müssen ere jenooch senn. — —

Et jereet: een decke un zwei kleene Köschte fong ich des Oovens noch. — Woröm ich net donoh froogen däht? Nä, doh hätt ich mich scheniert. Wat hätt ich dann saage solle? Un leeje wohl ich net, dat moß me bichte! Un Köschte kläue ess doch keen Söndd jedonn, Köschte un Späckküsje, die op de Fenstebank stonn.

Des Oovens em Bett däht ich att ens föhle, ov de Maue att decke wöören. Noch nix ze mereke. „Nu joh“, däht ich mich trüüste, „esu flöck kann dat joh och noch net jonn.“

Ävve och de näähkste Daach un de övvenäähkste merek ich nix. Un wenn ich och deheem, bei beedse Omas, bei de Tant Traud, beim Nohpersch Lisa,

*Duur — Übernahme für ehemaligen
Flurschütz Lohmar*

Maue — Armmuskeln

Blötsch — Delle

Schwazzbruudköschte — Schwarzbrotrinde

Schaav — Schrank

beim Schmitze Schäng en de Backstovv, esu jar bes en de Duuvejass bei de Tant Jriet alles an Schwazzbruudköschte zesamme dächt söhke un Krach deheem krääch, weil ich bahl kenne Telle mieh läddich braht, et notz nix. Noh aach Daach net, un net noh vierzehn. Ich konnt föhle an de Maue, su vell, wie ich wohl.

Ussem Herrjott woor et seche net rääch, dat ich Schrenge wuurt.

Un övvehaup: Rennfahre ess vell schüüne, un die vedeene vell mieh un stonn alle Moondaachs en de Zeidung, wenn se jewonne hann om Nürborechring. Ich werden Carratschiola! — —

Ich weef et net. Männechmohls meenen ich och, de Josef un de Hannes hätten mich jett betupp!

Carratschiola — Carraciola, ehemaliger berühmter Rennfahrer

betupp — betrogen, hereingelegt

Pollezeistonnd

Von Wilhem Neußer

Et woor ene Aprell, wie et sich jehuurt: Ostere op de ierschte Sonndaach em Moont un met Schlösselbloom, Wieße Sonndaach de Quätscheböhme voll Blöote, die de Kommelionsbesuuch en de Hämpsmaue bewondere dächten. Et Mettwochs donoh joov et et ierschte Wädde em Johr met Bletz un Donne un Rähn un Schniehmatsch dorecheneen, drei Daach Storem, dat de Ahlerödde Schossieh voll Knöppelchesholz un Dännemöpsje looch un emm ganze Dörep de Fenstelaade rappelten, äs wenn se hätten fleeeje jonn welle. Un hück nommetaach, wie et att ahnfing düüste ze weerde, wösch op eemohl de Wönk all Wolleke op Luhme un Nöngkerchen ahn en de Berech, un de Sonn rötsch blänkije wie dem Manze Pette senge jölde Telle, denne füür sengem Frisörkabüffje hätt hange, hengerem Auel en de Kuhl. „Pass op!“ säht de Schniede Pette, „Morn Morje ess et wieß jerief!“ „Un am Äng Ies op de Pöölche! Un de Quätscheböhme vekahle!“ kühmp de Tant, die et leevs att em Mai Quätschetaat jebacke hätt.

En de Kүүrte Wirtschaff merck me ävve nix dovon, wie fresch dat et drussen woor. De Hein dächt jood oppasse, dat de Stovveovve e ruut Back beheel, un dächt at ens ene Eecheknuure nohdäue.

Dat Dotzend Keerls, räächs en de Eck hengerem Ovve, die doh an drei Desche soofen un am Kaate spelle wooren, un dat att zegg dat se bahl kohl vom Oovendesse op konnten jestande senn, dächten och noch jood von ennewendich stoche met Kohn un Bier. Die wohlen seche et Kaate von de letzte zwei Samstaache nohhole, — füür Ostere un Wieße Sonndaach knoorzen de Fraulöck deheem ze vell, wemme fottjeht — un werden jewess net beim ierschte Tröote vom Rodde Hännies heem jonn welle.

De Kүүrte Hein luurt op de Kasteuhr em Jevvel un rööf en dä Quallem erenn: „Wie vell sall ich ere praatstelle?“

„Von mir zwei!“ rööf de Braschosse Jüpp. Dä hätt jood laache, däm hann en eene Woch drei Köh jood jekalev, un de Moodesau hätt op eene Schlaach fuffzehn Fitzje jebraht, un dovon ess ere keent jebasch.

„Von mir och zwei!“ ess de Anton von de Jass drahn. Dänn hatt et letzte Johr de Jüdd Aaron, de Veehhändle, schwer erennjelaht beim Peerdshandel, su dat et ganze Dörep enn usjelaach hatt. Ävve dofüür hatte dies Johr dä Jüdd bedresse, dat der jeflooch hatt, hä dächt em et Jehöoch net mieh betradde. „Fuffzehn Daale mieh, wie der mich drahn hätt krääch!“ säht de Anton, „stell dem Hännies von mir zwei Kohn dah, un heh och noch en Rond!“

„Wegge!“ reef de Jüpp, „do steht iersch en haleve Stonnd! — Dei, bess net esu kniestich, ode hätt de et Liss wedde et Sonndaachseld avjekött? — Un du, Bert, — heh, Aujuss, Männ, wie ess et, mosse me em haleve zwöllef heemjonn?“

Et kohl keen räächte Antwoort, bloß jett Jeknoorz us de Hött. Ävve de Hein stalt att ens aach Pennche op de Deschplaat vürem Dorechreckfenste en de Flur.

*Kүүrte Wietschaff — Gastwirtschaft
Kürten, Ecke Weingartenweg/Hofgarten-
straße*

Eecheknuure — Knorren Eichenholz

ennewendich — innen

praatstelle — bereitstellen

*Moodesau — Mutterschwein
jebasch — eingegangen, tot*

kniestich — geizig

Wemme nämlich bloß en Kann Bier wohl hann ode zwei Zijahre für ene Jrosche, broht me net en de Stovv ze jonn, me konnt em Flur blieve, däht ahn de Schiev vom Dorechreckfenste kloppe, dann trook de Hein et von de ande Segg op, heel de Kopp dovüür un frooch: „Wie emme?“ Hä woß jewöhnlich at, wer wat hann wohl.

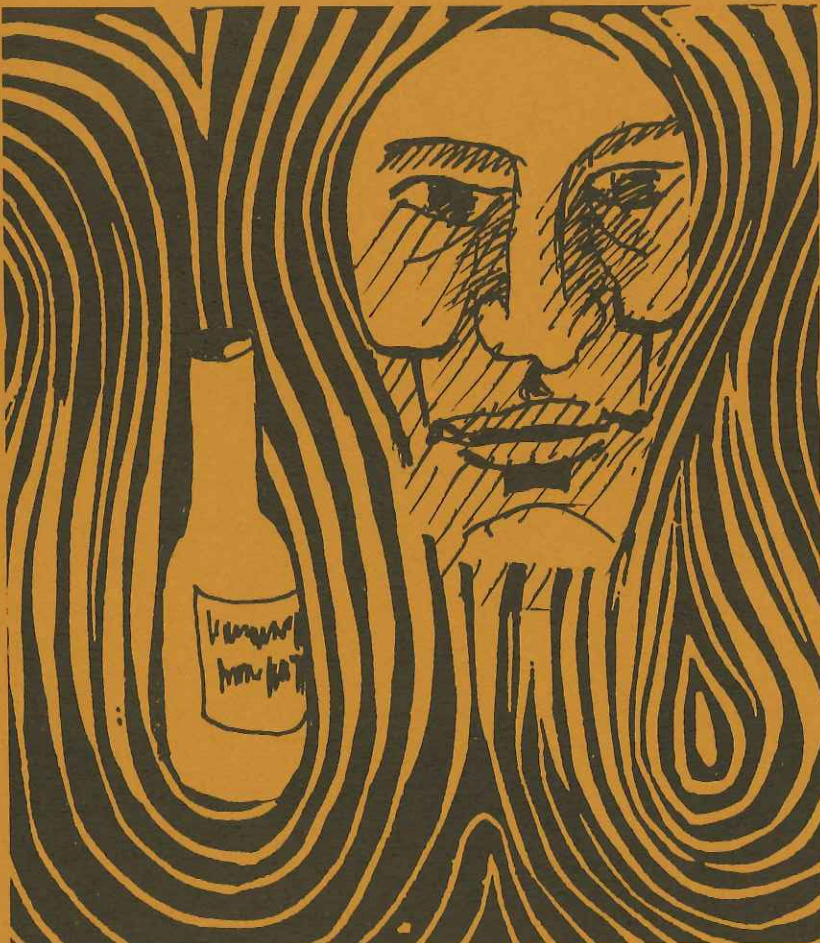
Me moht sich e besje böcke, krääch senge haleve Lite ode de Flachmann voll Kohn, däht et Jeld erövrerecke ode och ahnschrieve losse, klatsch, woor et Fenste met dä karierte Melechjlasschieve wedde zoh.

Also aach Pennche, zwei dovon att voll, stonnten füür däm Fenste, wie me dat Pädche vom Jronde erop de Hännes komme huurt. Eijentlich huurt me inn seleve noch net, bloß dat, watte dorech de Trööt von sich joov un beim Schötthohts Pette en de Hoff erennsong. Nu joh, et sohl heesche: „Die Jlock hat elef jeschlagen!“ Dat woß me joh. Och de Höng hatten sich att lang drahn jewännt un dähten kohn mieh junkele.

junkele — jaulen

Un bang fürem werde? Näh, dofüür sooche zo erbärmlich uus, esu jar em Düstere woor et ze kenne, dat dat mieh en Vuhelscheuch wie ene Naahkswächte woor.

Leeve Jott, joh, wie süht e Mannskeerl uus, der ahn de Fuffzich jeht, der der halev Zegg net drüh Bruut satt ze frässe kritt, däm de Frau att övve



vekrönkelt — faltig

zehn Johr, vom sächste Könk ahn, net mieh rääch op de Been ess komme! Alles vekarönkelt, watt vekarönkelt kann senn: de Kammesohl, wat vom Hämp övverich ess, de Hoot, de Backe, de Schohn. Alles könsselich: et Jeseech, de Schnäuze, de Häng, de Pluute, de Latöösch. De Stoppele öm et Kinn un de Hals senn att vierzehn Daach alt, de Ooge hann Säck wie bei enem räudije Honk, de Häng zeddere, jewess net bloß von Kält, och de Schabbau ess schold drahn.

Hätt de Nuht met dem Schabbau ahnjefange, ode esse füür Nuut en de Kohn komme?

Me weef et net mieh, et frööch och kee Minsch mieh donoh, un eijentlich möht sich joh jedereene em Dörep schamme, duudschämme, dat me esu jätt für ene Naahkswächte eröm löht loofe, un me kann bloß de Scholdere schnöckse, wemme de Könge de Peias met em maache süht.

Ich jlööven, wenn Pengsde erömm ess, ess att am Äng met emm. Donoh witt wall de Jüpp von de Eck Naahkswächte werde.

Watte dann mäht, wenne die Daale och net mieh kritt? — Watt weef ich? Se komme seche en de Ärmekass! — —

Heh, hüürt, jetz trööte fürem Huus! Jlich kütte en de Fluur un klopp ahn et Fensteche. Paßt op! — —

Su woor et.

De Wiert schuuv et Fenste op, me konnt jet von däm erbärmlije Jeseech senn un huurt de Hännnes met halev enjefroorene Stemm saage: „Hört, de Jlock hat elef jeschlagen! Polezeistonnd, die Heere!“



De Kürte Hein daut die volle Vüjelche Kohn op de Kant, nohm Jang ahn un schott zwei andere voll.

„Su“, sähte en de Jang erenn, von wo en Hand her koom, e voll Pennche eruustrook, et jlich drop läddich wedde erenn daut un et zwätte krääch, „su, dat lankt bes vierdel füür zwölef.“

Jung, do kohm dem Hännnes senge Kopp ävve en et Fensteche jeschosse! „Nä, dat jitt et net, ich loofe mich net bestäche! Zwei füür en vierdel Stonnd! Wenn ich die zwei doh noch hann, jonn ich bes nohm Steenhoff un senn öm haleve zwölef wedde heh.“

Der Kürten Hein woor net esu ärem, datte de Hännes öm zwei Kohn hätt betuppe mosse, ich jlööve, et woor em erns, datte jeern jesorech hätt, dat de Hännes net ze vell von däm Jescherr krääch.

Schlupp, schlupp, wooren die nächste zwei Pennche och läddich, de Hein schuuv et Fensteche zoh, de Flurdüür klapp, un de Hännes jink op Rees, de Kerechstrooß erav, en de Steenhoff erenn, de Kuttjass eronde un de Wengetsjass wedde erop.

Dreimohl dächte ongewäächs noch trööte un senge, wenn och et Senge vom Kohn net bässe woor wuorde, dofür ävve von de Ringstrooß ahn küüete, weile zweimohl, hüpp, opstuuß moht un dann net mieh wegge woß.

Besse ävve su weg woor, hatt et en de Wiertsstovv e lang Jetuschels jejobve un en hanakich Laacherei.

Wer et op hatt braht, woß späde kee Minsch mieh, och de Hein net, der doch werklich noch esu jood wie nööchte woor.

Kuurt un jood, se wohlen de Hännes jlich erennlotse, em jett strongse un em — wat seche net vell Nüüdije bröht — suvell Kohn zodrenke, datte klävve blevv, bes seren op de Schörreskaar heem könnte fahre.

hanakich — hinterhältig, verschlagen

strongse — gut zureden

Nüüdije — Druck ausüben



Eene meent: „Denkt doch ens an dat ärm Züffje, dat vejeht doch att esu fūr Nuut un Peng!“

„Och“, sähten die andere, „me maachen leis, et bruch joh net esu e Spell ze jävve wie de Hervs beim Kobes.“

Doh hatten se spektakelt beim Avvkippe von de Schörreskaar, un et Lüürche woor em Naakshemp komme un hatt em ene Emme Wasse övve de Balleh jeschott un e Rötze dovon dene ahn de Kopp, die en voll hatten jemaht.

Beim Kaate setz de Düvel su att met ahm Desch, un met de Schabausfläsch laache noch mieh. Düßmohl hatte de Dei et miersch em Jenick. Der woor söss esu ene ahle Schaute, datte de haleve Zegg vekiehart dächt spelle, de Kaat net noh konnt haale un övvehaup de mierschte Zegg esu vekiehart dächt reize, datte männehmohls jewenne dächt, wenn kee Minsch domet rechne konnt, datte et Tromp As op de Karo Sebbe schmiere dächt.

Jetzt woor de Dei, ode de Schabau en em, et lauts am schwadroniere: „Un dann . . ., un wemme dann . . ., un dann domme . . .“. Nohm sechste Kohn moht de Dei mierschtens e paarmohl Ahnloof nämme. „Un dann moß us de Hein . . ., Hein, du moß att de Stevvelschmeer holle, un dann

Züffje — Sophie

Lüürche — Laurenzia

Rötze — Rest

Schaute — Narr, Tor

Stevvelschmeer — Schubfett

domme dem Hännies et janze Jeseech schwazz mache un donn em ene Peerdsköttel en de Trööt dāue!“

Un dann laach de Dei un schlooch sich op de Kne, un kipp e Bierjlaas öm un schibbelt all Pennige vom Desch un krääch sich bahl net mieh enn. Wo die Stell füür ze Laache ess? — Froocht mich!

Ävve de Dei woor noch am Laache un am Juhze, wie de Hännies et zwette Mohl, seche keen Minutt späade wie haleve zwölef, ahn et Fensteche klopp. Hä moht hatt klopp, iehr datt en eene huurt.

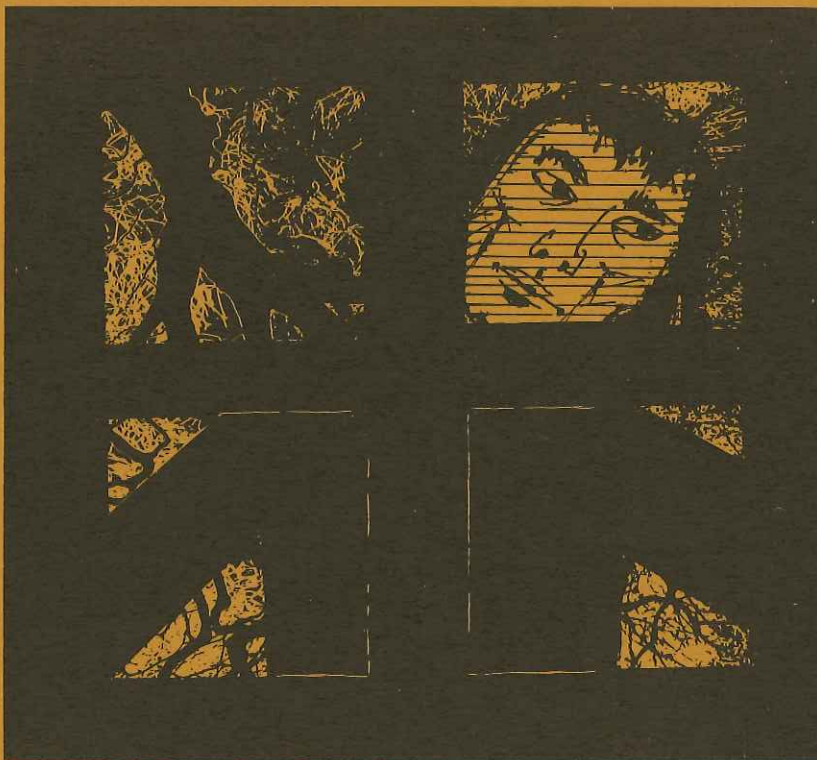
Wie ävve de Hein et Fensteche opschuuv, wuurt et beinöhks stell wie beim Lehre Harzem en de Kattejessemes-Stond, un esu jar de Dei kohm wedde e bessje zoh Vestannd.

„Komm erenn, Hännies, sätz dich ene Schlaach ahn de Desch un drink denge Kohn em Wärme, de Jrund erav lans de Werth un enn de Veehjass bess noh de Borech bruss de hück net mieh ahnzesenge, de Barongs senn esu wiesu allemann fottjefahre!“ heesch et.

De Hännies luurt füürsichtich ess met scheevjehalenem Kopp dorech et Fensteche, un wiere sooch, dat de Quodts Hein, der „Herr Ortsvorsteher“, net dobei woor, kome en de Stovv.

Peerdsköttel — Pferdeapfel

Kattejessemes — Kathedismus



Nä, nä, wirklich, hä süht uus wie de Nuut Joddes! En dām plackije Leech von dä Steenollichslamp noch mieh wie am Daach.

Wann maach der et letzte Mohl satt zu fresse hann krääch? Un vier Kohn hätte att em Liev?

Jetz dāuen se emm wedde e paar dar. Schlupp, eene; schlupp, noch eene. „Nä, kee Bier, ich moß nöchte blieve“, sähte.

Ävve noch ene Kohn, un noch eene. Et iersch kallte jar nix zweschem Schluppe, dann ess e paar Woort von Kohn un Kaff, un dann witte laute, un dann schänke, övve „dā Filuh von Perdsjüdd“ un dann övve „die doh op de Borech“, un övve de Pastuur un de Schandarm un Jott und all Minsche. Un dann witte wedde leise, un seng Jewöörts ess bloß noch jett Jesabbel. Seng Ooge werden pief, johzeggs vedrähte se janz, wie e avjestoche Kalev, un iehr datte vom Stohl kipp, packen en die andere, die sich bahl kapott laache, un lääj en de Eck op de Bank. Do kütt de Dei att met

Borech — Haus Wissem

de Stevvelschmeer. Ävve se mossen noch jett waade, weil de Hännies av un zoh zweschem Schnüüve noch ess de Kopp hivv un erjendjett schreie well.

„Pass op, datte net ahn fänk ze kotze“, säht de Aujuss. „Och watt, däh hätt doch nüüß em Liev für ze kotze“, laach de Wellem.

Ävve bahl litt de Hännies doh wie duud. Bloß onge de halev zoene Ooge vedrähte noch de Döpp un mömmelt ess e bessje met de Leppe.

Die Freud moht'er sehn! Et leevs dächten sem ze alle Mann op eemohl de Schmeer en et Jeseech schleevere. De Zijahre jonn uus un de Piefe werde kalt, un kee Minsch kömmert sich mieh öm et Kaate.

„Waaah-hahaha!“ schött sich de Männ füür Laache, „enn Schand, dat net Chressdaach ess, söss könnten mer enn tereck für e Neejekindche ahn et Kreppche sätzel!“

Noch mieh Jelaachs, un noch haade kräht de Franz: „Dann loß mer en doch nävvenahn an de Möllesch Eck ahn et Kröcks sätzel! Un dann dommerem senge Hoot zeschen de Been lääje. Velleech donn dann die Möhne vom Hoffjaade em e Paar Penninge drenn, wenn se enn de Fröhmess komme!“ „Hüür op, Franz!“ kreetsch de Hubäät, „ich kann net mieh! Ich baschden jlich!“

Schnüüve — Schnaufen, Atmen

Döpp — Augäpfel



Noch wahl zehn Minutte spektakeln se eröm, un maachen dem Hännies och noch de Häng schwazz.

Un dann schleeven sen esu leis, dat de Nohperschaff nix merek, onge dat Wäächkröcks, stippen de Hännies mit Kopp un Scholde dojäjen, spreeden em de Been useneen un lääjen richtichewäch de Hoot dozwesch wie beim Bäddeleemann met däm eene Been om Kermesmaat.

Eene schöddelt sich noch un meent: „Brrr, wat ess dat kalt! Ich jonn siehr wedde erenn!“

Dat donn se dann och all, ävve et ess nix mieh loss. Pöh a Pöh jonn se all heem, de mierschde emme noch am laache, bes en et wärme Bett, wenn se drahn denke, wat dat ongerem Kröcks füür e Beldche ess un wat de Löck moorn morje saage werde, die doh noh un von de Kerech lans komme.

Alles, wat e Üch denke konnt, hann se jesah, de janze Sonndaach lang, un och noch et Moondaachs. Un Diensdaach Ovvens woor de Hännies duud, un wuurt et samsdaachs onge de Eerd jedonn. Un et woor e su wärem, dat me de Maue erop moht krämpele.

„Wat hamme an däm Samstaach . . .“

Pöh a pöh — nach und nach

De wellde Sau

Von Wilhelm Neußer

De Hein — eejentlich heesche andesch, dat daasch ich ävve net verohde — woor tereck noh de Scholl op de Polleve jejange. Hä hatt männehmohls jett de Ellebohge jebruch un woor janz schön füürahnkomme.

Ävve et johf och jenoch Löck, die em es jern e Fößje jehahle hätte. Nä un nä, et maht sich net un et maht sich net, de Hein woor zo jeröch.

Weile meent, hä dächt zo de fein Löck jehüüre, wore och Jäje wurde met Hot un Kamesohl, met Flint un Patronetäsch.

Nu woor doch am Äng vom Kreech de Zong öm de Polleve an velle Äng voll Löche, un et duhrt Johre, bes die all jefleck woore.

Et kroffen net blos Nexnotze dodorech, enä, och well Säu leefen öf en dem Jestrüpps eröm un männehmohls bes en de Fabriksstrooße, un dat em hellen Daach.

Däm wohl de Hein e Äng maache, un e jood Stöck von ene well Sau em Döppe wör och net et schlächste.

En de Meddaachspaus trohke loss. Ävve hä woor net en ener haleve Stond zeröck, wie e jesaht hatt. Et wuurd vellmieh zwei, et wuurd haleve drei, et wuurd drei. „Däm moß jet passiert senn“, heesch et. En drei, vier Mannskerl mahten sich Koraasch un jinken nohluure. Noh ner haleve Stond kohmen se mem Hein wedde. Hä woor janz wieß öm de Naas un schnögelt met Ärm un Been, ävve söss fählt em ussewendich nöx.

Die andere wooren schleemme dran. Se heelen sich de Buch un jappden, de Träne leefen ene de Backen erav, me konnt se frohge, wat me wohl, se krähten wer weß wie lang kenne Ton eraus, un och dann konnten seret nur stöckelcheswies vezälle.

jeröch — ausgekocht, raffiniert

*Koraasch — Mut
schnöggele — zittern*

jappe — nach Luft schnappen



De Hein hatt op enem Zongpohl halev jehutsch, halev jehange. Ongen dofüür looch en well Sau, un kenn kleene, un paß op en op. Dat woor janz onjefährlich für dat Dier. De Flint looch nämlich ongen op de Erd.

Wat die Sau vom Hein hätt jewollt, semme nömme jewahr wuorde. Wat sich die zwei vezallt hann, es och net eruuskomme.

Ävve e jood Werk hatten se jedonn, de Hein un die Sau, weil en vierzehn Daach drop Fasteloovend woor. Un do heesch et joh: maht üch Freud.

Wat maach de Hein jäjen Fleesch von welle Säu hann?

Die Renovierung des „Burghofs“, Troisdorf, Frankfurter Straße, in den Jahren 1977 und 1978

Von Krafft-Aretin Eggert

Alter, Datierung, Urkunden

Das Alter des Burghofs ist im Türsturz über der straßenseitigen Eingangstür mit der Jahreszahl 1778 angegeben. Diese Jahreszahl besagt, daß der Burghof, so wie er 1977 bestand, in seinen wesentlichen Teilen in den Jahren 1777/78 entstanden war. Es kann vermutet werden, daß dieser Bau des Jahres 1778 einen Vorgängerbau hatte. Hierfür konnten jedoch keine baulichen Nachweise während der Renovierungsarbeiten ermittelt werden. Der Verfasser hat im Rahmen der planerischen Arbeiten kein literarisches Quellen- bzw. Urkundenstudium betrieben und regt hiermit an, daß von einem der hiesigen Heimatforscher in einem weiteren Aufsatz über Quellen und Urkunden betreff den „Burghof“ berichtet wird.

Der Verfasser kommt zu dem vorläufigen Schluß, daß der „Burghof“ an dem gleichen Standort keinen Vorgängerbau hatte, da:

1. Keller und Erdgeschoßmauerwerk aus gleichem Material in Art und Abmessungen besteht (Bruchsteinmauerwerk), da kein Absatz und keine Baufuge zwischen Wandteilen einerseits und den beiden gemauerten Geschossen andererseits (Keller und Erdgeschoß) vorhanden sind; auch das Mauerwerk homogen ist und sorgfältig ausgeführt wurde. Es ist nirgends durch Änderungen oder Schäden gestört.

2. Der Keller paßt harmonisch zu der Erdgeschoßkonstruktion und -aufteilung. Dies zeigt sich insbesondere bei den beiden Treppenaufgängen. Die innere Treppe verlief als Steintreppe in Abmessung und Kopfhöhe passend unter der Holztreppe, die vom Erdgeschoß ins Obergeschoß führte und mündete dann in der Küche, entsprechend der Funktion des Kellers als Vorratskeller. Der hier als Küche bezeichnete Raum wird immer als Küche genutzt gewesen sein; dies war erkennbar an einem fest in der Außenwand vermauerten Abflußstein mit Abflußöffnung und Rinne durch die 62 cm dicke Mauer und dann ca. 15 cm vorkragend vor die Außenwand.

Die äußere Treppe führte mittig aus dem Kellerraum geradläufig auf den Hof. Der Zugang war mit einer Bohlentür in Rundbogenöffnung verschlossen.

3. Der Baukörper des Hauptgebäudes besitzt ein gutes Verhältnis zwischen Längenmaß und Breitenmaß (14,60 : 10,50 entspricht 10,0 : 6,80, was annähernd der „Goldene Schnitt“ ist). Hätten Zwänge durch vorhandene Keller- oder Fundamentmauerwerk vorgelegen, wäre dieses „Idealverhältnis“ kaum einzuhalten gewesen.

Nicht beantwortet werden können zur Zeit auch die Fragen nach:

Name des Gebäudes/Gehöftes: Ist dieser „Burghof“ der in Urkunden erwähnte Burghof?

Funktion des Gebäudes/Gehöftes: Als gesichert muß gelten, daß das heutige Hauptgebäude seit mindestens 1878 Hauptgebäude eines größeren landwirtschaftlichen Betriebes war. Aber war es tatsächlich ein Vorwerk der Burg Wissem? Wie waren Besitz und Pachtverhältnisse?

Erhaltungszustand 1977

Der Burghof ergab 1977 zweifellos ein tristes, verfallenes Erscheinungsbild. Es war aber schnell erkennbar, daß ein Abriß der bestehenden Gebäude weder konstruktiv noch finanziell notwendig war. Deutlich zu sehen war die städtebauliche Bedeutung des Burghofs innerhalb der Straßenbebauung der Frankfurter Straße.

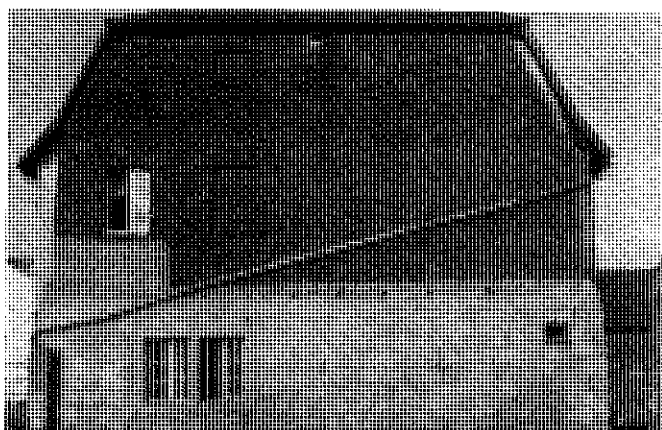
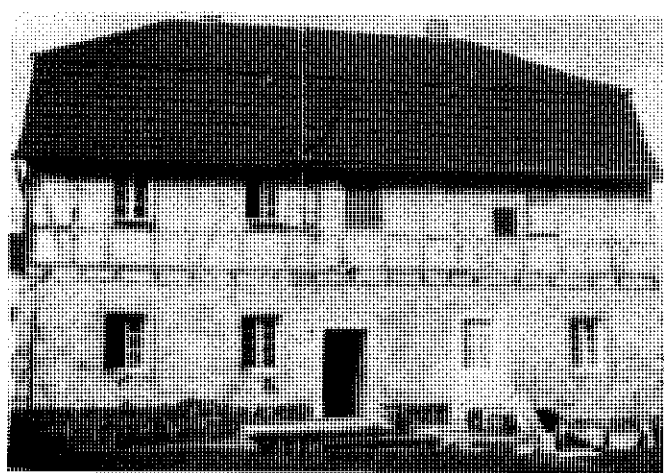
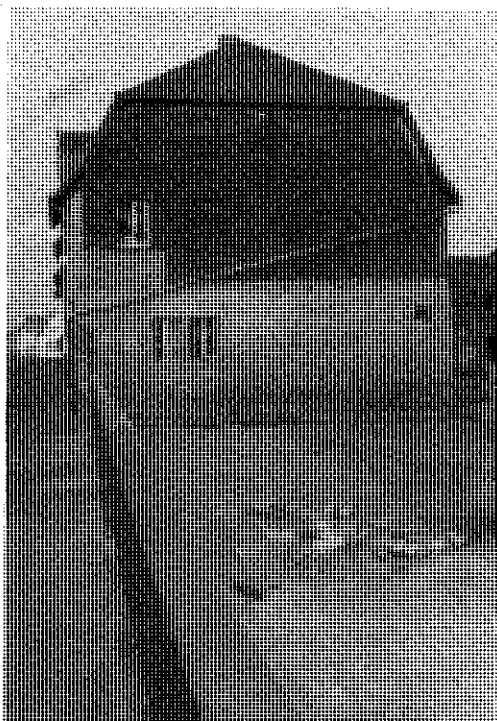
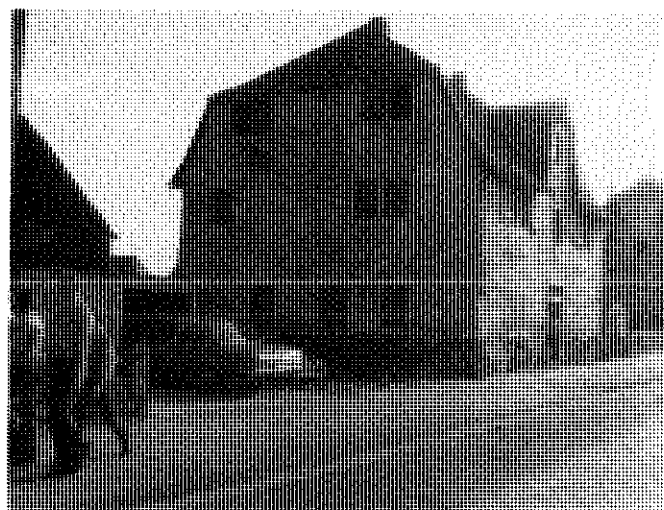
Erste Untersuchungen der Bausubstanz ergaben an akuten Mängeln, daß ein Deckenfeld sehr stark durchhing, daß der Innenputz an einer Raumecke stärkere Feuchtigkeitsschäden zeigte, infolge mangelhaft verlegter nachträglicher Abwasserleitung ins Obergeschoß, daß der Außenputz sich in größeren Flächen von der Fachwerkwand im Obergeschoß ablöste, und daß die Dachdeckung schadhaft war.

Als positiv zu werten war das unbeschädigte Keller- und Erdgeschoßmauerwerk, die erstaunlich gute Erhaltung aller sichtbaren Holzbauteile wie Fachwerkwände, sichtbare Balkenköpfe und die Dachkonstruktion. Diese erste Untersuchung, die ein positives Bild ergab, wurde auch im Zuge der Renovierungsmaßnahme nicht widerlegt. Es wurden zwar weitere Mängel sichtbar, jedoch nur in Teilbereichen, örtlich beschränkt.

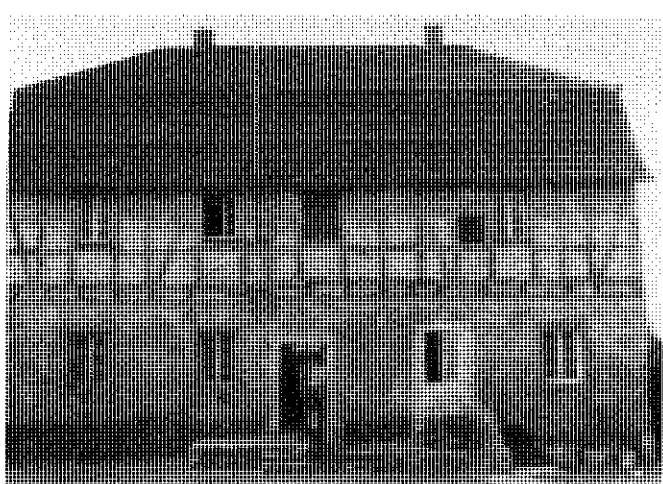
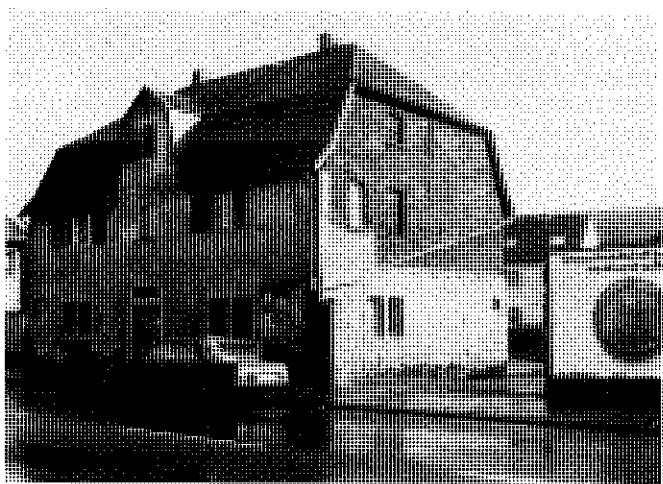
Neben der oben geschilderten Feuchtigkeitsstelle, wo sich der gemeine Hausschwamm eingenistet hatte, fand sich eine weitere vom Hausschwamm befallene Stelle am nördlichen Walm des Daches. Der stark abfallende Deckenbereich im südöstlich gelegenen Teil des Gebäudes hatte einen Kaminbrand mit Ausgreifen auf die zu nah am Kamin liegenden Holzbauteile als Ursache.

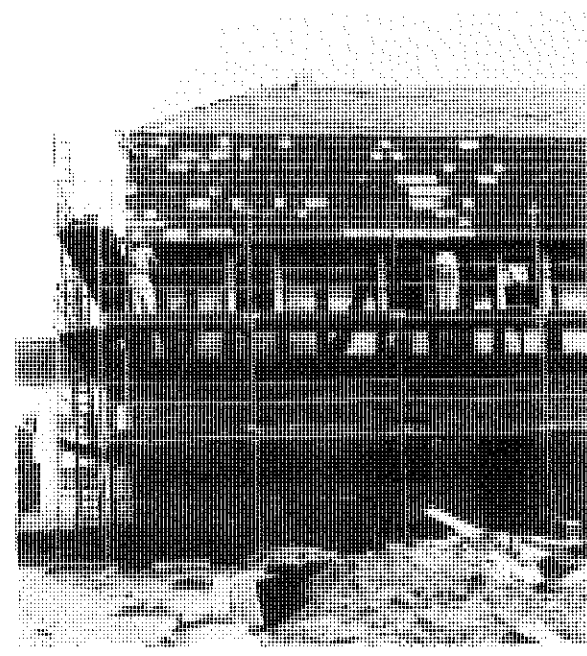
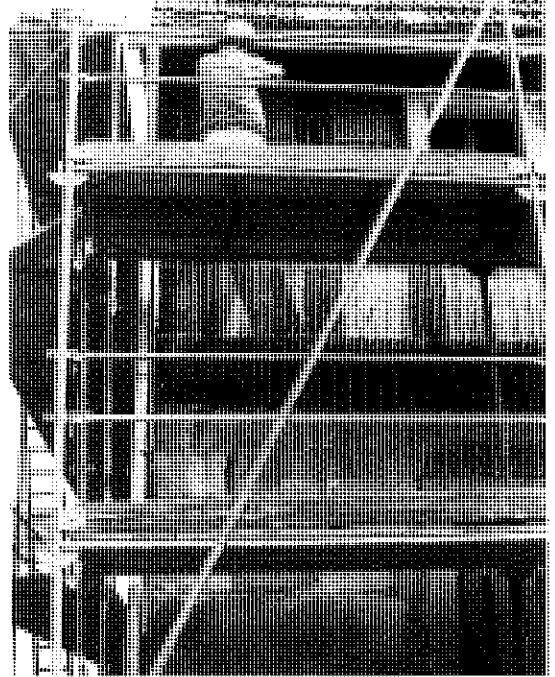
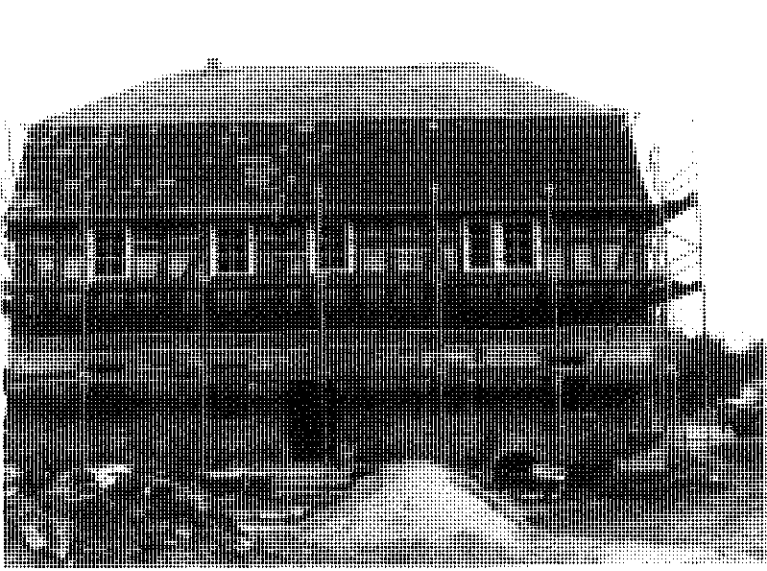
Einige weitere Deckenbalken mußten ausgetauscht werden, da sie gerissen waren bzw. in ihren Abmessungen grundsätzlich zu schwach gewählt waren.

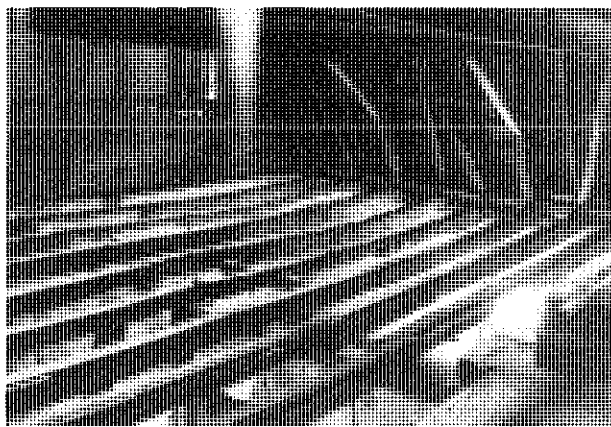
Haustechnische Einrichtungen waren unzulänglich, schadhaft bzw. nicht vorhanden.



57–63 Der Burghof vor der Restaurierung







Ehemalige Nutzung

Der Burghof ist ein landwirtschaftlicher Betrieb gewesen. Größe, Konstruktion und Gestaltung des Haupthauses weisen darauf hin, daß der Burghof in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts ertragreich war und seine Besitzer/Pächter für damalige Verhältnisse wohlhabende Landwirte gewesen sein werden.

Das Haupthaus wird erschlossen durch einen mittigen Flur mit straßen- und hofseitiger Tür. Es wird im Erdgeschoß beidseitig vom Mittelflur auf der Hofseite als Küche und Räumen der Bewirtschaftung/Verpflegung von Mensch und Tier gegolten haben, in den beiden straßenseitigen Räumen als Wohnräume und das Obergeschoß für Schlafräume. Das Dach diente als Speicher in umfassendem Sinne. Hier wurde auch Heu und Stroh gelagert.



64–69 (Vorseite) Restaurierungsarbeiten am Burghof. Freilegen des Fachwerks. Anbringen des neuen Putzes. Links unten ein Schwalbennest.

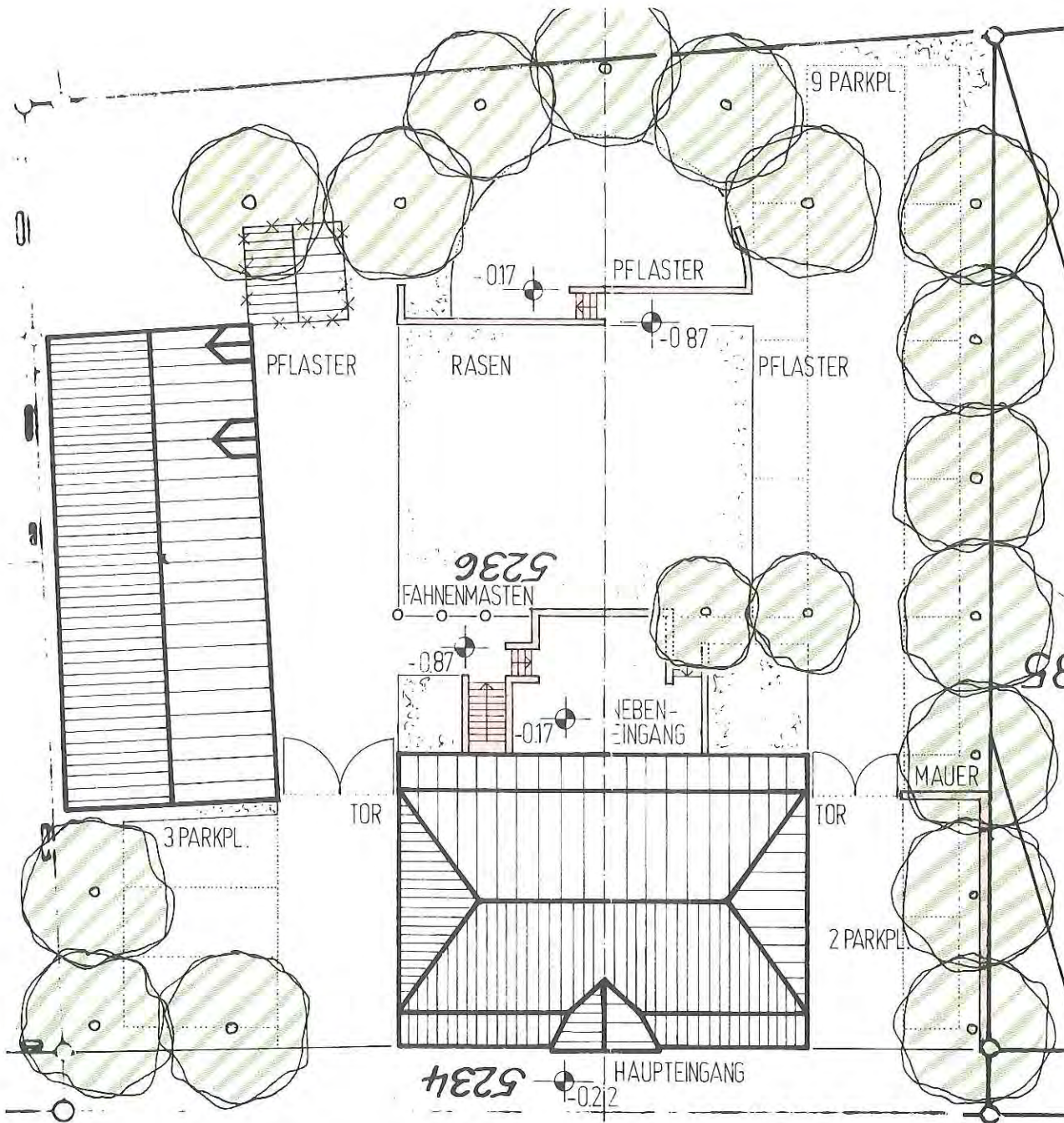
70–72 Arbeiten am Dachstuhl und den Balkendecken.

71 Abfangungskonstruktion für den Sitzungssaal im Erdgeschoß

Dieser Nutzung entsprach die großzügigere Raumaufteilung im Erdgeschoß und die kleinteilige im Obergeschoß, sowie die Lage des Hauptgebäudes als Mitte einer größeren Hofanlage mit seitlichen Nebengebäuden, die für Vieh, Geräte und Lagerhaltung notwendig waren.

Originale Hofform, Baukonstruktion und Gestaltung

Somit war der Burghof in Anordnung und Bauform nach der „mitteldeutschen“ oder „fränkischen“ Hofform

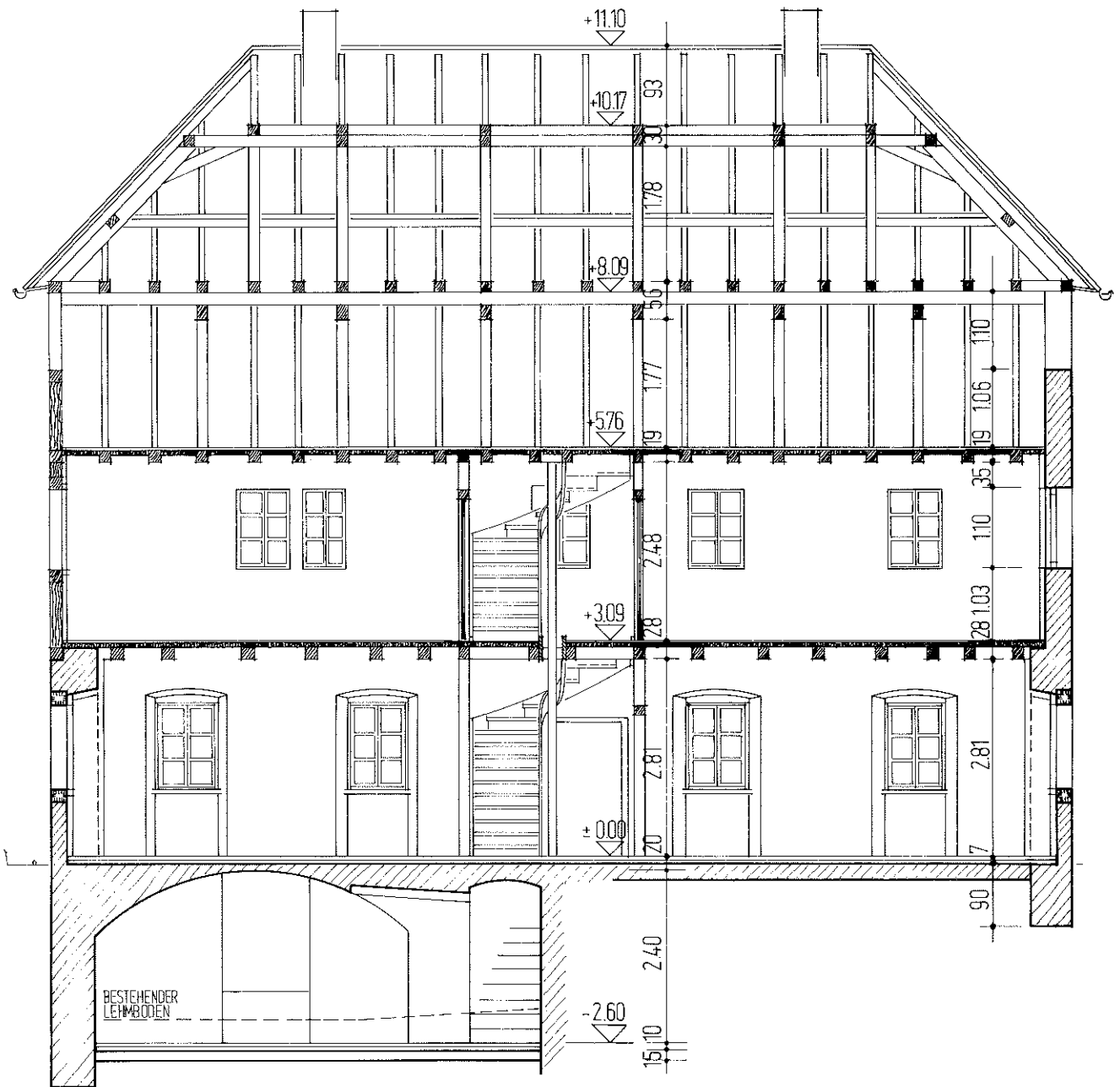


angelegt, mit dem vorderen Haupthaus, das auch im Sinne des städtebaulichen und architektonischen Ideals der Barockzeit achsial in Lage zu den Nebengebäuden und symmetrisch in Raum- und Fenstergestaltung errichtet wurde. Dazu kommen bei der Grundform des „fränkischen Hofes“ die seitlichen und rückwärtigen Hof- und Stallgebäude. Für den Burghof können zur Zeit nur seitliche Nebengebäude nachgewiesen werden: Südöstlich Stallungen (der vorhandene Baustrakt ist aus der Zeit 1890–1910) und nordwestlich eine Remise, ein seitlich offenes Gebäude für Geräte und Fahrzeuge, das 1977 bedauerlicherweise abgerissen wurde.

73 Entwurf für die Hofformulierung des Burghofes

Auch die Konstruktion entspricht den damaligen handwerklichen Regeln. Sie wird im folgenden kurz beschrieben; es kann hier nicht auf jedes Detail eingegangen werden.

Die Wandkonstruktion des Hauptgebäudes besteht im Keller- und Erdgeschoß aus Bruchsteinmauerwerk 63 cm dick, vermutlich devonischer Sandstein vom Ravensberg und im Obergeschoß aus Holzfachwerk als reguläres Ständerwerk, abgebunden durch oberes und unteres Rähm.

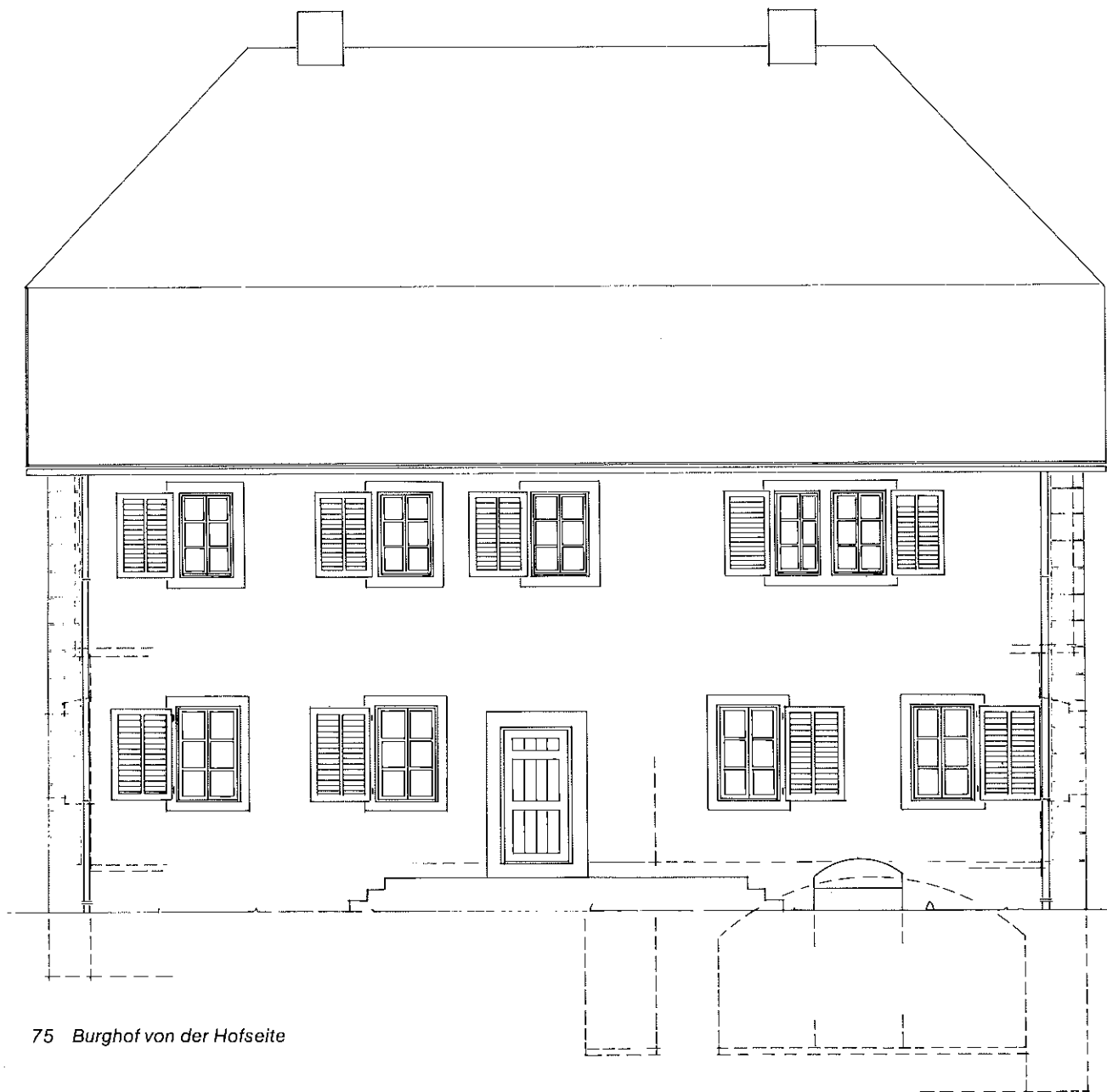


Das Holzfachwerk der Wände war als rein konstruktives Fachwerk angelegt ohne besonderes Schmuckwerk. Der Nordwestgiebel besteht im Obergeschoß und Dachgeschoß nicht mehr aus originalem Fachwerk, sondern aus 42 cm dickem Ziegelmauerwerk im Kreuzverband, Ziegelabmessungen im sogenannten Reichsformat. Zwischen 1890 und 1910 wird dieser Giebel auf der Wetterseite baufällig gewesen sein und eine Erneuerung aus genanntem Material notwendig gemacht haben. Bei der damaligen Erneuerung des Giebels im Obergeschoß werden nicht alle ehemals vorhandenen Fensteröffnungen wieder angelegt worden sein.

74 Balken- und Wandkonstruktionen des Burghofes

Während der Planung der Umbaumaßnahmen wurden verschiedene Ansichten gezeichnet als Versuch der Wiederherstellung des ehemaligen Charakters des Hauptgebäudes auch an diesem zerstörten Giebel und es wurde entschieden, eine Anzahl von Fenstern zu brechen.

Das Dach ist ein Mansarddach mit Krüppelwalm und straßenseitigem symmetrisch angeordnetem Dach-erker. Es wird getragen von einem „zweifach liegenden



75 Burghof von der Hofseite

Pfettendachstuhl" mit Abwalmung. Alle originalen konstruktiven Holzbauteile sind aus Eiche, vermutlich Eiche aus dem ehemaligen Altenforst, der nachweisbar zur Bauzeit größere Bestände hatte.

Die Deckenkonstruktionen waren im Keller ein flaches Gewölbe über 4,35 Meter Spannweite und in den Obergeschossen Holzbalkendecken als sogenannte „Kölner Decken“, d. h. mit sichtbar verputzten Balken.

Insbesondere die symmetrische, klare Gliederung der Straßenfront gibt dem Gebäude einen vornehmen, herrschaftlichen Charakter und weist damit auf eine sorgfältige Planung und Bauausführung in den Jahren vor 1778.

Entsprechend diesem Charakter ist auch das Fachwerk des Obergeschosses immer mit einem Fassadenputz versehen gewesen, mit leicht gelb getöntem Anstrich. Dem herrschaftlichen Charakter entspricht auch die in den Putz getragene vorhandene Steinquaderung der Hausecken, die symmetrische Anordnung der paarigen Fenster, sowie die werksteingerechten Fensterlaibungen, Stürze und Fensterbänke.

Renovierung und Umbau

Der Verfasser wurde im März 1977 um eine gutachterliche Stellungnahme betreff Erhaltungszustand Burghof gebeten, in dem er zu dem Ergebnis kam, daß der



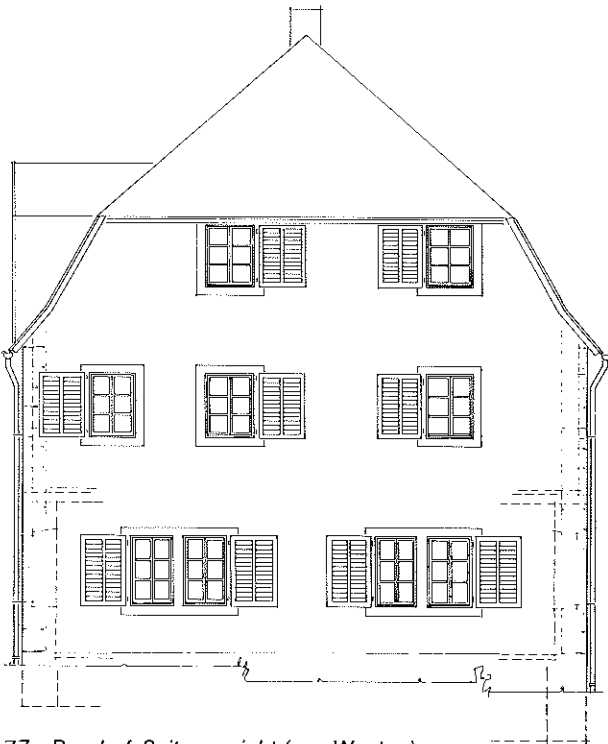
76 Burghof von der Straßenseite

Burghof als denkmalpflegerisch wertvolles Gebäude einzustufen ist und einer neuen Nutzung bei vorheriger Renovierung zugeführt werden sollte.

Ende November 1977 fiel die endgültige Entscheidung, daß der Interessent am Burghof, die Geschäftsstelle des Unterbezirks der SPD im Rhein-Sieg-Kreis, das Grundstück und die darauf befindlichen Gebäude in Erbpacht übernimmt, bei Verpflichtung qualifizierter Wiederherstellung. Der Verfasser wurde als Architekt mit den Planungs- und Bauleitungsaufgaben betraut. Er mußte jedoch feststellen, daß im Zuge voreiligen Handelns auf Veranlassung der SPD-Geschäftsstelle im Laufe des Jahres 1977 die Remise abgerissen wurde.

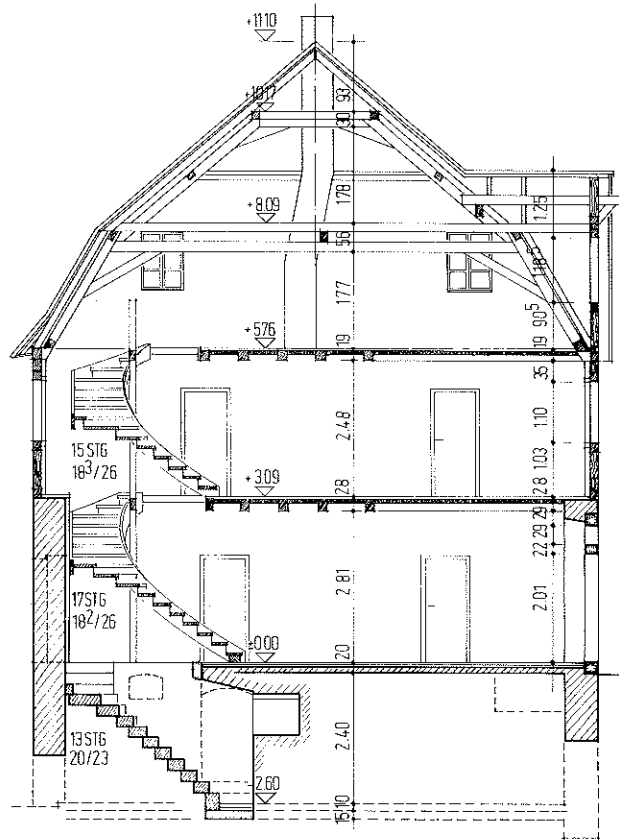
So zeigte sich somit die bis Anfang 1977 nahezu originale Hofanlage des Burghofs nicht mehr als Hof, sondern als Torso. Das Hauptgebäude des Burghofs ist durch diesen Abriß empfindlich aus seinem städtebaulichen Verband gerissen. Erneut beeinträchtigt wurde der Burghof im Jahr 1978 durch eine auch baurechtlich fragwürdige Bebauung auf dem nördlichen Grundstück durch ein aluminiumglänzendes Lagergebäude.

Neben den Planungsentscheidungen betreff Hauptgebäude gelang es dem Verfasser gegen erhebliche Widerstände, daß das ehemalige Stall- und Lagergebäude nicht abgerissen wurde, sondern vorerst als Lager erhalten blieb und notdürftig hergerichtet werden



77 Burghof. Seitenansicht (von Westen)

78 Schnitt durch den Burghof (von Osten)



sollte. Im Herbst 1978 fand sich glücklicherweise ein Interessent, der dieses Gebäude unter Berücksichtigung einiger Vorschläge des Verfassers als Wohngebäude modernisierte, so daß der Südostflügel der Hofanlage endgültig erhalten war.

Für das Hauptgebäude ergab die Planung, daß neben einer Anzahl von Räumen für Büro Zwecke und den haustechnischen sowie hygienischen Anlagen, was sich in die bestehenden Räume einpassen ließ, ein größerer Raum durch Zusammenlegen von zwei kleineren als Sitzungs- und Versammlungsraum zu erstellen ist. Eine tragende Wand im Erdgeschoß mußte also entfernt und durch eine Abfangungskonstruktion ersetzt werden. Bei diesem erheblichen Eingriff in die originale Bausubstanz wurde eine doppelte Holzkonstruktion gewählt, die geringe Materialabmessungen ermöglichte, die Spannweite der vorhandenen aber teilweise durch den Kaminbrand beschädigten Deckenbalken um ein Viertel verkürzt und die raumtrennende Wirkung eines einzelnen 40 cm hohen Stahlunterzuges vermied. Bedacht werden mußte auch, daß ein Stahl- oder Stahlbetonträger auf eine Holzfachwerkwand (Wand zu Flur) nicht hätte aufgelegt werden können.

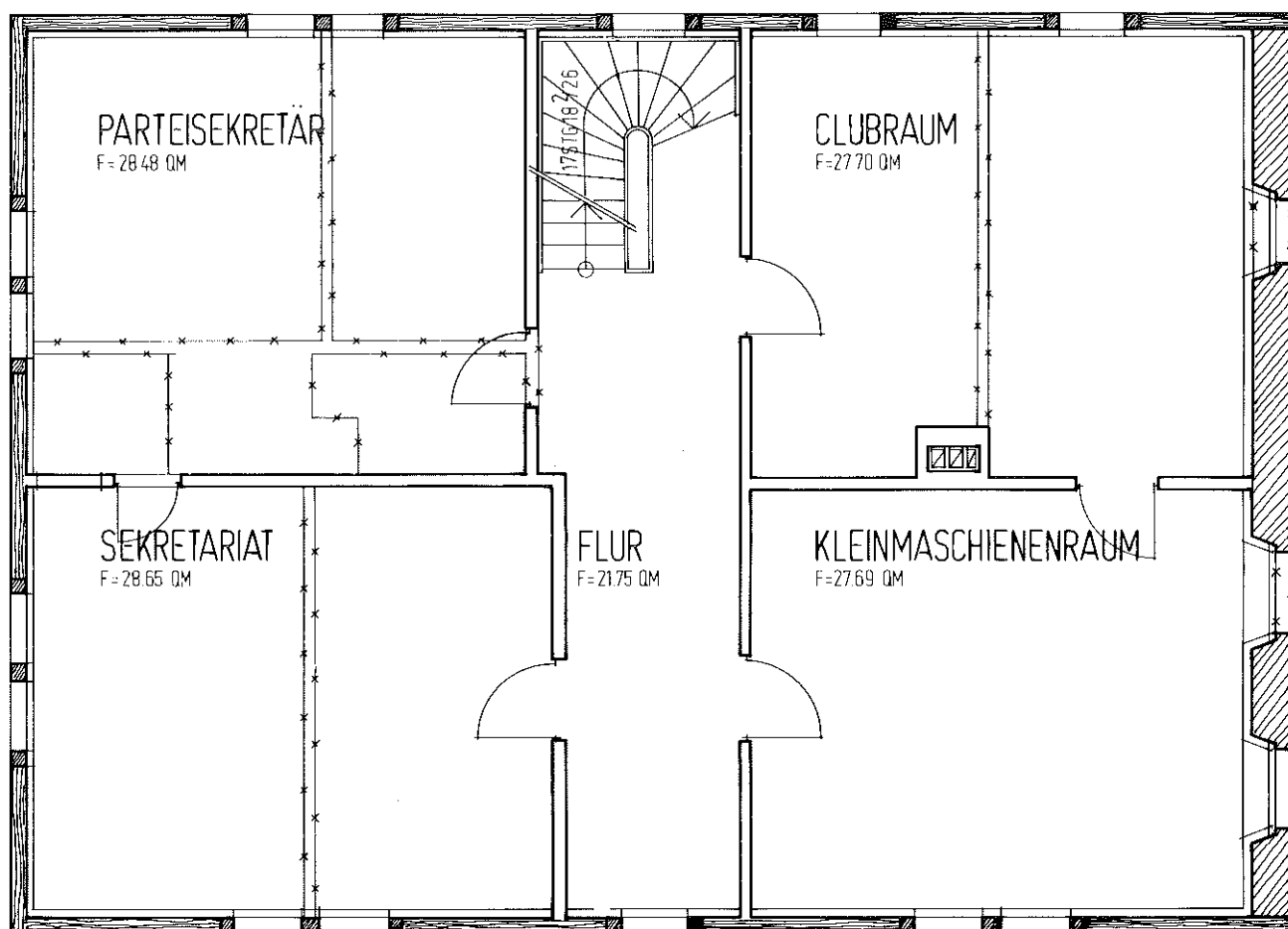
Der Verfasser hat dieses eine konstruktive und gestalterische Problem als Beispiel näher ausgeführt, um zu zeigen, daß bei der Wiederherstellung alter Gebäude von ausschlaggebender Bedeutung Kenntnis der vorliegenden Konstruktionen und Eigenarten, sowie die materialgerechte Verwendung alter und neuer Bauteile sind. Dieses muß betont werden, da leider Kenntnis und

Einsicht nicht bei jedem an der Renovierung beteiligten Mitarbeiter, freiwilligen Helfer und Bauherrenvertreter vorlag.

Im Zuge der Renovierungsarbeiten wurde im Sinne der Vollständigkeit der Wiederherstellung entschieden, daß der vorhandene große Kellerraum entsprechend der Planung ausgebaut und ausgestattet wird, wozu Tieferlegen des Kellerbodens und Unterfangungsmaßnahmen notwendig wurden. Dieser zusätzlich geschaffene Raum, genutzt als Gemeinschaftsraum mit gemütlichen Sitzplätzen und Theke, ergänzt die historischen Räume vorteilhaft.

So gelang manche Detailarbeit, z. B. die Restaurierung der zwei originalen Haus- und Hoftüren, sogenannte „Jüddertüren“ oder auch „Gaddertüren“ aus der Entstehungszeit des Hauses 1778 und von zwei Zimmertüren im Erdgeschoß von 1880, oder auch die Wiederherstellung der Kölner Decken im Obergeschoß.

Zweifelloos ist auch der Aufwand für die teilweise Erneuerung bei den vorhandenen Fenstern und die Neulieferung der werksteingerecht hergestellten Fenstergewände für neu gebrochene Fenster im Erdgeschoß positiv zu werten. Solche gelungenen Maßnahmen zeigen aber auch im Vergleich mit weniger gelungenem, z. B. die Bedeutung und Wichtigkeit jeder fachgerechten Überlegung und Detailausführung. Als ein Beispiel für nicht materialgerechten Zierrat seien die drei großen, schwarzen, altdeutschen Buchstaben genannt.



79 Grundriß 1. Obergeschoß

Hofgestaltung, städtebauliche Ordnung

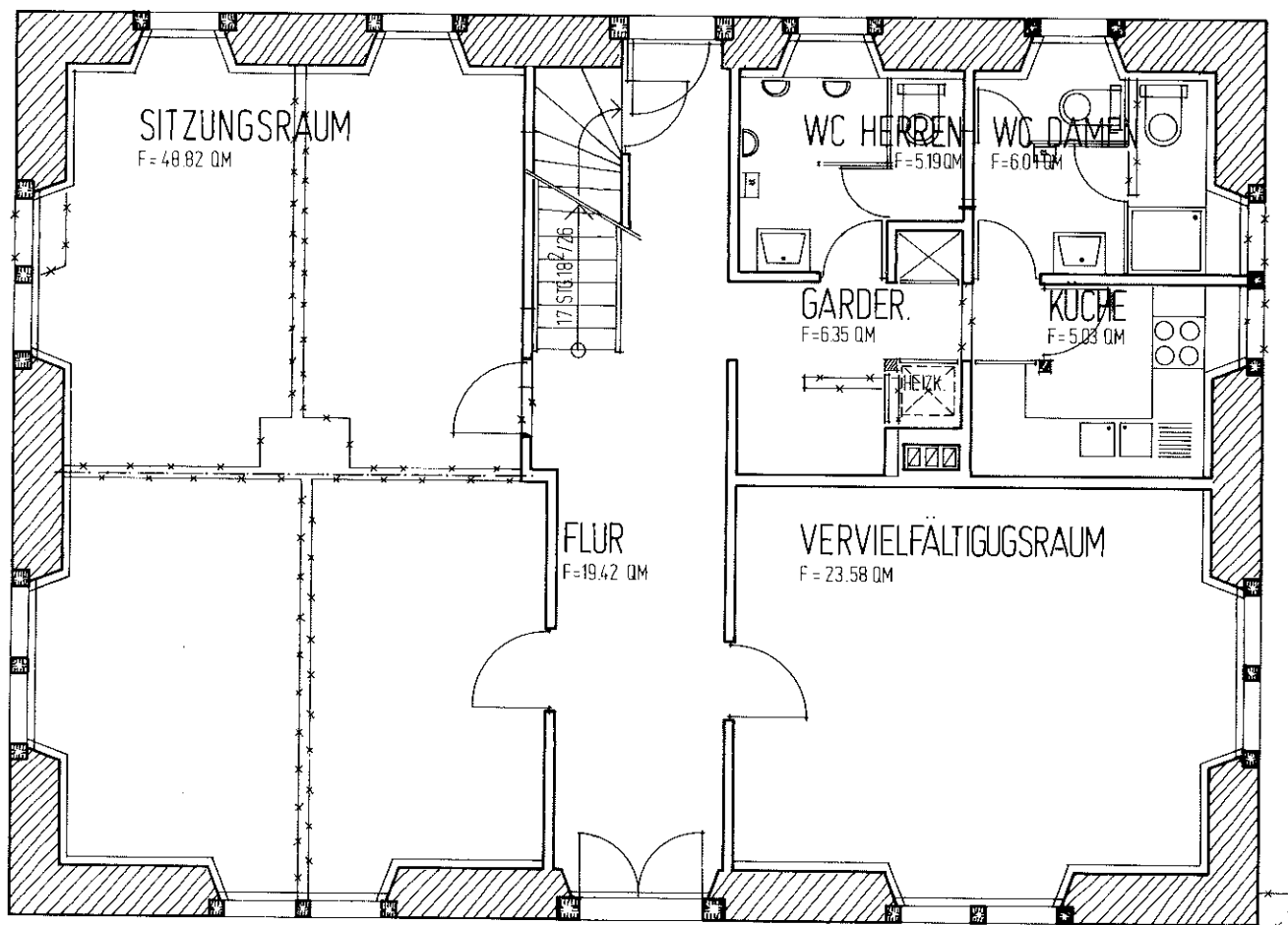
In die Überlegungen um Wiederherstellung des Burghofs sind die Hoffläche sowie die Randzonen des Grundstückes zu den Nachbarn einzubeziehen. Im Sinne des Hofgeviertes wurde vorgeschlagen und ausgeführt eine quadratische mittlere Hoffläche, glücklicherweise mit Granitpflaster belegt. Beidseitig an den Giebeln des Hauptgebäudes vorbei und die Hoffläche einfassend, wurden Zugangswege unterschiedlicher Breite ebenfalls gepflastert. Der verbleibende Reststreifen nach Westen und Norden wurde freigehalten für Pflanzungen mit hochstämmigen Bäumen verschiedener Art, so daß zumindest das räumliche Geviert durch Bäume wieder hergestellt werden kann. Zusätzlich regt der Verfasser an, daß mittels eines aufzustellenden Bebauungsplanes Lage, Abmessung und Gestaltung der Gebäude des nördlichen Nachbargrundstückes im Sinne der ursprünglichen Hofform des Burghofs festgelegt wird. Es ist notwendig, daß frühzeitig die rechtliche Grundlage geschaffen wird, dem modernisierten ehemaligen Stallgebäude mit seiner kleinteiligen Gestaltung durch die „Dachhäuser“ ein gleichwertiges Gegenüber zu ermöglichen.

80–90 (Nebenseite) 1. Reihe: Burghof vor der Renovierung. 2. Reihe: restaurierter Burghof von der Straße, vom Hof, die Hofanlage. 3. Reihe: Sitzungssaal, Keller. 4. Reihe: Eingangsflur (Parterre) mit Hoftür, Flur im 1. Obergeschoß mit „Kölner Decken“, Burghof von den gärtnerischen Anlagen her

Nachwort

Der Verfasser sah bei dem Bericht über die „Renovierung des Burghofs“ nicht die Aufgabe eines wissenschaftlichen Aufsatzes über Bestandserhaltung und baugeschichtlichen Wert des Burghofs. Der Burghof ist kein Gebäude mit besonderer heimatkundlicher oder wissenschaftlicher Qualität. Es sollte jedoch versucht werden, die Probleme und Schwierigkeiten der Wiederherstellung zu schildern und weiteres Verständnis für die alten Gebäude zu wecken, denn Troisdorf hat nicht sehr viele alte Gebäude und kaum eines mit solch ausgeglichenen Proportionen und solch städtebaulicher Bedeutung. Der Burghof hat durch Renovierung für die Frankfurter Straße und auch für die Stadt Troisdorf seine spezifische Wichtigkeit zurückerhalten. Durch Schilderung der Bemühungen um Erhaltung und handwerklich ordentliche Renovierung und auch durch kritische Hinweise auf unkluge Entscheidungen, sollte versucht werden, aufzuzeigen, daß ein altes Gebäude eine „Alte Tante“ ist, die behutsam, ruhig und mit Liebe gepflegt werden muß.





91 Grundriß Erdgeschoß

92 Entwurf für die Gestaltung des Nebengebäudes (von Westen)



Troisdorfer Köpfe

Von Helmut Schulte

Vor zwei Jahren wies der Verfasser auf einige erhaltenswerte Fassaden der Jahrhundertwende im Troisdorfer Altstadtbereich hin in der Absicht, daß sich die Eigentümer ihrer Verpflichtung bewußt würden, das Erhaltenswerte zu erhalten. In einigen Fällen ist die beabsichtigte Wirkung nicht ausgeblieben, in den meisten allerdings blieb alles beim alten: Abriß, Verkommenlassen, Verkleidungen, ungeeigneter Anstrich, Einbau neuer Fenster und Türen ohne Rücksicht auf die alte Konzeption.

Heute will der Verfasser einige Details vorstellen – selten genug an Troisdorfer Fassaden –, die Beachtung verdienen: Troisdorfer Köpfe.

Auch hierbei sind Stilbesonderheiten zu beachten, aber auch Herstellungsunterschiede.

Fast alle Troisdorfer Kopfmotive sind der üblichen Palette der Stilmerkmale der Jahrhundertwende entnommen. Es sind Köpfe, die wir in fast allen Städten, in denen sich Bausubstanz der fraglichen Zeit erhalten hat, antreffen. Köpfe mit der gleichen Kopfhaltung, dem gleichen Gesichtsausdruck, dem gleichen umgebenden Schmuck. Das darf nicht verwundern, denn – vor allem vollplastische – Kopfformen wurden von entsprechenden Firmen als Dutzendware bezogen und in die Stuckornamentik eingebaut.

Ähnlich verhielt es sich mit Motiven für Türen und Fenster. Der Architekt (evtl. in Absprache mit dem Bauherrn) konnte aus einem Katalog bestimmter Typen (und Preisklassen) auswählen, die der Stukkateur vorlegte.

Es ist deshalb auch kein typisches „Troisdorfer Merkmal“, wenn die Troisdorfer Köpfe alle mehr oder weniger abweisend, böse, grimmig dreinblicken, als wollten sie den Betrachter mit dem bösen Blick bannen oder vom Haus fernhalten; es ist vielmehr ein Kennmal der Zeit: Das Bürgertum, das – sich seines Besitzes bewußt – sein Haus durch originelle Fassaden dekorierte, war ein Bürgertum, das seinen Besitz verteidigen wollte. Wie der Burgherr sein Anwesen durch Mauern und Türme schützte und im Imponiergehabe den Gegner zu schrecken suchte, so sollte die Fassade, die ja mehr vorstellte, als sich dahinter verbarg¹, durch Blendwerk (einschließlich dämonischer Kopfformen) die Nachbarn, die anderen Bürger, die Besucher in eine bestimmte Stimmung versetzen.

Sicher hatten Bauherr und Architekt in besonderer Weise ihre Hand im Spiel, doch waren sie auch abhängig vom Angebot der Stilmittel der Zeit. Das wird besonders dann deutlich, wenn „Troisdorfer Architektur und Stukatur“ mit fertigen Stilelementen garniert werden, die

i. d. R. aus den umliegenden Großstädten bezogen wurden. Manchmal entstanden dadurch auch Stilwirrwarre, besonders wenn z. B. vollplastische Ornamente, Köpfe, aber auch Türen oder Fenster bestimmter stilistischer (meist fortgeschrittener) Prägung in Hauskonzeptionen anderer (meist zurückliegender) Stile eingebracht wurden².

Troisdorfer Köpfe stilistisch sortiert

Die ältesten der hier vorgestellten Köpfe gehören der Übergangszeit zwischen Klassizismus und gotisch geprägtem Historismus an³.

Frauenkopf – Haus Hippolytusstraße 33 (Abb. 93)

An dem etwas zurückliegenden Haus, das mit seiner strengen klassizistischen Prägung dezente Vornehmheit ausstrahlt, sitzen ein Frauen- und zwei Löwenköpfe als Schlußstein-Tür- bzw. Fensterverdachungen im glatten Putz.

Weiche weibliche Züge kennzeichnen den Frauenkopf. Gelocktes Stirnhaar quillt aus einem Kopf-Hals-Tuch, das in eleganten Falten die Wangen einrahmt bzw. den Hals bedeckt. Ein wenig wird hier der obere Teil der römischen Palla, aber auch das mittelalterliche Gebende nachempfunden.

Löwenkopf – Haus Hippolytusstraße 33 (Abb. 94)

Mit Ohren und Mähne paßt sich der etwas schlaftrunken wirkende „gemütliche“ Löwe der Schlußsteinform an. Mit der weit heraushängenden Zunge und den schrägabfallenden Augen wirkt das Tier trotz der dolchartigen Eckzähne eher wie ein gutmütiger Hund. Dazu trägt allerdings bei, daß die Plastizität z. T. durch den Schmutz der Zeit und dicke abblätternde Farbschichten stark beeinträchtigt ist.

Beide Kopfformen bedürfen – wie die gesamte Hausfassade – einer grundlegenden Restaurierung!

Köpfe – Haus Kölner Straße 116 (Abb. 95)

Das Haus Kölner Straße 116, dessen Parterrebereich vor einiger Zeit unschön mit Holz verkleidet wurde, zeigt Stilmerkmale des Klassizismus mit Renaissance- und

1 Vgl. Schulte, Helmut, *Schöne Fassaden*, Niederkassel 1979, 7 f.

2 a.a.O., 16

3 TJH VI/VII, 42 ff. Dort werden die Stilmerkmale beschrieben und es wird auf die zeitliche Verschiebung für die Landgemeinden hingewiesen.



93 und 95 Köpfe an Haus Hippolytusstraße 33

95 Köpfe an Haus Kölner Straße 116

Barockakzenten. Die Schlußstein-Fensterverdachungen der belletage tragen Kopffornamente, die unschwer der Kaiserzeit zuzuordnen sind. Zwischen außen- und innenrollenden Voluten, unter einem Rocaille-Motiv⁴ glaubt man das sorgenvoll ernste Gesicht Wilhelm I. mit seinem charakteristischen Schnauz- und Backenbart zu erkennen.

Die darüber angeordnete Ädikula⁵ der Mittelachse läßt trotz Kriegsbeschädigung (rechte Wangenpartie und Kinn fehlen) einen Kopf sichtbar werden, der einen jungen Krieger mit Helmschmuck (hochgeklapptes Visier) darstellt. Der traurige „leere“ Blick und die leicht gesenkte Kopfhaltung des mager aus dem Halspanzer ragenden „Helden“ könnten als Symbol alles Kriegerisch-Heldischen verstanden werden. Stilistisch wird hier der Renaissanceanteil der Fassade gestützt.



Männerkopf – Haus Ecke Poststraße/Kölner Straße 34 (Abb. 96)

Dieses Haus, das in einem Sanierungsplan der Stadt ein Januskopf-Dasein führt (die vordere Fassade wird als

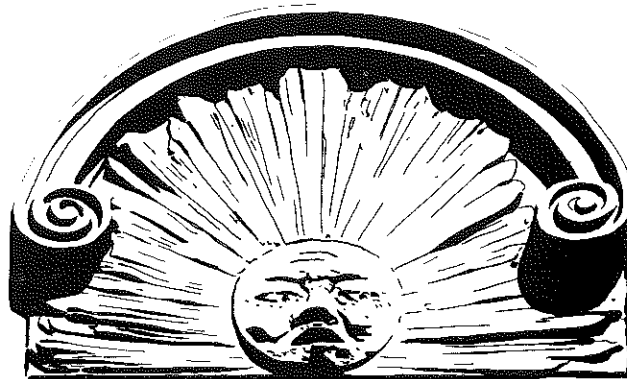
⁴ Aus einer Muschelform entwickeltes Motiv, Kennzeichen der späten Barockzeit.

⁵ „Häuschen“, dreieckige Nische für Verzierungen und figürliche Darstellungen, aus griechischen und römischen Tempeln übernommen.



erhaltenswert, die Rückfront als nicht erhaltenswert – mit Foto! – gekennzeichnet), ist dem Historismus mit Gotikelementen zuzuordnen, wie sich im nach Siegburg gerichteten Giebel leicht belegen läßt. Die Schlußsteine über den Fenstern des 1. Obergeschosses tragen zur Kölner Straße und zur Poststraße hin wechselweise Männer- und Frauenköpfe. Beide sind auf kräftige Voluten aufgebracht.

Die bärtige Männergestalt trägt eine kronenartige Kopfbedeckung über gewelltem halslangem Haar. Der magere Hals ragt aus einem Militärkragen. Die etwas blasiert hochgewinkelten Augenbrauen, die schmalen Nasenflügel und der einseitig hochgezogene linke Mundwinkel (z. T. Zufälle der Schattenbildung!) verleihen dem Gesicht adelige Züge.



96 und 97 Köpfe an Haus Ecke Poststraße/Kölner Straße 34
98 Sonnengesicht an Haus Poststraße 21

Frauenkopf – Haus Ecke Poststraße/Kölner Straße 34 (Abb. 97)

Ein walzenförmiges weichrundes Gesicht mit schulterlangem gelocktem Haar kennzeichnet eine merkwürdige Kind-Frau mit übertrieben lang-schmaler Nase, kleinem leicht geöffnetem Mund und andächtig nach oben gerichtetem Blick, die zwischen griechischer Antike und italienischem Barock anzusiedeln ist. Ein Diadem in Form eines „Jungfernkranzes“ bekrönt dieses rätselhafte Wesen.

Sonnengesicht – Haus Poststraße 21 (Abb. 98)

Die Fensterverdachungen⁶ kennzeichnen dieses Haus als Beispiel der gleichen Stilepoche (Historismus mit gotischen Akzenten). Bereits 1977 wurde darauf hingewiesen, das dieses Haus aber auch andere (Jugendstil-) Elemente erkennen läßt. In diese Richtung weist die Sonnendarstellung. Unter einem Profilbogen, der in Voluten ausläuft, ist eine finster nach unten schielende Sonne mit mächtigem Strahlenkranz angeordnet, deren vieljährige Erfahrung ihr offenbar Sorgenfalten und allerlei Runzeln eingebrannt hat. Und dabei ist sicher nicht nur der Sommer 1979 gemeint, bei alledem, was sich die Sonne seit ihrer Schaffung durch einen Troisdorfer Stukkateur wohl mit ansehen mußte. Hof-

⁶ Schulte, Helmut, TJH, a.a.O., 47.

fentlich hellt die zukünftige Fußgängerzone ihre Mienen ein wenig auf.

Kopf – Haus Kölner Straße 129 (Abb. 99)

Soweit die unselige Eternit-Verkleidung vermuten läßt, ist dieses Haus von der Fassade her ebenfalls dem Historismus mit Gotikakzenten zuzuzählen. Der hier abgebildete Kopf, der sein Überleben wahrscheinlich nur der Tatsache verdankt, daß er nicht verkleidet werden konnte, erinnert an die Art, wie gotische Baumeister ihr Ebenbild irgendwo mehr oder weniger schamhaft an einem Kapitell, an einem Wasserspeier, in einem Schlußstein unterbrachten.

Der Kopf hat etwas von einer mittelalterlichen Sklavendarstellung, wenn auch die zahlreichen Lorbeerblätter über dem Haupt eine ganz andere Sprache sprechen. Die heruntergezogenen Mundwinkel, die tiefen Nasenfalten und die Ränder unter den Augen lassen den Bekrönten nicht erst seit dem Zeitpunkt unglücklich wirken, seit dem ihm die Eternitplatten „bis zum Hals stehen“.



Kopf – Haus Kölner Straße 127 (Abb. 100)

Das Nachbarhaus, dessen Farbfassung bereits 1977 angegriffen wurde, ist in der Grundform zur gleichen Stilepoche zu rechnen, während seine Stuckgarnierungen dem Jugendstil verpflichtet sind.

Der Kopf in der Giebelbekrönung ist ein Beispiel dafür. Ein etwas stupider Typ, mit mächtiger perückenhafter Haarfülle, mit Haarkranz und Häubchen – ein Dienstmädchen mit viel zu großen Augen und abfallenden Mundwinkeln. Ein Beschlagmotiv mit Einrollungen wirkt wie ein großer weißer Kragen, an den sich Knotentrodde in Blumenkettenform anschließen.

Kopf – Tür in Haus Kirchstraße 8 (Abb. 101)

Das Jugendstilhaus Kirchstraße 8, dessen unbedingter Denkmalschutz zu fordern ist, weist auch andere Ele-

mente auf, wie die mächtige Holztür zeigt. Mittelpunkt eines Rocaille-Motivs über dem Türfenster ist ein Engelkopf. Pausbackig mit gelocktem Haar, von schönen Schwingen eingerahmt, spricht er die Sprache des Barock: eine saubere, wenn auch manirierte Schnitzarbeit!

Kopf – Haus Frankfurter Straße 121 (Abb. 102)

Jugendstil-Schmuckelemente dieses ziemlich desolaten, dem Historismus mit Gotikakzenten zuzurechnenden Hauses sind drei halbplastische Köpfe, die von Blattmotiven (für Haare, Bart und Kopfbedeckung) eingerahmt sind. Zornig blickende Augen, stark ausgeprägte Wangenknochen, eine breitrückige Nase, ein offener Mund mit abfallenden Mundwinkeln und ein massiges Kinn geben dem Gesicht den Ausdruck eines abweisenden Wassergottes.

99 Kopf an Haus Kölner Straße 129

100 Kopf an Haus Kölner Straße 127

101 (Nebenseite) Kopf an der Tür des Hauses Kirchstraße 8



Kopf – Haus Frankfurter Straße 134 (Abb. 103)

Dem Jugendstil gehört das schräg gegenüberliegende Haus 134 an, an dessen Pilastern merkwürdige Blättermänner die Verwandtschaft zum eben vorgestellten Kopf dokumentieren. Hier löst sich das Gesicht in Blättern und Staubblättern auf. Nur die großen staunenden

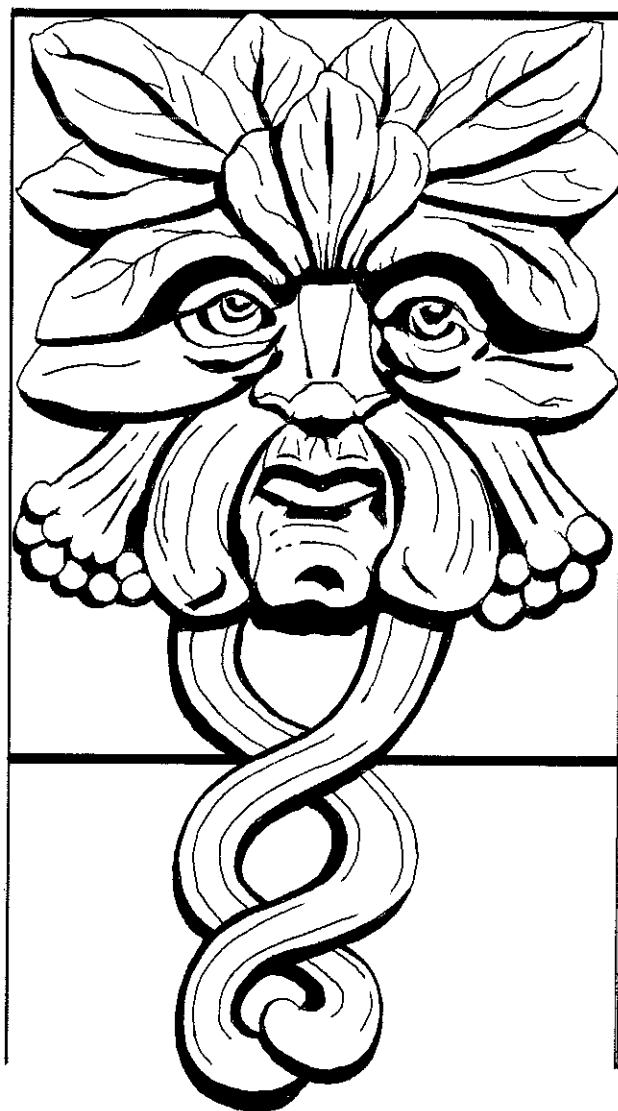




Augen, die breite Nase, der markante Mund und das energische Kinn geben ihm männliche Züge. Auch hier liegt die Assoziation „Wassergott“ nahe. Die gewundenen Bänder unterstreichen in ihrer Fragezeichenform das Geheimnisvolle der Gestalt.

Kopf über dem Zwillingfenster –
Haus Frankfurter Straße 134 (Abb. 104)

Hier verzichtet der Stukkateur völlig auf direkt menschliche Details. Durch die bloße Anordnung von Voluten,



102 Kopf an Haus Frankfurter Straße 121

103 und 104 Köpfe an Haus Frankfurter Straße 134

Blattwerk- und Blumenformen wird ein Gesicht simuliert, mit großen „Katzenaugen“ und weit aufgerissenem Maul: eine dämonische Maske, in der lediglich die Nase „echt“ zu sein scheint.

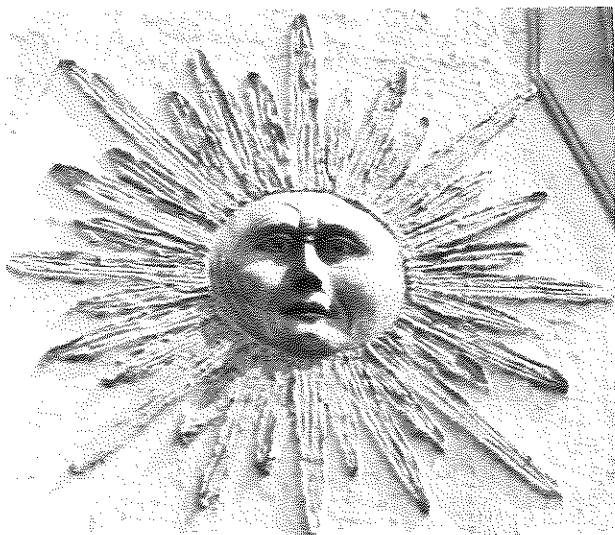
Sonnengesicht –
Haus Frankfurter Straße 134 (Abb. 105)

Von der Giebelspitze des Hauses leuchtet eine gelb gestrichene Sonne mit dreifachem Strahlenkranz (8 lange Strahlen, 8 mittellange Strahlen, 16 kurzen Strahlen) und buddhahaftem Gesichtsausdruck.

Kopf – Haus Paul-Müller-Straße 2 (Abb. 106)

Dieses noch ziemlich intakte imposante Jugendstil-Haus, nach Auskunft der Eigentümerin früher mit Turm





und Giebel-bekrönendem vergoldetem Adler, zeigt unterhalb des Giebelauslaufs das flache Relief eines Frauenkopfes mit den charakteristischen Zügen des Jugendstil-Make up und der Jugendstil-Mode: langes, über der Brust zusammenlaufendes Haar von einem mit Blumenmotiven geschmückten Stirmband gehalten, intensiv geschminkte Liddeckel – ein ätherisches Wesen!

Kopf – Haus Kirchstraße 8 (Abb. 107)

1977 bezeichnete der Verfasser bei der Besprechung dieses Hauses⁷ den Kopf als „Mann im Apfelbaum“,



obwohl die dargestellten Früchte bei näherem Hinsehen sicher als Quitten zu bezeichnen sind.

Der Kopf, kein fertig eingesetztes Stück, sondern vom Stukkateur an Ort und Stelle gefertigt, erinnert in vielen Stilisierungen bereits an Vorwegnahme des Kubismus, aber der Jugendstil liebte ja das Konstruktive im Biologischen. Halbkreisformen bestimmen die Struktur des Gesichtes: Stirn, Augenbrauen, Nasenwurzel, Augäpfel, Tränensäcke, Wangen, Nasenfalten, Negativrundung an Kinn und durch drei Einschnitte stilisiertem Backenbart.



105 Sonnengesicht an Haus Frankfurter Straße 134

106 Frauenkopf an Haus Paul-Müller-Straße 2

107 Kopf an Haus Kirchstraße 8

108 (nachfolgende Seite) Kopf am Parterrefenster des Hauses Kirchstraße 8

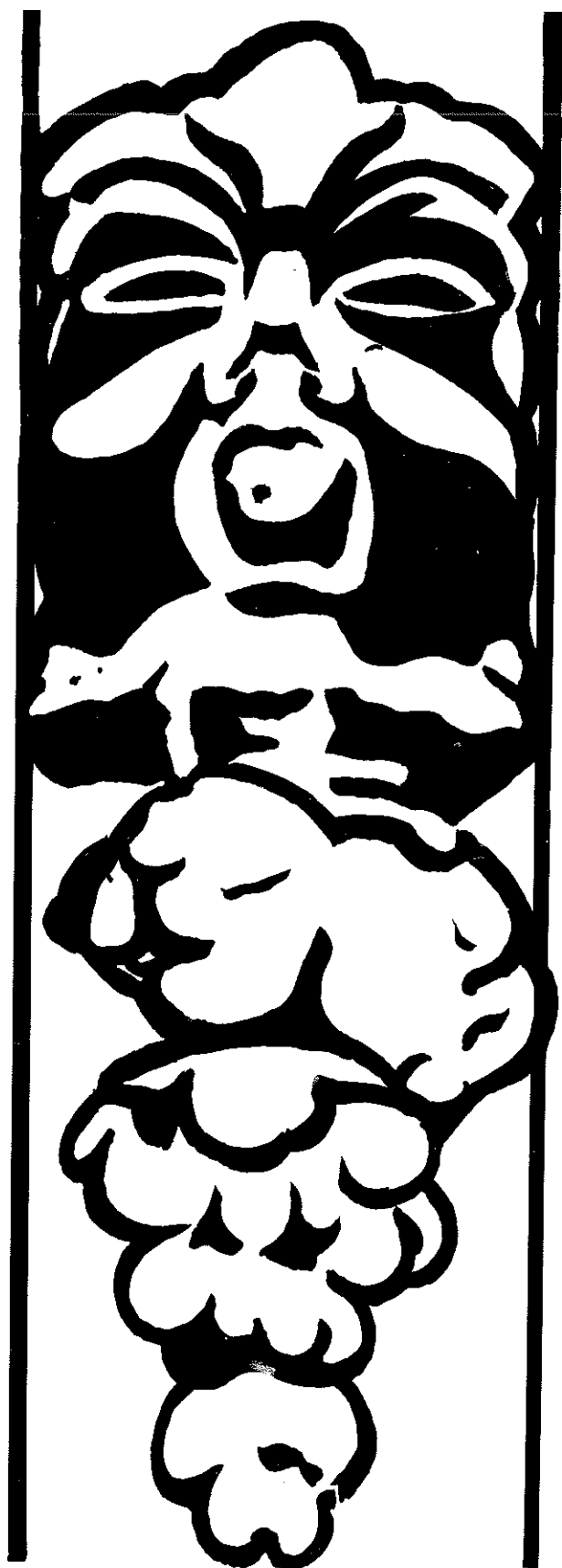
Kopf an der Fensteranschlagleiste – Haus Kirchstraße 8 (Abb. 108)

Vollplastisch hebt sich als eine Art Kapitell eine Weingott-Darstellung von der Anschlagleiste des großen Parterrefensters ab: Ein lustiges, listiges Teufelchen mit weitaufgerissenem grölendem Mund, aus einer traubenförmigen Frucht-darstellung herauswachsend – „Troisdorf Alaaf!“

Troisdorfer Köpfe – Zusammenfassung

In der Gesamtschau zeigt sich kein überwältigendes Angebot an figürlichen Darstellungen an Troisdorfer Fassaden, aber eine erhaltens- und restaurierungs-werte Restsubstanz, die zum Nachdenken oder Schmunzeln anregen kann, vor allem dann, wenn man sich die Frage stellt, *wen würde man heute gerne als abweisenden oder einladenden Geist an seine Fassade heften?*

⁷ Schulte, Helmut, TJH, a.a.O., 53.



Troisdorf s Zene – Kultur mal bürgernah

Von Klaus Schmitz

Ebenso ungewöhnlich wie die Gruppe ist der Name: Troisdorf s Zene (richtig, ohne Apostroph); damit sich niemand die Zunge bricht, liest man auf den Plakaten und in Veröffentlichungen schlicht die Kürzel TZ. Seit dem Frühjahr 1978 gibt es TZ in dieser, auch amtlich registrierten Form. Gar die Gemeinnützigkeit hat der Verein zugesprochen bekommen, der sich die Förderung des Kulturlebens in Troisdorf zum Ziel gesetzt hat.

Mancher wird berechtigt argumentieren: Hier gibt es doch Kulturleben, hier gibt es Chorkonzerte, Tourneetheater gastieren, auch treten hin und wieder „Stars“ auf, auch künstlerische Ausstellungen sind zu sehen.

Was soll also die private Kulturförderung?

In der Frage steckt auch schon die Antwort. Rolf Möller, Vorsitzender von TZ: „Zu denken gab uns die Situation von Kultur und Kulturpolitik in unserer Stadt. Zwar gibt es keinen Mangel an klugen Entwürfen einer fortschrittlichen Kulturpolitik, doch findet sich kaum jemand, der den Bogen spannt zwischen Theorie und Praxis. In der politischen Wertskala rangierte die kulturelle Frage oft zu weit hinten und im letzten ist sie abhängig von der Fürsprache Einzelner oder ist abhängig von der wirtschaftlichen Situation.“

Zumindest der Versuch sollte gemacht werden, die Theorie in die Praxis umzusetzen, als sich Anfang 1978 ein kleines Häuflein engagierter Bürger traf. Abgesehen vom guten Willen gab es zunächst wenig Boden, auf den man hätte bauen können, auch künstlerische Vorbildung war nicht immer vorhanden. Die Bürger, das waren Lehrer, Hausfrauen, Studenten, Angestellte.

Keineswegs sollte das laufende Kulturleben boykottiert oder abgestellt werden, es gibt dazu weder Grund und Anlaß noch die Möglichkeiten, vielmehr wurde die Frage diskutiert: Was könnte zur Bereicherung des Kulturlebens beitragen?

Bestehende Lücken wurden rasch gefunden. Ohne sich in die Reihe der Klagesänger von der „kulturellen Krise“ einzureihen, erarbeitete man ein Konzept und stellte erste Überlegungen zu einem Programm an.

Wieder Rolf Möller: „Das Konzept geht aus von den Zielgruppen und der Frage, wie man auch diejenigen Bürger erreicht, die sonst den Weg ins Theater scheuen, gleich ob aus mangelndem Selbstvertrauen, aus Unkenntnis oder aus Unlust. Wenn also der Bürger nicht zur Kultur kommt, muß die Kultur zum Bürger.“

Der Ansatz war geschaffen, auch das Interesse der politischen Gremien war geweckt, die nämlich mußten die finanziellen Mittel zur Verfügung stellen.

Reichlich floß das Geld nicht. Aber ohne Übertreibung kann Troisdorf s Zene bescheinigt werden: Kaum glaublich, was da an Programm gezaubert wurde!

Zum ersten Mal gab es 1978 einen „Troisdorfer Sommer“, ein Katalog von Freiluftveranstaltungen kündigte ein paar Dutzend Programmpunkte an. Die „Bonbons“ trug TZ dazu bei.

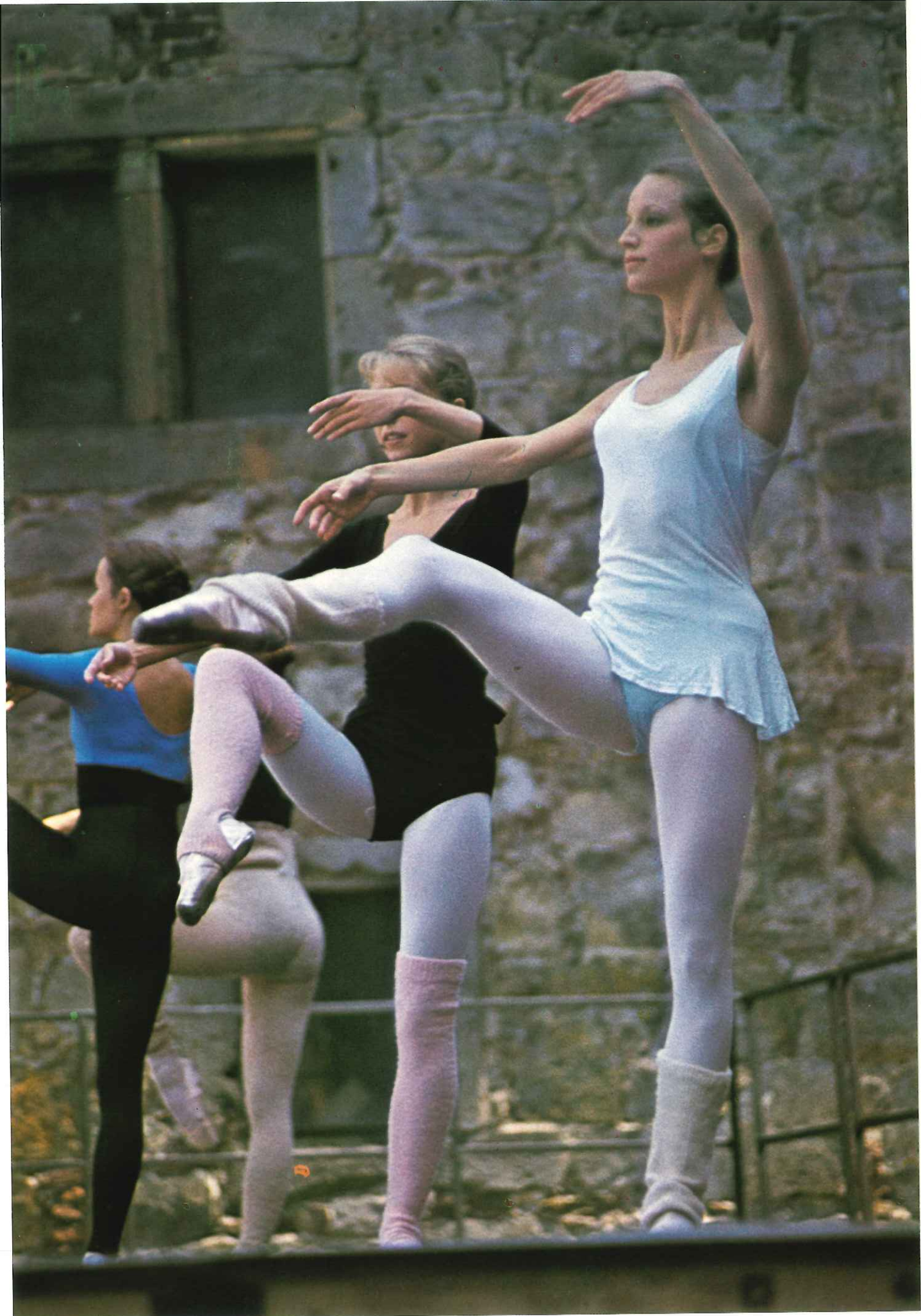
Was noch Wochen zuvor von „Fachleuten“ als unmöglich bezeichnet wurde, der Kulturförderverein realisierte es. Beispielsweise die „Feuerprobe“: Bis zur Einladung von TZ hatte das Ballettensemble des Bonner Stadttheaters noch nie in Troisdorf gastiert. Doch wie bei einer ganzen Anzahl noch folgender Veranstaltungen hatten TZ-Mitglieder „Beziehungen“ spielen lassen. Oftmals konnten die Künstler von der Zielsetzung, die sich der Verein gesetzt hatte, überzeugt werden, was sich zuweilen merklich in den Gagenforderungen niederschlug.

Zurück zu der Ballett-Kompanie. Unter freiem Himmel zeigten die Künstler vor der Burg Wissem ein buntes

109 Etwas einfallen läßt sich TZ, wenn es um die Werbung geht







Repertoire vom klassischen Pas-de-Deux bis zur modernen Studie. Zuvor hatten zwanzig Tänzerinnen und Tänzer, sie stammen aus zehn Nationen, unter Leitung ihres damaligen Leiters Ottavio Cintolesi geprobt, keine Schau – vor jedem Training bereiten sich die Tänzer anderthalb Stunden an der Stange vor.

Gut 500 Zuschauer sahen sich die Ballett-Matinee an, sicher kaum die Hälfte hatte jemals einer Ballettveranstaltung im Theater zugeschaut. Die Erkenntnis vieler Besucher: „Ballett ist ja ganz anders, gar nicht so elitär. Ballett kann man verstehen.“



110 (S. 78) Große und kleine Künstler beim 1. Troisdorfer Künstlerworkshop

111 (Vorseite) Tänzerinnen des Bonner Balletts vor der Burg Wissem

112 „Pinocchio“, ein Spaß für Große und Kleine

Auch die Tänzer hatten ihren Spaß, einmal derart hautnah mit dem Publikum in Berührung zu kommen. Keine Frage, daß sie auch in diesem Jahr wieder der TZ-Einladung Folge leisteten, diesmal ohne Probe, dafür mit einer kompletten Inszenierung: „Pinocchio“ von Dragutin Boldin. Die Verwaltung des Bonner Theaters, im vorigen Jahr hatte man für den Troisdorfer Termin eigene

Pläne umdisponiert, schickte einen ganzen Technikerstab mit.

Der Kontakt mit der Bühne am Rhein sollte nicht abreißen – und wenn das Bürgerhaus seinen Betrieb aufgenommen hat, ergeben sich sicher noch ganz andere Möglichkeiten.

Einige Wochen nach der ersten Ballett-Matinee dann der „1. Troisdorfer Künstler-Workshop“. Nicht nur Profis hatten im Freiluftatelier Hippolytusstraße das Sagen. Ebenso willkommen waren die Autodidakten aller Altersgruppen. Unter Anleitung einer Kunsterzieherin

entstand beispielsweise aus einem unförmigen Speckstein eine Schnecke – Symbol des kulturellen Fortschritts? Troisdorf s Zene ließ einen Edelstahlsockel anfertigen und schenkte Stein und Sockel der Stadt, die Plastik ist heute im Rathaus-Foyer zu sehen.

Das TZ-Programm war immer wieder gut für Überraschungen: Für und mit den kleinsten Troisdorfer Bürgern wurde ein Kinder-Flohmarkt organisiert, es gab eine zweitägige Filmretrospektive mit den unvergeßlichen Leinwandhelden der zwanziger und dreißiger Jahre, es gab Jugendtheater und es gab – auch das hatte es zuvor noch nie gegeben – Zimmertheater im



dekorativen Sitzungssaal der Burg Wissem. Renier Baaken spielte Kafkas „Bericht für eine Akademie“ und verwandelte sich vor dem gebannt auf dem Fußboden, auf Tischen und sogar Fensterbänken sich drängenden Zuschauer in einen Menschenaffen, der den Menschen einen Spiegel vorhält. Der „Anzeiger für Rhein und Sieg“ sprach von einem „Höhepunkt des Troisdorfer Sommers“.

und Wahl-Siegburger Konrad Beikircher zu. Er funktionierte die „Kupferkanne“ in ein Wiener Lokal um und sang und erzählte dem zunächst zurückhaltenden Publikum böse und süße, herzerfrischende und traurige Lieder und Geschichten.

Die Kneipenlesungen kamen an. Höhepunkt war zweifellos der Auftritt von Oswald Gilles, dem Pädagogen, Chorleiter und – Fachmann für Kölsch, womit nicht das



113 (Vorseite) Zum Gruseln. Italienisches Volkstheater aus Padua

114 „Heiß“ dieser „Troisdorfer Sommer“. Zuschauer bei der Aufführung des Bonner Theater-Balletts

Mit Einbruch der kalten Witterung war es natürlich aus mit den Freiluftveranstaltungen. Rolf Möller: „Die Resonanz in der Bevölkerung war ausgezeichnet, die unkonventionellen Formen der Darbietung wurden vom Publikum angenommen, oft stärker als bei den üblichen „Saalveranstaltungen“. Wir überlegten deshalb, in welchen Räumen man auch im Winter Programm machen sollte.“

Troisdorf s Zene wollte es da versuchen, wo immer etwas los, aber selten ausschließlich kulturinteressiertes Publikum zu finden ist: in Kneipen. Der Eröffnungspart einer Reihe „Kunst in der Kneipe“ fiel dem Wiener

süffige Getränk gemeint ist, sondern die gleichnamige Mundart. Noch nie war Gilles als Solist aufgetreten. Das wollten sich so viele Troisdorfer nicht entgehen lassen, daß die „Kupferkanne“ kaum die Neugierigen faßte. Gilles hatte zunächst Zweifel, ob sich Kunst und Kneipe vertrugen. Er ließ sich überzeugen.

Im Kölner Stadt-Anzeiger las sich das so: „Kein Auge blieb trocken bei dieser Demonstration Kölscher Tön und Kölschen Humors. In Gedichten, Liedern und Witzen von Autoren wie Ostermann, Schneider, den Bläck Föös und natürlich Gilles kam zum Ausdruck, wie ehrlich, menschlich und zuweilen deftig sie ist, die Kölsche Mundart. Reichlich kam das zum Ausdruck, etwa in der Geschichte vom „abgehauenen Nußbaum-Schmitz“, im „Möschebegräbnis“ oder im „Kindteuffest unger Kranebaum“. Oder die Konjugationen. Eine Probe (wer will kann weiter konjugieren): „Ich drehe, du drehst . . .“





Auch die anderen lokalen Zeitungen, die Rhein-Sieg-Rundschau und der General-Anzeiger begleiteten die TZ-Veranstaltungen mit positiven und ermunternden Berichten und Kommentaren. Ebenso manche Politiker, die zunächst nach eigener Aussage „kritisch und zurückhaltend“ den Plänen des Fördervereins gegenüberstanden, lobten öffentlich und genehmigten neue Finanzen.

Eintritt wurde bei den TZ-Veranstaltungen nie erhoben, die Arbeit der mittlerweile gut dreißig ist ehrenamtlich. Doch selbst mit Stadtzuschuß alleine könnten die Pläne, die bisher in der größten Stadt des Kreises und in den Nachbarkommunen „mit Interesse“ gesehen werden, nicht realisiert werden. Also versuchen die TZ-Leute, auf andere, unkonventionelle Art das nötige Geld aufzutreiben. So findet man sie dann beispielsweise auf Flohmärkten, beim jüngsten Nikolausmarkt in der Fußgängerzone wurden biologisch-rein erzeugte Äpfel verkauft, oder die Gruppe übernahm die Getränkeversorgung bei Großveranstaltungen – der Erlös kommt in das Veranstaltungsbudget.

Nach dem ersten Jahr ging es in diesem Sommer weiter. Zu Gast war der weltbekannte Pantomime Milan Sladek mit der „Geschichte vom Soldaten“, in der Fußgängerzone spielte das ‚Theatro popolare di recerca‘ aus Padua italienisches Volkstheater. Für den Herbst kündigte Rolf Möller weitere „Bonbons“ an: Uraufführung des belgischen Erfolgsstückes „Zwischenmenschlichkeit“, den Düsseldorfer Kabarettisten Thomas Freytag ...

115 (Vorseite) Ob es ihnen gefallen hat?

116 Kein Auge blieb trocken bei Oswald Gilles „Kölsche Leeder un Verzellcher“

117 Großes Interesse für griechische Folklore in der Fußgängerzone



Ein Schnecken- und ein Libellenrest von 26 Millionen Jahren

Von Winfried Hellmund

Im TJH V 1975 S. 69 ff. berichteten wir von der Entdeckung einer untergegangenen Pflanzenwelt auf dem Telegraphenberg. Das Alter dieser Flora konnten wir damals auf ca. 26 Millionen Jahre schätzen und die Ablagerungsschicht der Oligozän-Miozän-Wende des sogenannten Tertiärzeitalters unserer Erde zuordnen. Auf Grund der Befunde hatten wir auf ein wenig bewegtes oder auch stehendes Gewässer unter subtropischem Klima geschlossen.

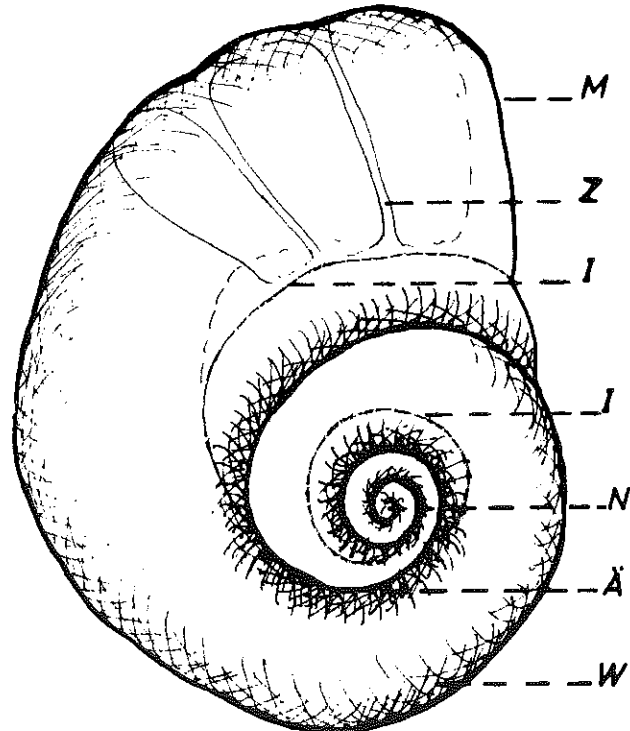
Während die Pflanzenfossilien relativ häufig auftraten, blieben tierische Fossilien sehr selten. Leider war der Aufschluß sehr bald schon nicht mehr zugänglich; aber auch in dem vorsorglich sichergestellten Tonmaterial konnte ich beim Aufarbeiten keine weiteren tierischen Reste ausmachen. So blieb es bei den beiden schon 1975 aufgefundenen Stücken, die hier vorgestellt werden sollen.

In einem Falle handelt es sich um den fossilen Rest einer

Schnecke, der 102 Zentimeter unter dem Kohlenflöz in einer Gesamttiefe von 4,57 Meter aufgefunden wurde (Abb. 118/119). Erhalten ist der „Abdruck“ eines posthornähnlichen Schneckenhauses mit den Abmessungen 10,5 × 10,4 Millimeter. Der „Abdruck“, der sowohl im hangenden wie im liegenden Tonmaterial hinterlassen wurde, scheint mit einem feinen Häutchen ausgekleidet, das durch Eiseneinlagerung ockerfarben aus dem umgebenden grauen Ton hervortritt. Das Gehäuse ist also nicht körperlich erhalten. Die Kalksubstanz ist offensichtlich durch Säuren, die im Ton zirkulierten, aufgelöst worden; übrig blieb lediglich die sogenannte Conchiolinschicht, die als elastisches, aber widerstandsfähiges Häutchen die Kalkgehäuse aller Schnecken überzieht. In der Nähe der Gehäusemündung gewahren wir drei merkwürdige Abschnitte, die auf den ersten Blick eine Kammerung vortäuschen könnten. In Wahrheit müssen die Querrinnen im letzten Gehäuseumgang aber als Zuwachsstreifen gedeutet



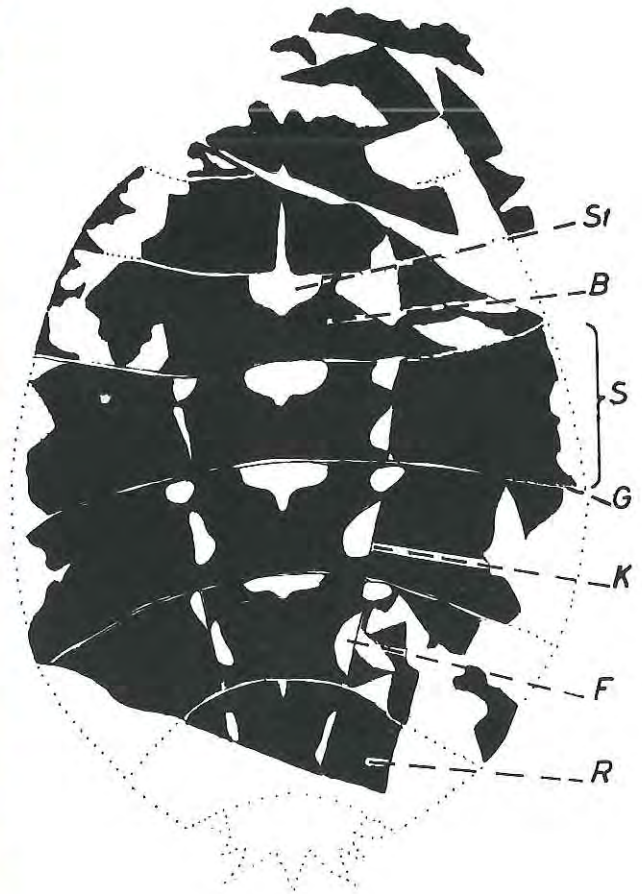
118 Fossiler Schneckenhausrest, nat. Größe 10,5 mm



119 Rekonstruktion des Schneckenhauses: M=Gehäusemündung, Z=Zuwachsstreifen, I=innere, Ä=äußere Berührungslinie aufeinanderfolgender Umgänge, N=Gehäusenabel, W=Andeutung der ursprünglichen Gehäusewölbung



120 Fossiler Rest vom Hinterleib einer Kurzlibellenlarve, nat. Länge 6,6 mm



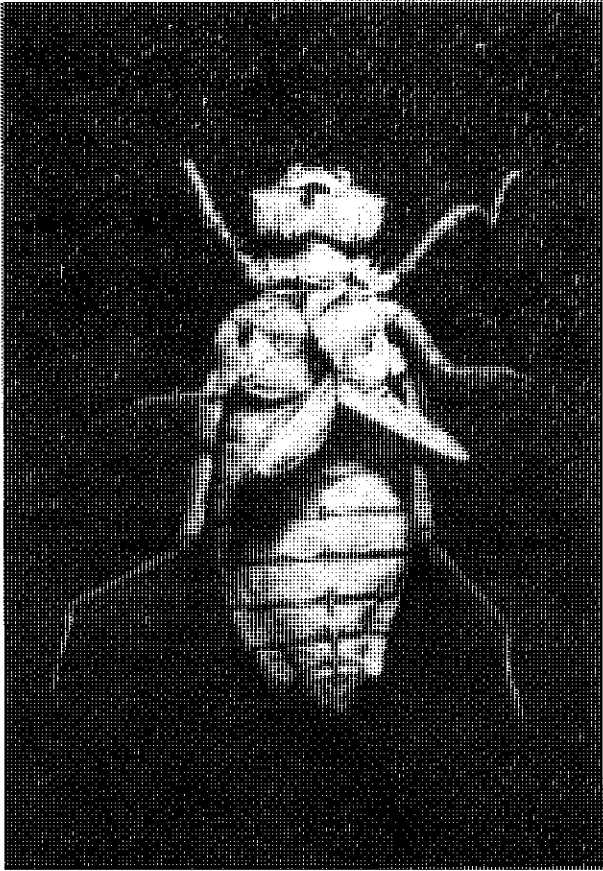
121 Rekonstruktion des Larvenhinterleibs: St = Spuren der Rückenstachel, B = Bauchpanzer, S = Segment, G = Segmentgrenze, K = Segmentkante, F = Flankenhaut, R = Rückenpanzer, ... = rekonstruierter Körperumriß

werden, wie sie auch heute durch jahreszeitlich bedingtes periodisches Wachstum an Schneckenhäusern auftreten.

Der zweite Fossilrest, der nur zehn Zentimeter über dem Schneckenhaus lagerte, ist in seiner Größe von nur $6,6 \times 5,5$ Millimeter noch unscheinbarer als der erste, jedoch ist er eindeutig als Gliedertierrest anzusprechen (Abb. 120/121). Das Chitin des Außenskeletts hat der Zerstörung durch Verwesung und Zeit widerstanden. Erhalten sind leider nur sieben Hinterleibsringe bzw. -segmente. Die hellen aufeinanderzulaufenden Längslinien könnten Segmentkanten der Unterseite kennzeichnen, an denen eine dünne Flankenhaut die chitinen Rücken- und Bauchpanzerabschnitte verband. Bei der Fleckenreihe in der Mitte könnte es sich um Spuren von Rückenstacheln handeln (Abb. 120). Segmentkanten und Rückenstacheln finden sich z. B. auch an den

Larvenhäuten gegenwärtig lebender Kurzlibellen (Abb. 122/123). Die größte Ähnlichkeit besteht dabei mit den Larven der Unterfamilie der Falkenlibellen (Coridulinae), deren plumpe kurze Larven ein bis drei Jahre räuberisch am Gewässergrund leben und Jagd auf Wasserasseln, Eintags- und Köcherfliegenlarven sowie Borstenwürmer machen.

Mögen diese etwa 26 Millionen Jahre alten Spuren von wirbellosen Tieren noch so unscheinbar und spärlich sein, zur Kenntnis der Beschaffenheit des erschlossenen Gewässers auf dem Telegraphenberg leisten sie dennoch einen Beitrag: Das Gewässer kann nicht durch Faulschwamm und Sauerstoffmangel lebensfeindlich gewesen sein, sondern muß einerseits die Kiemenatmung der hier nachgewiesenen Wirbellosen ermöglichen, andererseits aber auch die mutmaßlichen Beutetiere beherbergt haben.



122 Abgestreifte Haut, sog. Exuvie, einer heute lebenden Kurzlibellenlarve (*Somatochlora spec.*), Ansicht von oben



123 vgl. Abbildung 122, Ansicht von unten

Ein Falter ohne Flügel oder: Die schönste Raupe

Von Winfried Hellmund

Wir möchten hier einen kleinen Schmetterling vorstellen, nicht etwa, weil er selten wäre. – Er kommt vielmehr häufig bei uns vor, obwohl ihn kaum ein Laie beobachtet haben dürfte. – Auch kann er nicht wegen einer besonderen Färbung unsere Aufmerksamkeit erregen, sondern einfach, weil er ungewöhnlich, aber dennoch „krisenfest“ ist.

Das weibliche Tier entgeht unseren Blicken, weil ihm die Flügel, die für den Laien einen Falter ausmachen, so gut wie fehlen. Sie sind zu winzigen Läppchen reduziert, so daß das Tier, fast nur noch plumper Hinterleib, in seiner natürlichen Umgebung zu einer Staufflocke verschwimmt (Abb. 124). Dieses Nichtauffallen, das mit der Flugunfähigkeit erkauft ist, scheint dem Überleben der betreffenden Art durchaus zuträglich.

Auf die starke Einschränkung der Bewegungsfreiheit des Weibchens ist die übrige Anatomie und Biologie dieser Schmetterlingsart (*Orgyia recens* Hbn.), die im Volksmund Bürstenbinder oder Schlehnspinner genannt wird, in mancherlei Weise hingeeordnet.

Zunächst ist auch der Saugrüssel des Tieres verkümmert. Aber was macht das, wenn der Blütenbesuch sowieso unmöglich ist. Man nimmt halt keine Nahrung auf, lebt vom eigenen Fett und harret am Schlupfort aus. Das einzige, was man tun kann, ist dem Geschlechtspartner zu signalisieren, wo man sitzt. Dazu eignen sich Hinterleibsdrüsen, die ein Schmetterlingsparfum produzieren, dessen Duft ein Signal für das art eigene flugfähige Männchen bedeutet (Abb. 125).

Zur Ortung des Weibchens ist das Männchen mit einem Paar relativ großer doppeltkammzähniger Antennen ausgerüstet (Abb. 125).

Haben die Tiere zueinandergefunden und schließlich die Paarung vollzogen, legt das Weibchen – immer noch am selben Ort – sein Eigelege an dem Gespinnst seiner Puppenhülle ab (Abb. 126). Nach diesem Dienst für die Arterhaltung ist es dem baldigen Tod geweiht.

Die kugeligen Eier überwintern, wenn sie im Herbst abgelegt wurden. Erfolgt die Eiablage noch im Sommer, dann schlüpfen aus ihnen in wenigen Tagen Raupen, die für das unscheinbare Äußere ihrer Mutter entschädigen, rechnet man sie doch zu den schönsten Raupen überhaupt (Abb. 127–129).

Wie Zirkuspferdchen sind sie herausgeputzt. Ihre Grundfarbe ist schwarz bis eisengrau mit mehr oder weniger ausgedehnten weißen Längsstreifen. Auf jedem Segment sitzen sieben leuchtend rote „Knöpfe“, von denen sich schwarze und weiße Haare sternförmig ausbreiten. Paarige lange Pinsel aus federartigen Haaren entspringen am Kopf sowie am vierten und fünften Körperabschnitt. Das Hinterende trägt einen unpaaren Haarpinsel. Die Pinsel sind bis auf die weißen am vierten Segment schwarz gefärbt. Den Schmuck vervollständigen vier Haarbürsten auf dem vorderen Körperabschnitt. Die Färbung dieser Bürsten kennzeichnet die Geschlechter der Tiere. Das ist für Raupen eine besonders seltene Erscheinung. Beim Männchen sind die Bürsten leuchtend gelb (Abb. 129), beim Weibchen braunschwarz, mindestens die beiden vorderen (Abb. 128).

Wie kann sich aber die Raupe eine so auffällige Färbung leisten? – Entweder wird sie wegen ihrer Haarfülle von potentiellen Feinden verschmäht, oder sie schmeckt schlecht und macht sich durch ihr auffälliges Erscheinungsbild unverwechselbar.

Nicht nur die Wirkung ihrer Tracht dient der Arterhaltung, sondern eine weitere Eigenschaft der Raupe ist in dieser Hinsicht noch entscheidender. Die Raupe ist nämlich polyphag, wie die Fachleute sagen, d. h. sie ist nicht auf eine bestimmte Nahrungspflanze spezialisiert wie die meisten Falterraupen. Dadurch entgehen die Tiere dem Schicksal ihrer Verwandten, die infolge der Vernichtung ihrer speziellen Futterpflanzen aus unserer Stadtlandschaft verschwinden oder bereits verschwunden sind. Der Bürstenbinder ist gegen diese Art von Ausrottung gefeit, er ist „krisenfest“, weil er nicht wählerisch ist.

124 oben links: Das Weibchen des Bürstenbinders mit den winzigen Flügelresten bei der Eiablage am Gespinnst; natürliche Körperlänge 1,4 cm; Troisdorf 6. 9. 73

125 oben rechts: Männchen mit den federartigen Fühlern auf einem Weidenblatt; Flügelspanne 2,5 cm; Troisdorf 5. 7. 77

126 Mitte links: Gelege des Bürstenbinders am Gespinnst der Puppenhülle; natürlicher Eidurchmesser 0,8 mm; Troisdorf 6. 9. 73

127 Mitte rechts: Kopfende einer weiblichen Raupe; vergrößert; Troisdorf 22. 8. 73

128 unten links: Weibliche Raupe auf einem Cotoneaster-Blatt; natürliche Größe 3 cm; Troisdorf 22. 8. 73

129 unten rechts: Männliche Raupe auf einem Weidenblatt; natürliche Größe 3 cm; Troisdorf 23. 6. 77



Nicht zum Orinoco und nicht zum Amazonas

Von Rudolf Hellmund

Wenn der Verfasser sich anschickt, im nachfolgenden auf eine Naturbesonderheit im Bereich der Wahner Heide hinzuweisen, sie zu beschreiben, zu begründen und mit anderen zu vergleichen, dann tut er das mit dem Bewußtsein, daß er unter Umständen dem wanderfreudigen Besucher dieser Landschaft mit ihren Bachläufen, Sanddünen und Randhöhen gegen Agger und Sülz nichts Neues sagt.

Wer kennt nicht den Gülden-, Fliegen- oder Lohmarberg, die Kaiserhöhe, den Roonhügel, Bismarck- und Moltkeberg, Scheuerbach und Scheuerteich, Gülden- und Lohmarbach?

Was also soll's mit den beiden exotischen Flüssen, die in der Überschrift angesprochen werden? Vorerst sei nur soviel verraten, daß die wissenschaftliche Literatur ein Phänomen immer wieder beschreibt, indem sie auf die oben genannten Flüsse hinweist, obwohl das auch am Beispiel von Wasserläufen in der Wahner Heide bzw. ihrer Randzonen möglich wäre.

Zuerst sei kurz noch einmal die Entstehungsgeschichte der Heidelandschaft dargelegt, wobei sich der Verfasser glaubt auf eine knappe Rekapitulation beschränken zu können, zumal nicht nur er, sondern auch andere Autoren in der Vergangenheit darüber berichtet haben.

Die nachfolgende Darlegung orientiert sich daher in groben Zügen an früheren Veröffentlichungen des Verfassers und den Ausführungen von Heinrich Brodeßer, die dieser im Heft VIII 1978 dieser Schriftenreihe gemacht hat. Bekanntlich ist die heutige Oberflächengestalt der Heidelandschaft erst in der Neuzeit der Erdgeschichte entstanden. Im Tertiär, der ältesten Zeit der oben angesprochenen Periode der Erdgeschichte, bildeten sich auf dem eingerumpften devonischen Grundgebirge verschiedene Verwitterungsschichten, deren Hauptbestandteile Tone, Quarzsande und -kiese waren. Im weiteren Verlauf der Tertiärzeit kam es zur Ablagerung von toneisensteinreichen Alauntonen. In diesen sind gelegentlich Braunkohlennester eingeschlossen, wie sie zum Beispiel vom Verfasser im TJH V 1975 untersucht wurden.

Über diese Ablagerungen sind jungtertiäre Sande verbreitet, die an verschiedenen Stellen in mächtige Sandsteine umgewandelt sind, wie der Hohlstein bei Spich und der große Stein auf der Eremitage in der Nähe von Alt-Troisdorf. Das Ende des Tertiärs sieht diese Landschaft überflossen vom Urrhein, der hier selbst Ablagerungen hinterlassen hat, die durch das Vorhandensein von sogenanntem Kieseloolithschotter gekennzeichnet sind. Gleichzeitig und über diese Zeit hinaus vollzog sich das Absinken der Kölner Bucht, während der übrige

rheinische „Rumpf“ sich langsam zu heben begann. In den folgenden Eiszeiten entstand dann im Zusammenwirken von Hebung und Senkung, von Bindung (in Form von Eis) und Lösung des Wassers eine mehrstufige, terrassierte Landschaft, auf deren mittleren Terrasse das heutige Heidegebiet liegt. Aus den so vom Eis freigegebenen Niederungen der Flußlandschaft wehte der Wind (vorwiegend W-, NW- und N-Wind) reiche Sande an, die mit ihren Dünen das typische Bild der Heide immer noch bestimmen. —

Aber nicht nur die Dünen mit ihrem typischen Bewuchs sind ein Charakteristikum dieser Landschaft, sondern sie wird auch bestimmt durch eine Vielzahl von kleinen Wasserläufen, Gräben und oberflächigen Nassen und Mooren.

Nun hat jeder Bach, Fluß und Strom sein eigenes Einzugsgebiet, welches durch sein Milieu die Gestalt, die Topographie, die Geologie, die klimatischen und pflanzengeographischen Verhältnisse Menge und Art des Abflusses bestimmt. Es dürfte allgemein bekannt sein, daß das Wasser, der Schwerkraft folgend, dem Meere zustrebt, wobei es den Weg des geringsten Widerstands wählt, der allerdings fast nie der kürzeste ist. Aus diesem Bestreben wiederum erklärt sich die oft bis in Einzelheiten gehende Anpassung des fließenden Gewässers an das Relief, die Boden- oder Gesteinsbeschaffenheit und die geologische Struktur.

„Alle natürlichen Entwässerungen vereinigen sich, wie Zweige und Äste in einem Stamm, in einer Hauptentwässerung...“¹, einem System also, das sich festlegen läßt durch das von ihm entwässerte Gebiet.

Die Grenzen zwischen einzelnen Einzugs- und Niederschlagsgebieten werden Wasserscheiden genannt. Beim oberirdischen Abfluß liegen sie auf den Kulminationsgebieten² zwischen benachbarten Tiefenlinien. Nun wäre es falsch zu glauben, die Wasserscheiden seien immer an besonders ausgeprägte Reliefformen gebunden. Zwar folgen sie im Hochgebirge häufig den scharfen Graten und Kämmen, im Hügelland dagegen, vollends aber im flachen Lande treten sie kaum mehr in Erscheinung und sind folglich nur schwer, manchmal nur unter Einsatz von technischen Mitteln zu bestimmen. Gelegentlich kommt es sogar vor, daß die Bäche und Flüsse je nach Wasserstand zu verschiedenen Vorflutern³ gleichzeitig abfließen. Findet dieser Vorgang

¹ Zitiert nach Fischer Lexikon: Geographie, Fischer Bücherei, S. 165 ff., Frankfurt 1959.

² Kulminationsgebiete == Gebiete größter Höhe.

³ Vorfluter = „Wasserabfluß eines Geländes... nach einem tiefer gelegenen Wasserlauf, dem Vorfluter.“
Zitiert nach: Der Volksbrockhaus, Wiesbaden 1972.

oberirdisch statt, so spricht man von einer „Bifurkation“ (Zweigabelung); wo sich die Entwässerung nicht klar an der Oberfläche scheidet, findet unterirdisch eine „Flußvermischung“ statt.

Für beide, die Bifurkation und die Flußvermischung, gibt es klassische Beispiele, und nun wird es dem Leser vielleicht klar, weshalb der Verfasser den eigenartigen Titel gewählt hat.

Alexander von Humboldt (geb. 14. 9. 1769, gest. 6. 5. 1859), neben dem zehn Jahre jüngeren, aber im selben Jahr wie er gestorbenen Carl Ritter der Begründer der modernen, wissenschaftlich betriebenen Geographie, hat in dem klassisch gewordenen Forschungsbericht über seine Reise nach Südamerika (Titel: Reise in die Äquinoctialgegenden des Neuen Kontinents) die durch genaue Messungen gewonnenen Ergebnisse niedergelegt. Als sich im Jahre 1799 der damals dreißigjährige Alexander von Humboldt von Spanien über Teneriffa nach Lateinamerika auf den Weg machte, führte ihn diese Forschungsreise für fünf Jahre in das Innere einer bis dahin von einem Europäer kaum betretenen Welt. Zwar wußte man schon manches über diese einst von Spaniern und Portugiesen blutig eroberte Welt, es waren jedoch „... verworrene, unübersichtliche, unvergleichliche Einzelheiten ...“, wie Humboldts Mitarbeiter Chr. Gottfried Ehrenberg ausführt. Dagegen ist Humboldt z. B. „... monatelang auf dem Orinoco und seinen Zuflüssen gefahren, wobei es ihm gelang, das verwinkelte Stromnetz des Landes klarzulegen.“⁴ Er konnte dabei die vielen Fehler im Kartenbild berichtigen, den genauen Lauf der Flüsse feststellen und die Lage der Gebirge aufzeichnen.

Schon im 16. und 17. Jahrhundert waren die Geographen davon überzeugt, daß zwischen verschiedenen Flußsystemen Verbindungen (sog. Gabelteilungen) beständen. Über die Art der Verbindungen und Zuordnungen aber gab es keine Einstimmigkeit. Erst Alexander von Humboldt löste das Problem. Er schreibt dazu in dem genannten Forschungsbericht: „Auf der ersten Strecke, auf dem Lauf von Osten nach Westen bildet er (gemeint ist der Orinoco) die berühmte Gabelung, welche die Geographen so oft in Abrede gestellt haben und deren Lage ich zuerst durch astronomische Beobachtungen bestimmen konnte. Ein Arm des Orinoco, der Casiquiare, der von Norden nach Süden fließt, ergießt sich in den Rio Negro, der seinerseits in den Maraón oder Amazonenstrom mündet.“

Bei der von Humboldt angesprochenen „berühmten Gabelung“ handelt es sich um den 400 km langen Casiquiare, der einen Teil des Orinocowassers über den Rio Negro in das Einzugsgebiet des Amazonas abgibt. Dieses Phänomen resultiert aus der Tatsache, daß zwischen Orinoco und Rio Negro keine ausgeprägte Wasserscheide vorliegt, so daß das Orinocowasser über die alten, stark abgetragenen Sandsteintafeln im Hochland von Guayana zum Teil in das Wassernetz des Amazonas abströmen kann.

Kehren wir zurück in die Wahner Heide!

Wer über die Aggerbrücke bei Lohmar in Richtung Altenrath geht, wird zu seiner Linken einen kräftig strömenden Bach beobachten können, der unmittelbar neben der Brücke in das größere Stromnetz der Agger aufgeht. Es handelt sich um den Lohmarbach, der mit einem anderen Bach der Heide das Schicksal von Orinoco und Amazonas teilt. Wir haben es also mit einer Bifurkation zu tun, so wie sie Humboldt beschreibt. Nur sind die Dimensionen anders. Das gemeinsame Quellgebiet der Heidebäche liegt bei Ia und Ib (vgl. Karte) auf einer geographischen Höhe von ca. 103 m. Durch Naßzonen fließen die beiden Quellbäche nach Süden (Ia Luftlinie ca. 550 m, Ib Luftlinie ca. 750 m). Die eigentliche Last der Gabelung aber trägt der Quellbach Ia (vgl. II). Charakteristisch für das Phänomen der Flußgabelung ist auch hier die Tatsache, daß eine ausgesprochene Wasserscheide nicht vorhanden ist und vom Teilungspunkt aus der Lohmarbach nach 150 m auf einer Höhe von weniger als 91 m liegt (die Angabe 91,3 m trifft für die Straßenhöhe zu, unter der der Bach hindurchgeführt wird). Ähnliches trifft für den Abfluß Scheuerbach zu; denn nach ca. 200 m liegt der Bach hier bei einer Weghöhe von 90,8 m. Während der Lohmarbach auf einer relativ starken Gefällstrecke (von 90 m auf ca. 65 m) nach Südosten der Agger zustrebt, nimmt er von Süd-Südwest her einen auf der Wasserscheide (ca. 110 m) entspringenden Bachlauf von rund 1 km Länge auf. Er dürfte der Hauptwasserbringer des sonst fast ohne Nebenbäche ausgestatteten Lohmarbaches sein.

Und nun zum Scheuerbach! Das Geschenk der Gabelung fließt überreich; denn er hat nicht nur seinen eigenen Quellbereich Ib, sondern er entnimmt, wie schon beschrieben, dem Quellfluß Ia auf zwei Wegen Wasser und erfreut sich eines reichlich ausgestatteten Wassernetzes zwischen den Bereichen II und IV westlich der Altenrather Straße. Charakteristisch für dieses Einzugsgebiet sind die vielen ansumpfigen und periodischen Vernässungen an der Oberfläche.

Verlassen wir nun für eine Weile diesen südlichen großen Zufluß zum Scheuerbach und wenden wir uns den Bereichen IV und V zu!

Wie aus der Zeichenerklärung zur Karte hervorgeht, ist das Bachsystem durch sehr viele oberirdische Vernässungen gekennzeichnet. Das Ausmaß einer solchen Bodenvernässung ist einmal davon abhängig, inwieweit Niederschlag plus ober- und unterirdischer Zufluß durch Verdunstung, ober- und unterirdischen Abfluß sowie Speicherung im Boden ausgeglichen wird, auf der anderen Seite davon, welche Leitfähigkeit die geologische Struktur im Untergrund besitzt.

Wie wir wissen, liegen unter dem Heidesand flächige Tone, die in trockenem Zustand wasseraufnahmefähig bzw. -durchlässig sind, im gesättigten Zustand jedoch wasserundurchlässig. Hinzu kommt die Tatsache, daß Niederschläge und Verdunstung fast unbeeinflussbar

⁴ Zitiert nach der Einführung zum Humboldt Taschenbuch – Alexander von Humboldt, Den Geist der Natur ergreifen, Verlag Lebendiges Wissen, München 1959.



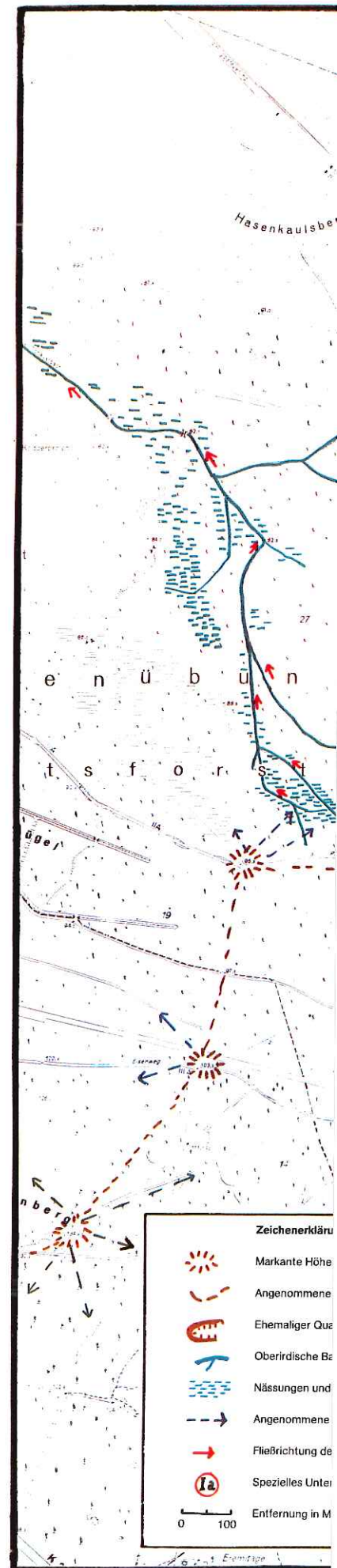
130
Bodenvernäs-
sung in der Nähe
der Altenrather
Straße mit Blick
nach Westen
(siehe Bereich IV)

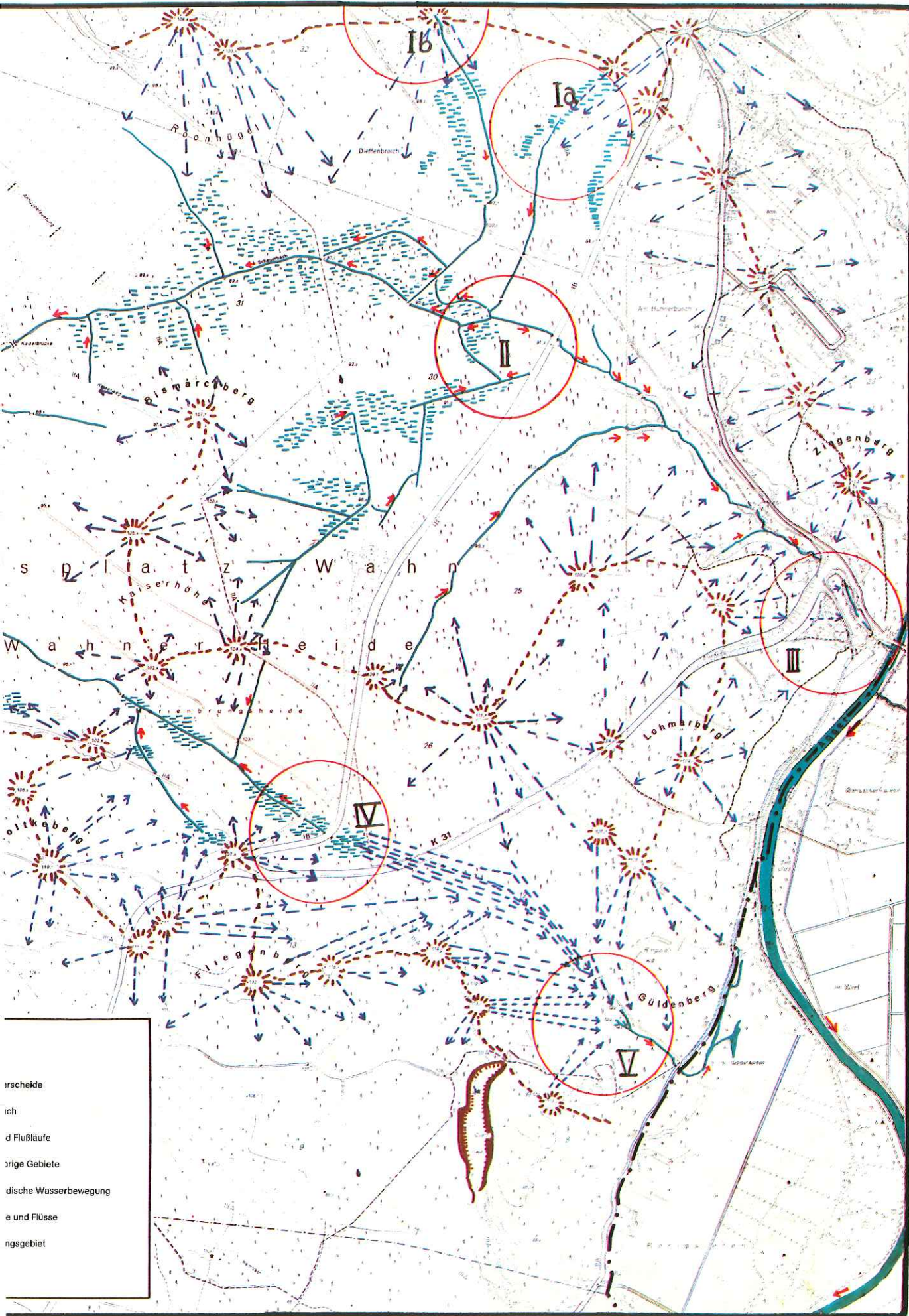
131
Anmooriges Ge-
biet in der Nähe
des Planitzweges

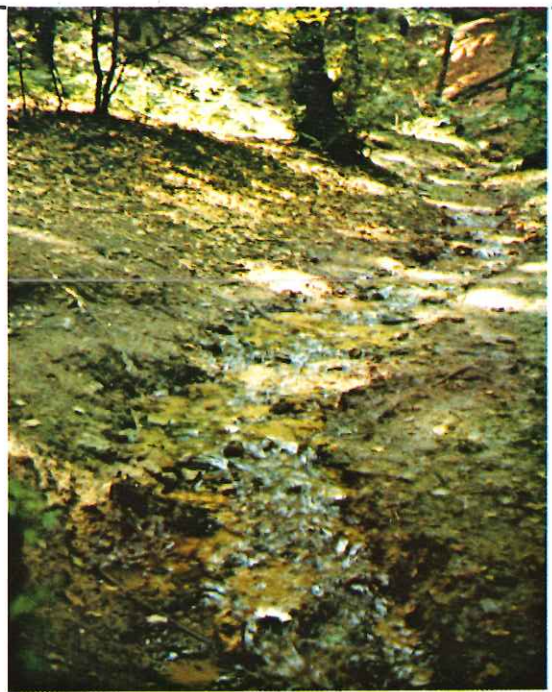
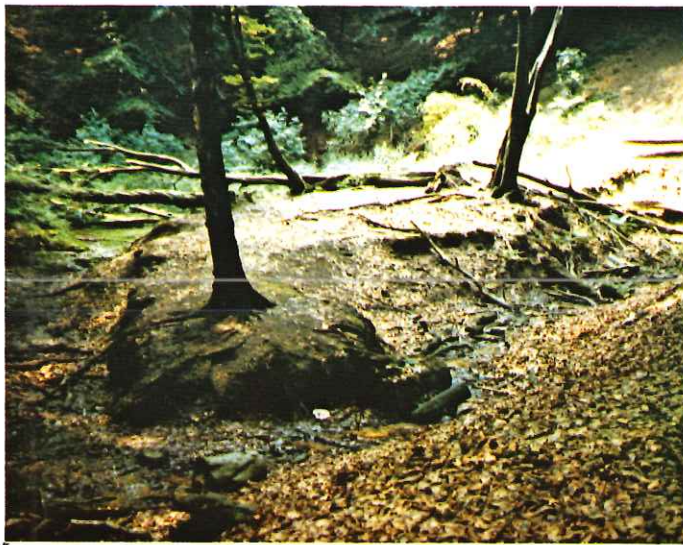


132
Wasserversicke-
rung bei nicht aus-
geprägter Was-
serscheide mit
Blickrichtung des
südlichen Zu-
flusses zum
Scheuerbach

133
Austritt des süd-
lichen Zuflusses
aus von Militär-
fahrzeugen über-
schobenen
Sanden







134/135 Güldenbach: Quellzufluß, Kerbtal (V)
 136 Gabelung: Lohmarbach–Scheuerbach (III)
 137 Scheuerbach nach der Gabelung
 138/139 Lohmarbach vor und bei der Aggermündung (III)

sind, so daß die Vernässung mehr unter dem Gesichtspunkt übermäßigen Zuflusses oder mangelnden Abflusses gesehen werden muß.

Bei IV liegt nun die interessante Tatsache vor, daß einerseits aus der Vernässung heraus der schon genannte südöstliche Zufluß des Scheuerbachs entspringt, ein oberirdischer Abfluß in eine andere Richtung aber innerhalb der eingezeichneten Wasserscheidenlinie nicht stattfindet. Das ist um so erstaunlicher, da gerade im südwestlichen und südlichen Bereich die Wasserscheide besonders ausgeprägt ist (vgl. Fliegenberg, 132,2 m).

Aus anderen geographischen Räumen wissen wir nun, daß Flußwasser plötzlich in seinem Bett zerrinnt, bis dieses schließlich ganz trocken ist. Am eindrucksvollsten ist das am Beispiel der Donau-Rhein-Verbindung zu erkennen: „Donauwasser versickert vom Flußbett zunächst in Schotter und fließt dort in Spalten des Weißjurakalkes. Nach einem Weg von 12 bzw. 18 km (Luftlinie von den beiden Versickerungsstellen) kommt das Donauwasser nach etwa 18 Stunden wieder in einer Karstquelle im Quelltopf der Aach bei Singen heraus.“⁵

Ein Versuch, das Beispiel der Donau-Rhein-Verbindung einfach auf unsere Situation übertragen zu wollen, wäre aus verschiedenen Gründen falsch. Dennoch besteht, wie Färbversuche zur Zeit der Schneeschmelze und im späten Frühjahr (hier nach längerer Trockenphase) bewiesen haben, eine Verbindung zwischen IV und V. Bei einer Luftlinienentfernung von ca. 750 m trat beim ersten Versuch an zwei der Güldenbachquellen (vgl. V) das Färbemittel nach ca. 45–50 Minuten wieder zutage, im zweiten dagegen erst nach einer knappen Stunde. Daraus ergeben sich folgende Überlegungen: Bei größerem oberirdischem Wasseranfall bewegt sich das Wasser unterirdisch schneller (ca. 17 m in der Minute), bei längerer Trockenphase dagegen langsamer (ca. 13 m in der Minute). Erstaunlich ist dabei, daß nur an zwei von vier Quellaustritten das Färbemittel wieder sichtbar wurde (bei den nördlichen). Es müssen also neben dem Wasser aus der Vernässung bei IV noch andere unterirdische Spender für die Güldenbachquellen in Frage kommen. Da, wie schon gesagt, im Süden eine stark ausgeprägte Wasserscheide liegt und auch nördlich davon die Aggerhöhen als Wasserfänger in Frage kommen, drängt sich der Schluß auf, daß es einerseits unter der Vernässung bei IV zu einer unterirdischen „Flußvermischung“ kommt, andererseits jedoch auch zu einer unmittelbaren Wasserspende von den Wasserscheiden an alle Quellen, also auch die nicht eingefärbten. Über die geologische Struktur im Untergrund dieses Bereiches Konkretes zu sagen, was zur Erklärung des vorliegenden Phänomens beitrüge, ist sehr schwer. Wir können als gesichert annehmen, daß die Aggerhöhen dem Unterdevon entstammen und infolge ihrer Schollenstruktur als Horste anzusehen sind. Weiter wissen wir von tertiären Tonen und wie sie auf Wasser reagieren. Bei vorsichtiger Beurteilung könnte man sagen, daß mit Wasser gesättigter Ton, vorausgesetzt, daß darüber durchlässiges Material liegt, eine Art Gleitschicht

darstellte, über das bei vorhandenem Gefälle Wasser unterirdisch abgeführt würde. Es käme hinzu, daß die devonischen Schichten in ihren Klüftungen und Brüchen ebenfalls günstige unterirdische Fließbedingungen ergäben.

Das Ergebnis des oben angeführten Geschehens, der Güldenbach, hat nur eine kurze Wegstrecke zurückzulegen, ehe er in den Goldenweiher, einen Altarm der Agger, aufgeht. Zu Zeiten starker Wasserzuführung steht der Goldenweiher, der an seinem Nordende aus einer weiteren Quelle Wasser erhält, unmittelbar mit der Agger in ihrem jetzigen Verlauf in Verbindung. Damit wäre der Kreis geschlossen. Die Agger ist Vorfluter³ von Güldenbach und Lohmarbach, der Scheuerbach nährt sich aus der Quellzone des Lohmarbaches und einer eigenen. Hier haben wir die Bifurkation kennengelernt (II) und mit der Quelle in der Vernässungszone bei (IV) einen kräftigen Zubringer zum Scheuerbach, der schließlich in den Scheuerteich mündet.

Hier sollte an sich der Aufsatz enden, aber wir leben im ausgehenden 20. Jahrhundert und müssen feststellen, daß neben den Naturkräften, die von innen und außen die Erde gestalten und verändern, eine andere Kraft nicht außer acht gelassen werden darf: der Mensch. Der Betrachter der Karte wird leicht erkennen, daß westlich von Ia bis IV manche Nebenläufe ungewöhnlich gradlinig sind. Hier hat der Mensch helfend in die Natur eingegriffen, um den Wasserhaushalt des Bodens zu regulieren. Daneben aber wird der Leser, der sich, durch diesen Aufsatz angeregt, an einem sonnigen Tag auf „Forschungsfahrt“ begibt, eine traurige Entdeckung machen. Er wird manches finden, was diese Karte nicht enthält, aber noch mehr suchen, was sie enthält.

Warum das so ist, wird vielleicht dem Leser an Bild 133 deutlich.

5 Zitiert nach Rüdiger German, Studienbuch Geologie Klett Studienbücher, Stuttgart 1970, S. 27.

6 Kartengrundlage: Die Stadt Troisdorf 1 : 5000. Entwurf und Ausführung der hydrographischen Ergänzungen vom Verfasser.

Weiteres Schrifttum:

1. Baumann, Hans und andere: Wasserwirtschaft in Stichworten, Wasserhaushalt und seine Regelung, Verlag Ferdinand Hirt, Kiel 1974.
2. Bloom, Arthur L.: Die Oberfläche der Erde, dtv Wissenschaftliche Reihe, Stuttgart 1976.
3. Bülow v., Kurd und andere: Die Entwicklungsgeschichte der Erde, Kosmograph Verlag, Leipzig 1959.
4. Geliert, Johannes F.: Grundzüge der physischen Geographie von Deutschland, I. Band, VEB Deutscher Verlag der Wissenschaft, Berlin 1958.
5. Louis, Herbert: Allgemeine Geomorphologie, Verlag W. de Gruyter, Berlin 1968, 3. Aufl.
6. Machatschek, Fritz: Geomorphologie, Teubner Verlagsgesellschaft, Leipzig 1950, 4. Aufl.
7. Wilhelm, Friedrich: Hydrologie/Glaziologie, Schriftenreihe: Das Geographische Seminar, Verlag Westermann, Braunschweig 1976, 3. Aufl.
8. Wilhelmy, Herbert: Geomorphologie in Stichworten, II Exogene Morphodynamik, III Exogene Morphodynamik, Verlag Ferdinand Hirt, Kiel 1972.

Kultmale am Wege

Kreuze und Heiligenhäuschen im Stadtgebiet Troisdorf

Von Heinrich Brodeßer

Von vielen unbeachtet, von wenigen liebevoll gepflegt, stehen sie am Wegrand, in Winkeln von Straßenkreuzungen, in Hausecken, an einer Kirchenmauer, irgendwo im Feld, auf einer Wiese, im Wald, oft als lästiges Verkehrshindernis empfunden und darum mehrmals versetzt oder gar mutwillig zerstört.

Ihr unscheinbares Aussehen, ihre schlichte Form, ihre oft bescheidene künstlerische Ausgestaltung vermögen kaum die Aufmerksamkeit der Vorüberziehenden zu wecken, die ohnehin in vielen Fällen ihre Verbindung zum Kreuz und zum christlichen Glauben, der durch das Kreuz symbolisiert wird, verloren haben.

Zuweilen allerdings fallen solche Wegezeichen auch als „Altertümchen“, als „Antiquitäten“ der Nostalgie einzelner zum Opfer, die sie bei Nacht und Nebel als Diebesgut abtransportieren und zu Hause im Garten oder im Keller aufstellen.

Dazu kommt, daß die derzeitige Luftverschmutzung die Verwitterung fördert und den steinernen, hölzernen oder eisernen Denkmälern arg zusetzt. Manchmal ist es auch eine gut gemeinte Bekleisterung der Kultmale mit Ölfarbe, die das Gestein der Atemluft beraubt und dadurch einen Zerfall bewirkt.

So mehren sich die Fälle, daß diese Kleindenkmäler mehr und mehr zerfallen oder verlorengehen. Und wir müssen mit Entsetzen feststellen, wie sehr die Existenz der noch übriggebliebenen Kultmale bedroht ist.

Gewiß haben Einzelpersonen, bestimmte Familien oder kleine Nachbarschaften sich stets dieser kleinen Heiligtümer in hingebender Pflege angenommen. Auch wurden hier und da Kreuze mit erheblichen kommunalen Mitteln restauriert. Aber erst heute beginnt man verstärkt, diese Zeichen alter Frömmigkeit als lebendige Zeugen einer vergangenen Kultur, als Vermächtnis unserer dörflichen Tradition in ihrer geschichtlichen Bedeutsamkeit zu respektieren und ihnen das gebührende Interesse entgegenzubringen.

So befaßte sich der Landschaftsverband Rheinland auf einer Tagung der Forscher und Freunde des Bergischen Landes am 14. und 15. Mai 1977 in Lindlar mit den Feldkreuzen, Wegekreuzen und besonderen Grabdenkmälern und forderte über die Kreisverwaltungen alle Kommunen auf, für eine vollständige und gründliche Katalogisierung und Inventarisierung solcher Denkmäler Sorge zu tragen.

Aufgrund dieses Aufrufes wird z. Zt. im Stadtgebiet Troisdorf an einer Auflistung der Kreuze und Heiligenhäuschen gearbeitet. In dieser Ausgabe der Troisdorfer Jahreshefte können wir bereits erste Ergebnisse vorlegen.

Abgesehen von wenigen Holzkreuzen am Wegrand und einigen eisernen Grabkreuzen auf den Friedhöfen, bestehen im Troisdorfer Stadtbereich die meisten Kreuzdenkmale aus Stein. Das verhältnismäßig wetterfeste Material konnte am besten überdauern.

So reichen die ältesten Zeugen vergangener Denkmalkunst bis etwa 1600 zurück. Es sind altehrwürdige, schlichte, geradlinige Grabkreuze, die um die Altenrather Kirche Aufstellung gefunden haben. In einem Stück wurden sie aus hartem Basalt herausgemeißelt. Sie waren recht niedrig gehalten, kaum kniehoch.

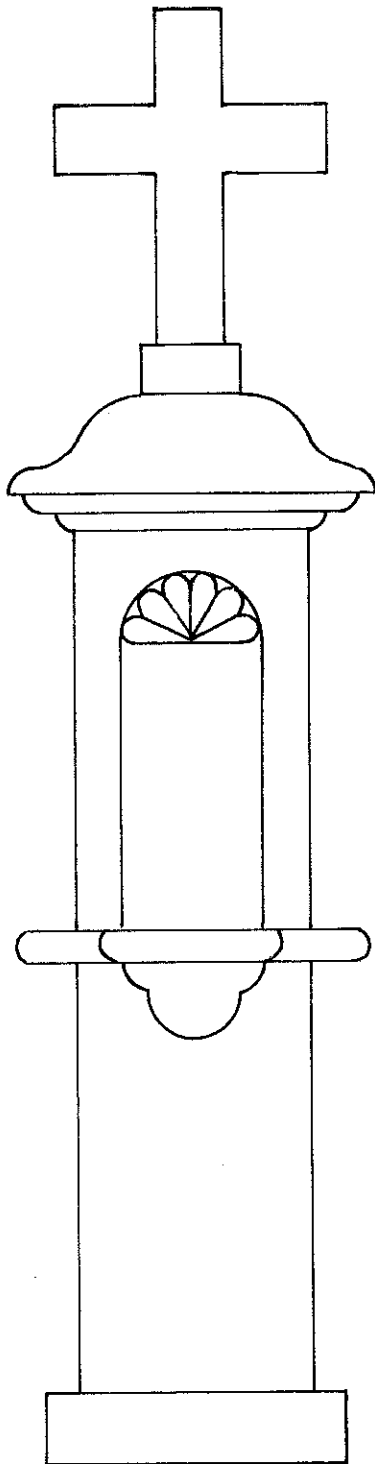
Im Verlauf des 17. Jahrhunderts wurden die Grabkreuze reicher ausgestaltet, mit Schnörkeln und Bildwerk versehen. Man verwandte anderes Gestein, meist einen rötlichen oder gelblichen Sandstein, und wählte größere Ausmaße.

Besonders aber die Wegkreuze wurden kunstvoll aufgebaut. Sie bestehen in der Regel aus mehreren Einzelteilen, aus Gliedern, die ineinander verankert sind (= Gliederkreuze). Dadurch erreichen sie zuweilen eine Höhe von 3–4 m.

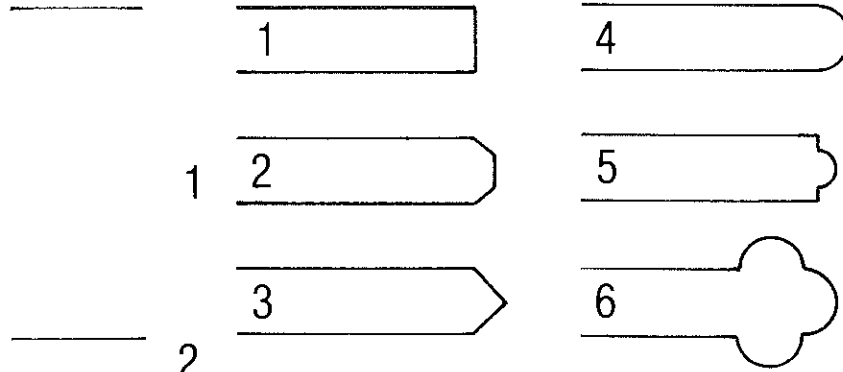
Zum Kreuzbau verwandte man die Gesteine der näheren Umgebung, Sandsteine und vulkanische Gesteine des Siebengebirges, Trachyte und Andesite. Auf einen stabilen Erdsockel oder eine Fußplatte setzte man den Schaft oder Stipes (d. h. den Altarunterbau). Darauf ruht die vorkragende Altarplatte, die vorne, da sie dort in einem Halbrund übersteht, meistens von einer Konsole gestützt wird. Auf dem Altartisch, der bei den Prozessionen zum Abstellen der Monstranz verwendet wurde, steht der obere Schaft mit einer Nische, von einem Giebel mit aufgesetzter Dachplatte abgedeckt. Auf dieser Abschlußplatte folgt eine kleine besondere Fuß- oder Standplatte, der eigentliche Kreuzsockel, auf diesem der Kreuzaufsatz, der entweder glatt gearbeitet oder mit einer Inschrift oder Symbolen versehen ist oder einen Corpus trägt. Die Formen sind mannigfaltig; die Zahl der einzelnen Bauelemente schwankt. Art und Dicke der Zwischenstücke sind verschieden. Die Dachplatte ist entweder geschrägt, gewölbt oder konkav geformt. Die Kreuzenden haben die Form eines Dreipasses, eines Rund-, Wulst- oder Gratsattels oder sind glatt oder gekantet. Der Corpus ist aus dem Stein des Kreuzaufsatzes als Flachrelief geschnitten (Pohlkreuz in Eschmar) oder als steinerne Vollplastik oder als Hohlplastik aus Metallblechen angeheftet.

In nebenstehender Zeichnung kann daher nur der Idealfall eines Kreuzaufbaues wiedergegeben werden:

Bei dieser Vielfalt ist in der künstlerischen Gestaltung der Wegkreuze eine Entwicklung zu erkennen. So er-



140 Grundmodell des Wegekreuzes. 1 Kreuzaufsatz, 2 Kreuzsockel, 3 Dachplatte, 4 Gesims, 5 oberer Schaft mit Nische, 6 Altarplatte, 7 Konsole, 8 Stipes (Schaft), 9 Fußplatte (Erdsockel)



141 Formen der Kreuzbalkenenden. 1 glatt, 2 gekantet, 3 geratet, 4 rund, 5 gewulstet, 6 Dreipaß (Kleeblatt)

weisen sich diese Kultmale als Dokumente christlicher Kunst, die sich an den Stilepochen des Abendlandes orientieren.

Die Kreuze des 17. Jahrhunderts weisen trotz ihrer oft schlichten Form durchweg barocke Elemente auf: Die Nische ist durch eine schmuckvolle Muschel nach oben hin abgeschlossen. Das Dach ist schwungvoll gewölbt. Die Kreuzesbalken, zuweilen ohne besondere Zutaten, zuweilen mit Inschriften oder einfachen Symbolen versehen, enden meistens in Dreipaßabschlüssen. Um 1680 werden sie des öfteren mit den Symbolen der Wundmale, Herz, Hände und Füße, und zusätzlich mit der Dornenkrone versehen.¹

Nach 1700 tritt an ihre Stelle der Corpus des Gekreuzigten, aus Stein gemeißelt. In den Nischen werden zuweilen Flachreliefs herausgearbeitet, die Mutter der 7 Schmerzen (Braschoskreuz in Eschmar, Friedhofskreuz in Altenrath), der Leidenskelch Jesu (Pohliskreuz in Eschmar), die Hl. Familie (Cortenbachsche Kreuz in Troisdorf) u. a. m.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts verlieren sich die barocken Merkmale zusehends, im 19. Jahrhundert scheinen sie endgültig zurückgedrängt. Die Kreuzform wird strenger, die Formen gradliniger; die Kreuzbalken weisen scharfkantige Ecken auf. Die Corpus sind nun in der Regel aus hohlem Blech. Jedoch halten sich überkommene Formen lange; die Übergänge zu neuen Stilepochen sind fließend. Daher mag es nicht verwundern, wenn zu späteren Zeiten immer noch auf alte, längst „überholte“ Gestaltungsmomente zurückgegriffen wird. Dieser Umstand erschwert die Datierung der Kreuzmale, wenn einmal die Inschrift fehlt oder wenn sie, was häufiger vorkommt, bereits zerstört ist.

Zu unserem Glück blieben viele Inschriften erhalten. In der Regel befinden sie sich auf der Vorderseite des unteren Schaftes, auch auf den Seitenflächen, zuweilen auf dem Kreuzaufsatz oder dem Dach.

¹ Diese Art der Leidensdarstellung soll auf die von den Franziskanern eingeführte Verehrung der Hl. 5 Wunden zurückzuführen sein.

Sie verraten uns die Entstehungszeit. Da heißt es beispielsweise: „1686 haben . . . dieses Kreuz machen lassen.“ Oder „ O (= Anno) 1797 . . .“ Oder einfach und schlicht: „P. Stephan Schmitz, Pastor, 1683.“

Zuweilen finden wir die Jahreszahl in einem Chronogramm verschlüsselt. Das geschieht so, daß einige Buchstaben des Textes überhöht dargestellt werden. Diese versinnbildlichen römische Zahlzeichen, die durch Addition die Jahreszahl ergeben. In unserem Stadtgebiet haben wir in einem Beispiel den interessanten Fall, daß die Reihe der üblichen Großbuchstaben in den letzten drei Zeilen verkleinert wird, darin eingestreut einzelne größere Buchstaben, die zusammengezählt das Entstehungsjahr ergeben.

Es handelt sich hierbei um das Mappiuskreuz in Spich, Kochenholzer Straße, übrigens ein Wegekrenz besonderer Art, daß aus dem üblichen Rahmen fällt und daß wir daher eher als Bildstock bezeichnen können. Die recht undeutliche Inschrift wurde wie folgt gelesen²:

CAROLVS / GODDEFRIDVS /
MAPPIVS / SIBILLA / GERTRUDIS /
DE WARTH /
RECVRRENT ANNO /
CONVGLI EORVM DIE 28 MARTIS

Übersetzen wir die großen Kapitalbuchstaben der Zeile 6 und 7 in Zahlen, kommen wir zu folgendem Ergebnis: C (100) + V (5) + V + C + I (1) + V + I + I + V + M (1000) + D (500) + I = 1724.

Bis etwa 1500 waren die Inschriften in gotischen Minuskeln, einer Kleinbuchstabenschrift, ausgeführt. Wir finden sie in unserer Gegend nur noch selten. Mir sind einige Beispiele aus Niederkassel (allerdings aus späterer Zeit, gleichsam als Nachzügler, von 1617, 1620, 1622, 1630, 1639) bekannt. Im 16. Jahrhundert werden sie von den lateinischen Majuskeln (Großbuchstaben) abgelöst. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts kommt eine neue Schreibweise mit Groß- und Kleinbuchstaben zur Anwendung.

Da für die Inschriften die Schreibfläche an den Wegekreuzen sehr beschränkt war, griff man oft zu Abkürzungen (z. B. O = Anno, DSGG = Der Seele Gott Gnade, RIP = Requiescat in pace, Er möge ruhen in Frieden u. a.) und zu Ligaturen, zur Verschmelzung der Buchstaben. So lesen wir beispielsweise auf dem Bergheimer Schnickelkreuz von 1684: „CASPAR SCHNICKEL VND SEINE MVTER . . .“, oder auf dem Müllekovener Kreuz von 1686: „... SAMBT DER MÜLLEKOVER GEMEINDE DIS CREVZ ZVR EHREN GOTTES MACHEN LASSEN.“

Seltene Trennung der Wörter (z. B. „SCH-MERZ-HAFT“, „EHR-EN“, „AVFF-RICH-EN“ auf dem Neumüllerskreuz in Eschmar), dialektisch gefärbte Schreibungen (z. B. „ZVEHR-EN DEN H 5 WVNDEN“ auf dem Passionskreuz in Eschmar), Unkundigkeit der Steinmetzen im Lesen und Schreiben, die Buchstaben verstümmeln oder verdrehen ließ (z. B. „ D “ statt „D“ auf dem Neumüllerskreuz in Eschmar) und natürlich Verwitterungserscheinungen erschweren zusätzlich die Lesbar-

keit der Inschriften. Dazu als abschließendes Beispiel die Inschrift eines Altenrather Grabkreuzes von 1688:

ANNO 16/88 15 MAII / IST IN DE /
N HERRE / N ENTSCHLAEFFEN /
IOANN / ES AWFF DEN / SCHIEFFEL /
GWDSGS

Was sich auf den ersten Blick als verschlüsselte Geheimschrift ansieht, entpuppt sich bei sinnvoller Trennung und Auflösung der Abkürzungen als folgender Klartext: ANNO 1688 15. MAI IST IN DEN HERREN ENTSCHLAEFFEN (entschlafen) JOHANNES AWFF DEN SCHIEFFEL (Familiennamen) Gott Wird Der Seele Gnädig Sein.

Die Texte der Kreuzinschriften, auch wenn sie nur bruchstückhaft erhalten sind und Lücken aufweisen, sind uns wertvolle Dokumente, besonders auch in bezug auf die lokale Familienforschung. Sie verraten nicht nur die Namen der Stifter, sie geben teils auch deren Beruf, ihre Stellung im Dorfleben (Schöffe, Halbmann, Gerichtsbote, Schatzbote usw.), ihre Ehegatten, Eltern, Geschwister, Nachfahren an. Sie verweisen auf örtliche Ereignisse.³ Sie sprechen vom großen Geschehen der Weltgeschichte.⁴ Sie zeigen kunstvoll ausgeführte Familienwappen.⁵

Sie verraten schließlich den Anlaß der Kreuzerrichtung: „Zu Ehren Gottes errichtet“, oder „Zu Ehren der Hl. Dreifaltigkeit“, „Zu Ehren der Hl. 5 Wunden“, „Zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes“, u. a. m. heißt es in den meisten Fällen. Solche Kreuze sollten also erstrangig ein Zeichen der Frömmigkeit, der Andacht, der Gottes- und Heiligenverehrung, ein Zeugnis christlichen Glaubens sein.

Jene Andachtkreuze stellten den Stifter unter den Schutz Gottes, der zuweilen in einer formulierten Bitte erfleht wird. So heißt es auf dem Bergheimer Abgestorbenenkreuz von 1686 (ähnlich auf dem gleichaltrigen Müllekovener Nachbarkreuz): „Maifrost, Hagel und Donnerschlag, Herr Jesu Christe von uns jag.“

Die Bezeichnung „Abgestorbenenkreuz“ verrät weiter, daß dieses Kreuz zum Gedächtnis bestimmter Toten, die hier begraben wurden, Bezug hat. So wird es auch zum Mahnmal und Gedächtniszeichen. Manchmal wurde ein Kreuzmal errichtet als Einlösung eines Versprechens, als Dankeszeichen für ein erhörtes Gebet, für die Abwendung einer besonderen Gefahr, für die Errettung aus einer bestimmten Not.

² Vgl. Deivos, S. 343 und H. Schulte, Haus Broich . . . , TJH III, S. 60–62.

³ „VON DEM JAEGER ERSCHOSSEN“, heißt es auf einem im Spicher Wald stehenden Kreuz von 1790 – gemeint ist der Forstaufseher des Hauses Broich. Auf einem anderen Spicher Kreuz, das zwischen dem Telegraph und dem Stand 7 steht, ist zu lesen: „JAKOB BRASCHOS VON SPICH ERTRANKT HIER AM 11. JVLJVS 1794. R. I. P.“

⁴ „1686 AN DEM TAG ALS OFEN – Budapest – VON DEN TVRKEN DVRRCH DIE CHRISTEN EROBERT WORDEN“ steht auf dem Bergheimer Abgestorbenenkreuz.

⁵ So das Cortenbachsche Kreuz in Troisdorf, das ferner folgende Kurzinschrift aufweist: F. G. V. C. T. O. R. 1727: Franz Gerhard von Cortenbach Teutschen Ordens Ritter.

Sehr oft kam diesen Kreuzen obendrein eine praktische Bedeutung zu: Sie wurden als Altartisch bei den Prozessionen verwandt. Auch galten bestimmte Kreuze in späterer Zeit als Gedächtnismale für Volksmissionen, so das Kreuz der Familie Grommes-Brenner von 1878 in Bergheim.

Unseren Wegekreuzen kam also oft eine vielfache Funktion zu: Sie konnten Andachtkreuz, Bittkreuz, Wetterkreuz, Mahnmal, Toten- oder Gedächtniskreuz, Dank- oder Votivkreuz, Prozessionskreuz und Missionskreuz zugleich sein.

Die Bedeutsamkeit der Kreuze wurde oft dadurch unterstrichen, daß ihre Erbauer dahinter oder zu beiden Seiten Bäume pflanzten, Linden, Kastanien, Ahorne. Sie wuchsen auf zu weithin sichtbaren Erkennungszeichen, im Volksmund Krausbäume genannt. In ihrem Schatten fanden sich häufig die älteren Leute ein oder müde Wanderer und versammelte sich die Nachbarschaft. Viele dieser Kreuzbäume fielen bereits dem Alter, mehr noch dem wachsenden Verkehr zum Opfer. Die Erinnerung an sie blieb in vielen Flurbezeichnungen (In der Kraus, Am Krausacker, Am Bäumchenskreuz u. a.) erhalten.

Neben den formschönen Gliederkreuzen und den alten Grabkreuzen kam es in seltenen Fällen zum Bau schmuckvoller Grabdenkmäler.

Ein Kreuz von ungewöhnlicher Form und Gestalt ist der große Bildstock am alten Sieglarer Friedhof. Bei anderer Gelegenheit wird auf ihn näher eingegangen werden, wie auf andere besondere Kreuzformen mehr.

Im vorigen Jahrhundert aber wandte sich die Liebe des Volkes den schlichten Heiligenhäuschen zu. Es sind dies aus Bruchstein oder Lehmziegeln aufgeführte kleine Bauten, meist irgendwann einmal verputzt, mit einer tiefen, verschließbaren Nische, in die eine Kreuzigungsgruppe, eine Madonna, eine Pieta, eine Heiligenfigur untergebracht wurde. Die Plastiken, oft billige Gipsfiguren oder aus Ton gebrannte Tafeln, erfreuten sich großer Beliebtheit. Häufig wurden sie von frischen Blumen umgeben und mit Kerzenlicht beleuchtet. Nach 1900 baute man sogar richtige Kapelchen mit einem kleinen Altar und einer Kniebank; den Eingang verschloß man durch eine schmiedeeiserne Gittertür.

Wie jene bescheidenen Heiligenhäuschen von den Dorfbewohnern in den Kreis der alten Kultmale einbezogen wurden, verrät folgende Tatsache: Wenn an der unteren Sieg jemand gestorben war, „ging die zuständige Nachbarschaft die Fußfälle beten“, d. h. sie zog zu 7 „Stationen“, zu 7 bestimmten bildlichen Darstellungen aus der Leidensgeschichte Christi, den Kreuzwegdarstellungen vergleichbar. Da diese in Bergheim fehlten, nahm man ersatzweise die dort stehenden Wegekreuze und Heiligenhäuschen an.⁶ So zog man beispielsweise bei einem Sterbefall in der Mondorfer Straße zu Bergheim, der ehemaligen Pohlgaß, zum Schumacherkreuz, Schmittgasser Kreuz, Abgestorbenenkreuz, Hammer-Heiligenhäuschen, Hötte-Heiligen-

häuschen, Siebergskreuz (unter der Linde vor der Gastwirtschaft Sieberg) und Passionskreuz an der Kirche, also zu genau sieben Kultmalen, und „betete dort selbst die 5 Wunden“.

Jener fromme Brauch ist längst erloschen; nur noch die Alten wissen davon. So ist denn auch manches Heiligenhäuschen bereits verfallen und manches Kreuz vergessen.

Dennoch möchten wir wünschen, daß die uns glücklicherweise verbliebenen Stücke alter Kulturgüter auch weiterhin erhalten bleiben. Dazu sind umfassende Restaurierungsarbeiten von seiten der Kommune dringend vonnöten.

Denen, die sich bisher der Pflege der Kreuze und Heiligenhäuschen angenommen haben, sei ein herzliches Wort des Dankes gesagt, aber zugleich auch die Bitte ausgesprochen, ihre Arbeit fortzusetzen, jedoch sachgerecht vorzugehen, im Zweifelsfall einen Fachmann um Rat zu fragen. Es dürften auf keinen Fall weiterhin steinerne Male mit Ölfarbe gestrichen werden. Das verleiht nicht nur das ästhetische Empfinden, sondern gibt auch den Naturstein der Zerstörung preis.

Alle aber mögen die Kreuzzeichen am Wege als Vermächtnis ihrer Altvordern betrachten, das zur pietätvollen Pflege und Achtung verpflichtet.

Im folgenden möchten wir nun die einzelnen Kultmale im Stadtgebiet vorstellen. Wir gehen dabei räumlich vor und beginnen mit den Wegekreuzen in Bergheim/Müllekovener, die wiederum in chronologischer Folge geordnet sind. In gleicher Weise sollen die Heiligenhäuschen folgen, danach die Kultmale von Eschmar und den übrigen Stadtteilen.

Übersicht über die Bergheim/Müllekovener Wegekreuze und Heiligenhäuschen

A) Die Kreuze

1. Das Wegekreuz des Pastors Stephan Schmitz von 1683
2. Das Schnickelkreuz von 1684
3. Das Abgestorbenenkreuz von 1686
4. Das Müllekovener Kreuz von 1686
5. Das Schumacherskreuz wahrscheinlich aus dem 18. Jahrhundert
6. Das Schmittgasser Kreuz von 1775
7. Das Struncksche Kreuz von 1797
8. Das Berggasser Kreuz von 1821
9. Das Friedhofskreuz von 1860
10. Das Missionskreuz von 1878
11. Das Grabmal des Pfarrers Klein von 1893
12. Das Müllekovener Wegkreuz im Hohlweg zur Siegau von 1931
13. Das Ehrenmal an der Bergheimer Kirche von 1934

⁶ Das erklärt, daß heute auch irgendwelche Kreuze als Fußfälle bezeichnet werden.

B) Die Heiligenhäuschen

1. Das „Hötte Heiligenhäuschen“ aus dem 18. Jahrhundert
2. Das Müllekovener Heiligenhäuschen in der Dorfstraße – wahrscheinlich aus dem 19. Jahrh. –
3. Das „Hammerheiligenhäuschen“ aus dem 19. Jahrhundert
4. Das Muttergottesheiligenhäuschen am Friedhof von 1870
5. Das Heusersheiligenhäuschen von 1903
6. Das Bildstöckchen von 1952
7. Das Madonnenkapellchen am Schildchen von 1955
8. Das Muttergottesheiligenhäuschen am Zweiffelshof von 1960

A/1 Das Wegekreuz des Pastors Stephan Schmitz von 1683 vor der Bergheimer Kirche wurde 1869 abgebrochen. Es ist das älteste uns bekannte Kreuz. Es trug⁷ die Inschrift: P. Stephanus Schmitz, Pastor 1683.

Zu einer näheren Einordnung dieses Kreuzes sind wir leider auf Vermutungen angewiesen:

Wir wissen von der Existenz dieses Kultmales aus der Literatur. Es hat wahrscheinlich mitten auf der Straße vor dem Ostchor der alten Kirche unter der Linde neben dem Brunnen gestanden, etwa an der Stelle der Verkehrsinsel in der Einmündung der Bergstraße in die Mondorfer Straße.

Es liegt die Vermutung nahe, daß es sich hier um ein Steinkreuz mit Muschelnische zum Abstellen der Monstranz bei Prozessionen gehandelt hat. Es ist nämlich bekannt, daß unter der Linde früher bei der Fronleichnamsprozession der erste Segen gegeben wurde.

Der Pastor Schmitz hat mit diesem Kreuzbau einen Anfang gesetzt; denn in den folgenden Jahren (1684 und 1686) wurden im Bergheim-Müllekovener Bann drei weitere gleichartige Kreuze errichtet, alle sind Prozessionskreuze, so daß für jeden der vier Segen ein Kreuz zur Verfügung stand. Der Bergheimer Pastor wird also die maßgeblichen Leute (Halfen, Schöffen, Gerichtsboten) zum Kreuzbau angeregt haben.

Als 1869 die alte Kirche abgerissen wurde und der um die Kirche liegende „Kirchhof“ verschwinden mußte, entfernte man auch das Kreuz des Pastors Schmitz von der Straße, das eigentlich hätte stehen bleiben können, und verwandte es in den Fundamenten der neuen Kirche als Grundstein, vermutlich weil ein jüngerer, besser erhaltenes Kreuz des Bergheimer Pastors und Dechanten Strunck vom alten Friedhof entfernt werden mußte und unter der Linde einen würdigen neuen Platz finden sollte. Dazu lesen wir bei A. Schulte⁸: „Der alte Friedhof hatte ein Kreuz besessen, das 1870 ebenfalls dem Neubau der Kirche weichen mußte. Der Kirchenvorstand hatte darüber beschlossen: Dieses Kreuz soll an der Pumpe, dem Haus des Johann Mondorf gegenüber, aufgestellt werden. Das alte Kreuz daselbst soll zu den Fun-

damenten der neuen Kirche verwendet werden! Der Mondorfer Maurer Heinrich Görgens erhielt dann auch wenig später drei Taler und acht Groschen, weil er ‚ein Kreuz abgebrochen und aufgestellt‘ hatte.“ Hierbei muß es sich um das Kreuz des Dechanten Strunck bzw. des Pastors Schmitz gehandelt haben. Das Struncksche Kreuz war nämlich ein Totenkreuz mit lateinischer Inschrift. Ältere Bergheimer erinnern sich, auf dem Kreuz unter der Linde lateinische Worte, die sie darum vergaßen, gelesen zu haben. Es wird noch 1896 bei Delvos⁹ erwähnt. Heute ist es verschwunden. Es wurde 1937, als zum 950. Jubiläum der Bergheimer Fischerei-Bruderschaft die Straßen in Bergheim hergerichtet wurden, entfernt.

Unsere Vermutungen finden wir in folgenden Notizen Gronewalds bestätigt¹⁰: Das Struncksche Kreuz „steht vor der Wirtschaft Siegberg am Kirchplatze, wohin es beim Bau der neuen Kirche vom alten Kirchhofe versetzt wurde“.

⁷ Nach Delvos, S. 359.

⁸ Kirchen, S. 300.

⁹ Delvos, S. 358.

¹⁰ In: Chronik von Bergheim a. d. Sieg I, unveröffentlichte Tagebuchnotizen, S. 86.

142/143 Schnickelkreuz von 1684



A/2 Das Schnickel-Kreuz von 1684, ein schönes Wegekreuz mit barocken Stilelementen am ehemaligen Kalkofen unter einem Ahorn an der Provinzialstraße, wurde im Herbst 1968 gestohlen.

Es bestand aus einem kurzen Schaft, der wahrscheinlich auf einer heute im Erdreich verborgenen Fußplatte aufgebaut wurde, einer Zwischenplatte, als Altarplatte benutzt, einem oberen Schaft, darin eine Nische mit Muschelabschluß, einer gewölbten Dachplatte, darauf eine kleine Standplatte, abschließend der Kreuzaufsatz. An Stelle eines Corpus finden wir die Symbole für die fünf Wunden.

Alle Kreuzteile bestanden wahrscheinlich aus Trachyt. Die Inschrift im unteren Schaft lautete:

CASPAR SCHNICKEL
VND SEINE MVTER
SOPHIA HABEN
DIS CREVTz ZVER
EHREN GOTTES
AVFFGERICHT

Über der Muschelnische die Jahreszahl 1684.

Seiner Bestimmung nach sollte dieses Kreuz ein Andachtskreuz, ein Zeichen der Gottesverehrung sein: „Zur Ehre Gottes“ wurde es aufgerichtet. Zugleich war es auch ein Prozessionskreuz, da die Nische und die Altarplatte zum Abstellen der Monstranz dienten. Noch bis vor wenigen Jahren wurde an dieser Stelle bei den Prozessionen der Segen erteilt.

Es wurde erbaut von der Familie Schnickel, die in Bergheim einen Bauernhof bewohnte, den sie wahrscheinlich 1664 erbaute und der in dieser Form heute noch steht. Eine Tochter des Caspar Schnickel hat vermutlich einen Zerres vom Zweifelshof in Müllekovon geheiratet. Wir kennen nämlich „einen pfachtbrief für Bernardo Zerres und Elisabeth Schnickelß“ von 1703, die die Halfleute auf dem Müllekovener Gut waren. Wir vermuten weiter, daß ein Sohn aus dieser Ehe den Bergheimer Schnickelshof übernommen hat. Seit jener Zeit bewirtschaften die Zerres den „Jonkesch-Hof“¹¹, jenen Hof in der Siegstraße, und müssen daher als die Besitzer des Kreuzes angenommen werden.

A/3 Das Abgestorbenen-Kreuz von 1686 steht unter einer Kastanie an der Bahnlinie, dort wo die Oberstraße in die Eschmarer bzw. Friedhofstraße einmündet.

Es wurde als Andachts-, Bitt- und Prozessionskreuz und zugleich als Totengedächtniskreuz errichtet.

Der Name „Abgestorbenen-Kreuz“ wird auf die Überlieferung, daß dort Tote begraben liegen, zurückgeführt.

Das Kreuz hat eine mehrstufige Bodenplatte, darauf steht der untere Schaft, der auf drei Seiten eine Inschrift trägt; es folgt eine dreischichtige Altarplatte, darauf der obere Schaft mit Muschelnische; das hochgewölbte Dach trägt eine mit einem Totenkopf verzierte Standplatte; den Abschluß bildet der schicke Kreuzaufsatz ohne Corpus und ohne Symbole; die Kreuzenden laufen in einen Dreipaß aus; der Querbalken des Kreuzes trägt eine Inschrift.

Alle Aufbauteile dieses schönen Barockkreuzes sind in Trachyt ausgeführt.

Auf der Vorderseite des unteren Schafts finden wir in einem kreuzförmig gestalteten Feld folgende Inschrift:

ANNO 1686
HABEN.DISES
KREVTZ.MACHEN
LASSEN.DIE.HIE
NEBEN.GEMELTE.

Auf der rechten Seite
(Nordseite):
THEIS.BRODTESSER.
THVRNHALFMAN.
HILGER.CVRTH.



11 Von Junker von Zweifel herrührend.

BERCHEIMER.
NACHBAHREN.
WILHELM.BOSS
FRONHALFMAN.HENRICH.
BEISSEL.HAMMER H-
ALFMAN

GERICHTS.VND.
SCHATZBOTH.
IANNES.SCHVTZ.
VND.GERTRVD.
BERTRAMS.
SAMPT.IHREM
VATTER.WILHELM.
VND.HERMAN.SCHMITZ

Auf der linken Seite (Südseite):

AN DEM TAG ALS
OFEN VON DEN
TVRCKEN DVRCH
DIE CHRISTEN
EROBERT WORDEN

Im Kreuzbalken:

MAYFROST. HAGEL. VND. DONNERSCHLAG.
HERR. JESV. CHRISTE. VON. VNS. JAG

Wer waren nun die Erbauer dieses Kreuzes? Die Inschrift verrät es uns: die führenden Leute der Ortschaft Bergheim, die Halfen, die Schöffen, die Gerichtsboten.

Der Wilhelm Boß war der Halfe des wohl bedeutendsten Bergheimer Hofes, des abteilichen Fronhofes, und als solcher Scabinus, d. h. Schöffe des Bergheimer Gerichts im bergischen Amt Lülldorf¹² und zugleich 1. Gebaur, d. h. 1. Beisitzer der Bauernbank, des Bauerngerichts oder Bauerngedings.¹³

Ihm folgte der Heinrich Beißel als 2. Gebaur, als 2. Beisitzer des Bauerngerichts. Ihm stand dieses Amt als Halfmann, d. h. als selbständigem Bewirtschafter, des Nesselrodeschen Hammerhofes zu. Der Matthias Brodeßer bewirtschaftete den Turmhof zu Bergheim, auch im Besitz der Grafen von Nesselrode; er war der Bauermeister, der Vorsitzende der Bergheimer Bauernbank.

Der Hilger Kurth hatte das gewichtige Amt des Gerichts- und Steuerboten inne; vielleicht war auch er – wie die übrigen auf dem Kreuz genannten, aber nicht näher bezeichneten Nachbarn – Mitglied des Bauerngedings und damit am Regiment des Dorfes beteiligt.

Für diese Leute war es eine Ehre, ein solches Kreuz zu stiften; das waren sie ihrem Amt, ihrem persönlichen Ansehen schuldig. Auch mag ihnen ihr Pastor Stephan Schmitz in den Ohren gelegen haben, ein ansehnliches

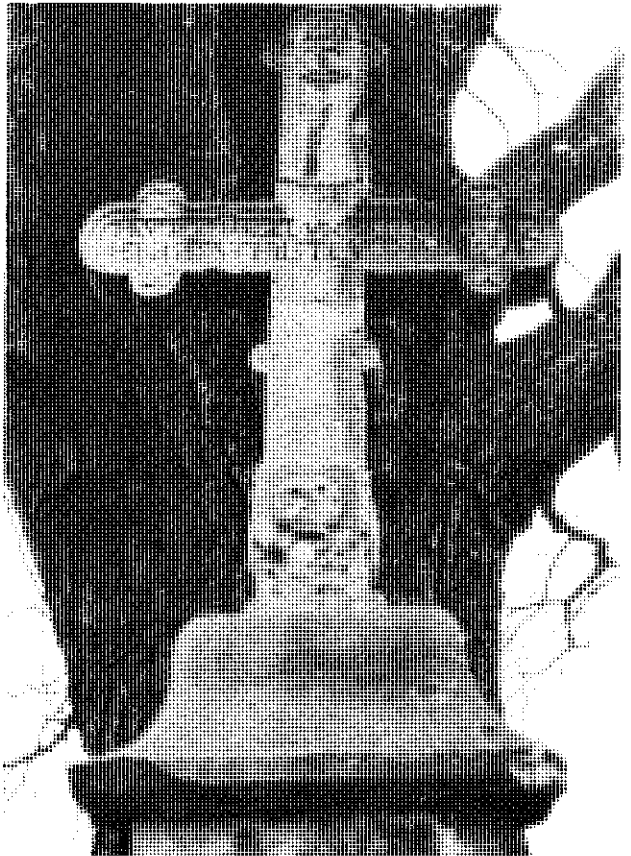
¹² Nach dem Bruderschaftsbuch zur Hl. Dreifaltigkeit – im Bergheimer Pfarrarchiv.
Auf folgenden Zusammenhang des Dreifaltigkeitsbuches und der Kreuzinschrift „als Ofen von den Türken durch die Christen erobert worden“ sei hingewiesen:
1694 gründete der Bergheimer Pastor Servatius Honnecker OSB die „Bruderschaft zu Ehren der Hl. Dreifaltigkeit“, die zugleich eine „Bruderschaft zum Loskauf der gefangenen Christen bei den Türken und Barbaren“ war. Aber erst ab 1698 wurde unter Pastor Seyler über die eingehenden Spenden genau Buch geführt. Die Eintragungen enden 1903 (s. Brodeßer, Zeittafel, TJH I, S. 41).

¹³ TJH V, S. 9.

144 Abgestorbenen-Kreuz von 1686



145 Abgestorbenen-Kreuz, Kleeblattkreuzaufsatz



Prozessionskreuz zu schaffen. Ein solches brauchte er für einen der vier Segen bei der Fronleichnamsprozession. Als dann auch noch im nämlichen Jahr die Christenheit ein wichtiges Ereignis erleben durfte, daß nämlich die Türkegefahr auf dem Balkan endgültig gebannt war¹⁴, nahmen die Bergheimer den Kreuzbau in Angriff und schufen jenes formschöne Prozessionskreuz, ein Denkmal der Gottesverehrung, zugleich eine Erinnerung an die Vergänglichkeit alles Irdischen, dazu der Totenkopf; über dem Tod aber steht der Triumph des Kreuzes.

Die Bergheimer Nachbarn waren Bauern. Sie erlebten immer wieder ihre Abhängigkeit von der Natur, dem Wetter; daher bitten sie um den Segen Gottes in dem Spruch auf dem Kreuzesbalken, daß der Herr sie vor Maifrost, Hagel und Gewitter verschonen möge.

Von einer Besonderheit des Kreuzes muß noch berichtet werden: Bis in die Mitte der 60er Jahre unseres Jahrhunderts wurde an dieser Stelle vor dem Segen der Fronleichnamsprozession „für die hier ruhenden Toten“ gebetet. Dies tat zuletzt der „Brudermeister“ Josef Mer-

tens 1964. Niemand weiß mit Gewißheit, wer dort begraben liegt. Gronewald vermutet, daß während des Siebenjährigen Krieges um Schlesien von 1756–1763 in einem in Müllekoen errichteten Militärlazarett mehrere verwundete bzw. kranke Soldaten gestorben sind und dort bei dem Kreuze begraben wurden.¹⁵

A/4 Das Müllekovener Kreuz von 1686 stand ursprünglich diagonal gegenüber der heutigen Stelle unter einer Kastanie und wurde nach dem Zweiten Weltkrieg im Zuge des Straßenneubaues an den jetzigen Platz umgestellt. Dort wird es von zwei Linden flankiert. Die Müllekovener Nachbarn haben es errichtet, daher der Name.

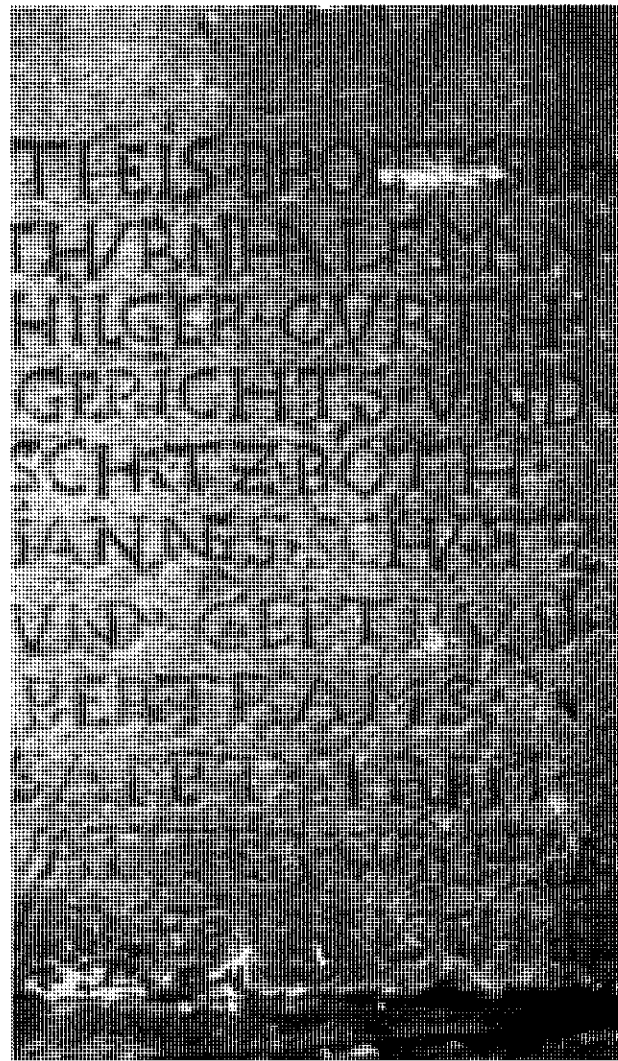
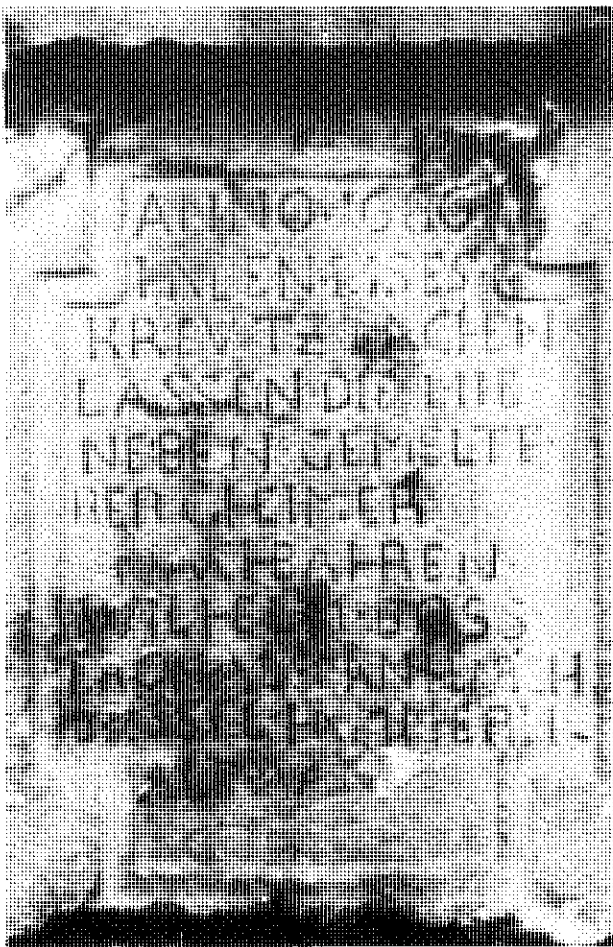
Auf einer stabilen, nach oben geschrägten Bodenplatte steht der Schaft, der die Inschrift trägt. Er wird von einer

14 1686 wurde Ofen-Pest, d. i. Budapest, den Türken wieder entrissen und ganz Ungarn habsburgisch.

15 Brodeßer, Untere Sieg, S. 95.

146 Abgestorbenen-Kreuz, Vorderseite des Stipes

147 rechte Stipesseite



massiven mehrstufigen, vorkragenden Altarplatte abgedeckt. Der obere Schaft enthält eine Nische, die von einer „roten Muschel“ abgeschlossen wird. Über der Muschelnische finden wir die Jahreszahl 1686. Das hochgewölbte Dach enthält eine weitere Inschrift. Ohne Übergang sitzt auf der Dachplatte das Kreuz auf. Der Kreuzaufsatz und der übrige Kreuzunterbau widersprechen im Stil und Material. Der schöne barocke Unterbau besteht aus Trachyt, der schmucklose, geradlinige Kreuzaufbau aus einem gelblichen Sandstein, der daran hängende Corpus aus hohlem Kupferblech, wie es im 19. und 20. Jahrhundert in Gebrauch kam.

Wir dürfen daraus auf spätere Renovierungsarbeiten schließen. Vielleicht war der Kreuzaufsatz verwittert und ergänzungsbedürftig. Man ersetzte ihn kurzerhand durch ein stilwidriges, materialfremdes Kreuz. Vielleicht wurde bei dieser Gelegenheit die alte Kreuzinschrift – dem Sinne des Textes auf dem Abgestorbenenkreuz gleichlautend – auf die gewölbte Dachplatte übertragen.

Die Inschrift beginnt auf dem oberen Schaft mit der Jahreszahl und muß auf dem unteren Schaft weitergelesen werden:

W.Z

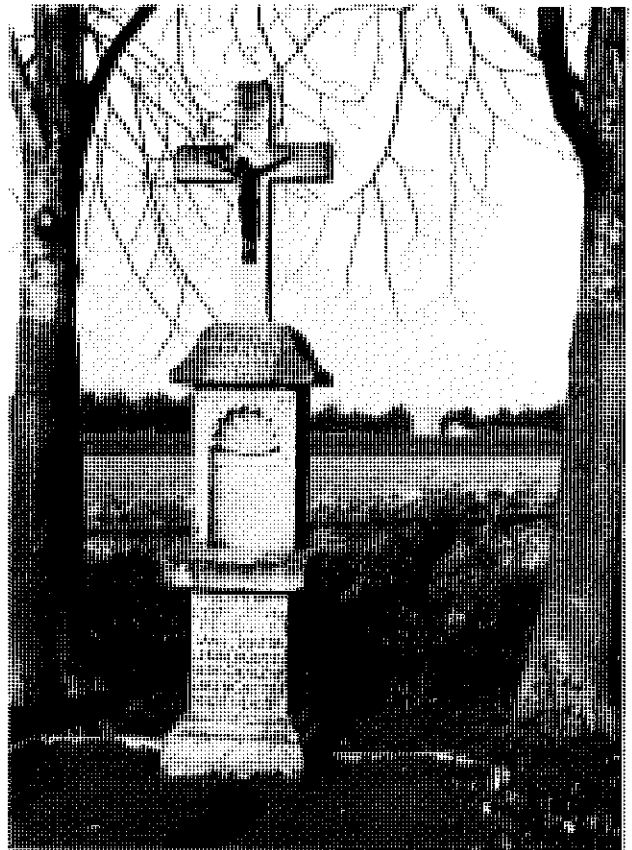
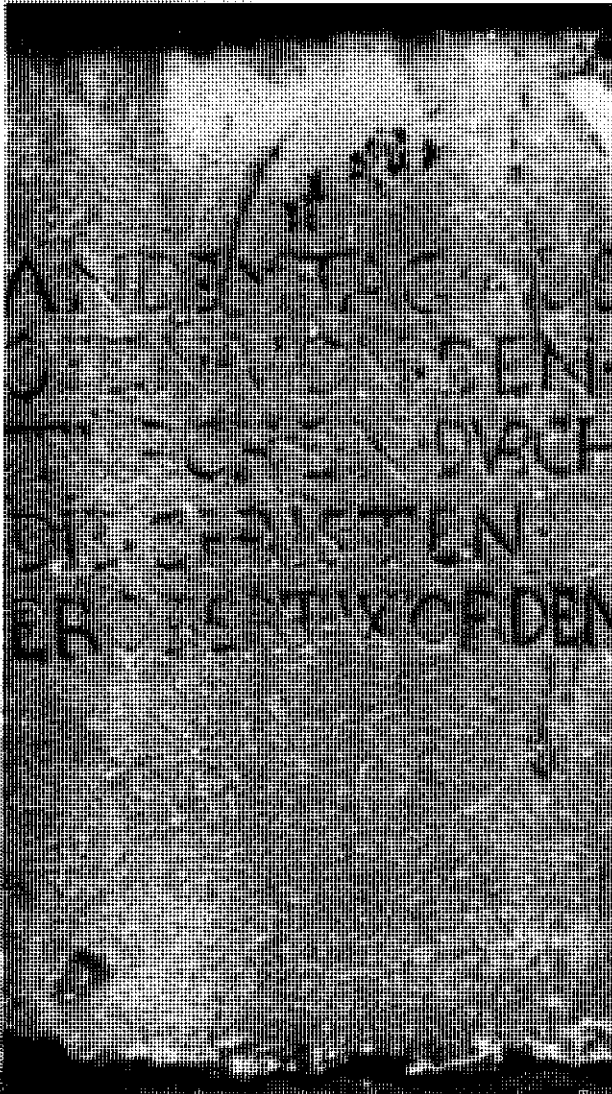
1686

I.M

HABEN WERNER
ZERRES VND JOHAN-
MVNDORFF
SAMBT DER MVL
LEKOVER GEMEIN
DE. DIS CREVTz ZVR
EHREN GOTTES
MACHEN LASSEN

Die Inschrift des Daches lautet:

MAY FROST.
VND HAGEL. ZV.
JEDERFRIST. WEND.
AB. VON. VNS. HERR. JESV.
CHRIST.



148 Abgestorbenen-Kreuz, linke Stipesseite

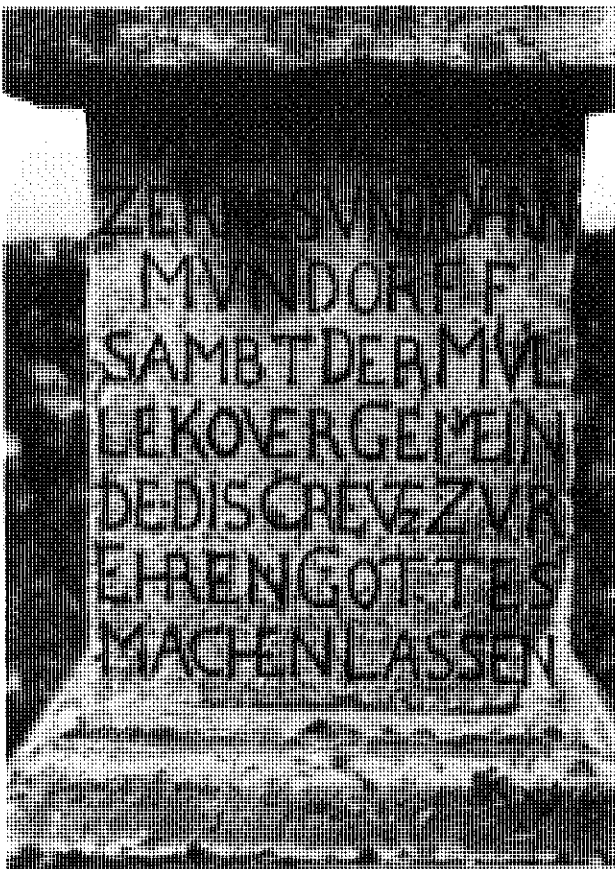
149 Müllekovener Kreuz von 1686

Die Müllekovener Nachbarschaft also hat es sich nicht nehmen lassen, zugleich mit den Bergheimern ein gleichgeartetes, kostspieliges Weg- und Prozessionskreuz zu Ehren Gottes zu erbauen. Sie wurde dabei angeführt von Werner Zerres und Johann Mundorf. Von

ersterem wissen wir, daß er Schöffe des Bergheimer Gerichts war und Halfmann des Zweiffelshofes. Im Bergheimer Dreifaltigkeitsbuch wird er als „Wernerus Zerris, Villicus (= Halfe) Commendatoris (= Zweiffelshof, der damals zur Ordenskommande Jungenbiesen gehörte) in Müllekoven, et Scabinus“ erwähnt. Als Halfe des Zweiffelshofes muß er nach der Müllekovener Dorfsatzung¹⁶ auch der Müllekovener Bauernmeister gewesen sein.

Im Zweitgenannten, dem Johann Mundorf, vermuten wir den Halfen des anderen ritterlichen Gutes zu Müllekoven, des damaligen Wilich-Hofes, des späteren Leerodts-Gutes, des heutigen Knodder-Hofes. Damit wird er auch einer der Bauernschöffen gewesen sein; vielleicht auch Schöffe des Bergheimer Gerichtes, da der Müllekovener Familienname Mundorf unter den Siegelzeugen des 17. Jahrhunderts erscheint.

150 Müllekovener Kreuz, Stipes

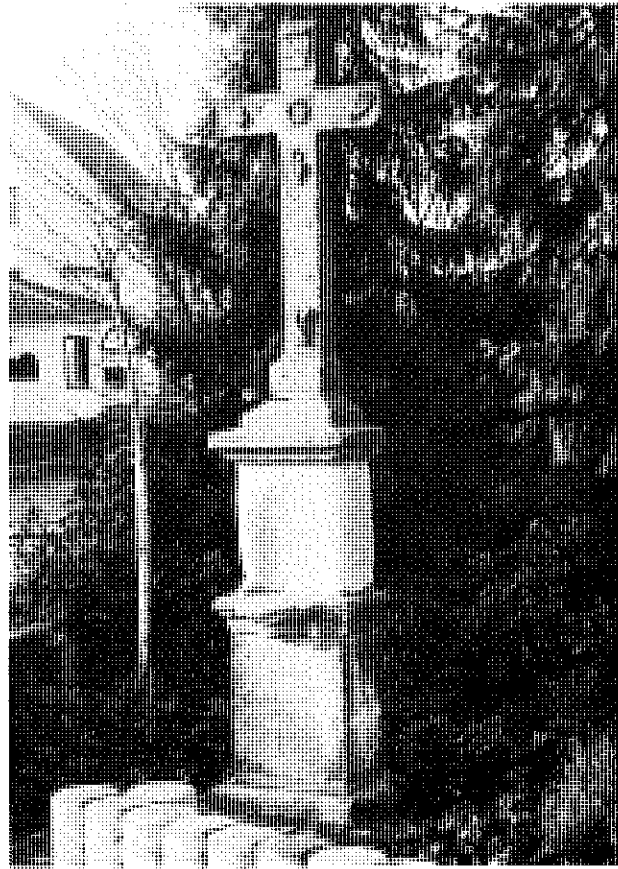


A/5 Das Schumacherskreuz, wahrscheinlich aus dem 18. Jahrhundert, in der jetzigen Form von 1858, hat ursprünglich an der Bahnlinie unter der Kastanie gestanden, wurde vor einigen Jahren um wenige Meter an die jetzige Stelle in der Glockenstraße versetzt.

Der Name ist ungeklärt. Wahrscheinlich wurde das Kreuz von einer Familie Schumacher erbaut oder später gepflegt.

Der jetzige Stand geht auf eine Renovierung im Jahre 1858 zurück. Der Kreuzaufbau steht auf einer Fußplatte. Der darauf folgende untere Schaft trägt eine stark verwitterte Inschrift. Die vorkragende Altarplatte, vorne von einer Konsole gestützt, zerbröckelt an den Kanten. Der obere Schaft ist stark beschädigt. Er wird durch ein einfaches Gesims und ein stufenförmig angelegtes Dach abgedeckt. Die folgende Standplatte und der Kreuzaufsatz sind aus einem Stück. Das Kreuz trägt anstelle des Corpus Symbole für die Wundmale: 2 Hände, 1 Fuß, das Herz; dazu in der Kreuzesmitte die Dornenkrone, am Kreuzesende oben die Inschrifttafel. Diese Anordnung wurde wohl aus „künstlerischen“ Erwägungen vorgenommen: Auf diese Weise verteilen sich die Leidenszeichen von dem einen Fuß über das Herz und die Krone zur Inschrifttafel einmal in der Vertikalen, zum anderen von der rechten Hand über die Krone zur linken Hand in der Horizontalen und unterstreichen

151 Schumacherskreuz, erneuert 1858



chen somit die Kreuzesform. Die Dornenkrone, Zeichen der Demütigung, im Schnittpunkt beider Linien gelegen, wird dadurch zum Symbol der Mitte, des Sieges, zur Herrscherkrone.

Das Kreuz ist in allen Teilen in Trachyt ausgeführt, ist im ganzen stark verwittert, beonders aber im Bereich des

16 Brodeßer, Untere Sieg, S. 103.

oberen Schaftes. Die Nische ist kaum noch zu erkennen; es ist nicht mehr zu ersehen, ob es sich hier um eine Muschel-Nische gehandelt hat. Die Inschrift des Kreuzes lautet:

Errichtet zu Ehren
Gottes
von den Eheleuten
Hermann und Elisabeth
Müller
Erneuert 1858

Wie die Inschrift verrät, wurde ein älteres Kreuz durch die Eheleute Müller erneuert. Wer war nun der ursprüngliche Erbauer? Der Name „Schumacherskreuz“ geht mit Sicherheit wenigstens vor 1800 zurück, da bereits die Flurkarte von 1823 den Namen und Standort angibt. Auch die Flurnamen rundum beziehen sich auf jenes Wegekreuz: Am Schumacherskreuz, Am Schumacherskreuzpfad, An der Schumachers Bitze.

Als die Preußen nach 1800 die rheinischen Flurnamen in ihre Karten übernahmen, griffen sie auf altbewährtes, in der rheinischen Mundart gewachsenes und zugleich gebräuchliches Wortgut zurück, so daß wir annehmen dürfen, daß dieses wenigstens etliche Jahrzehnte alt

war. Auch verweist die schlichte geradlinige Form des Kreuzes mit dem glatten Abschluß der Kreuzarme auf die gebräuchliche Art des 18. Jahrhunderts.

Dürfen wir daraus schließen, daß eine Familie Schumacher zwischen 1700 und 1800 dieses Kreuz hat errichten lassen?

Oder aber hat die Familie Müller das Kreuz erbaut und ungenannte Dorfbewohner haben 1858 die Restaurierung übernommen?

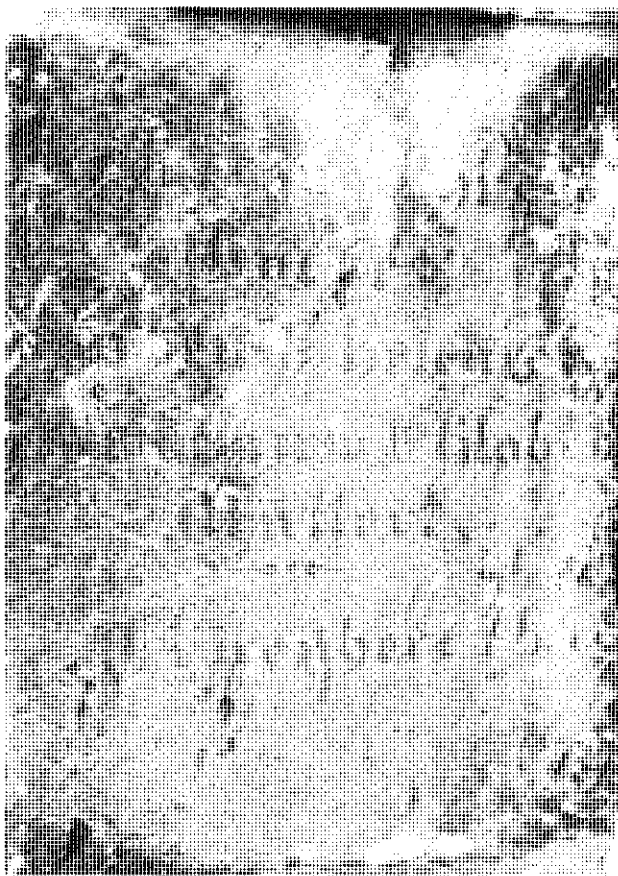
A/6 Das *Schmittgasser Kreuz* von 1775 steht unter einer Linde neben der Einmündung der Markusstraße in die Straße zum Kalkofen.

Früher hieß die Straße zum Kalkofen „Schmittgaß“, weil dort – in der Nähe der Kirche – die Dorfschmiede stand. Die Nachbarschaft der Schmittgasse hat das Kreuz unterhalten und gepflegt und bei der Gottestracht den Altar für die Prozession vor dem Kreuz aufgebaut. So geschieht es heute noch.

Auf der Fußplatte steht ein einfacher Schaft, der eine klare Inschrift trägt. Er wird abgedeckt von einer nur wenig überstehenden Altarplatte. Der verhältnismäßig

152 *Schumacherskreuz, Stipesinschrift*

153 *Schmittgasser Kreuz von 1775*



schmale Raum zum Abstellen einer Monstranz wird durch eine halbrunde Konsole entsprechend vergrößert. Der obere Schaft wurde durch eine Muschel-nische verziert. Er hat einen gewölbten Abschluß mit aufsitzen-der kleiner Standplatte; darauf der Kreuzaufsatz mit breit ausladenden Kreuzesarmen. Daran hängt ein kraftvoller Corpus aus Stein, weiß gestrichen.

Der Kreuzaufsatz besteht aus Trachyt oder Andesit. Andere Teile des Kreuzes scheinen aus Sandstein zu bestehen. Der gesamte Kreuzaufbau ist mit Ausnahme der weißen Nische und Inschrift rot gestrichen und täuscht den Eindruck vor, als bestehe er aus rotem Buntsandstein. Aber die Farbe blättert an vielen Stellen ab, und allmählich setzt die Verwitterung ein.

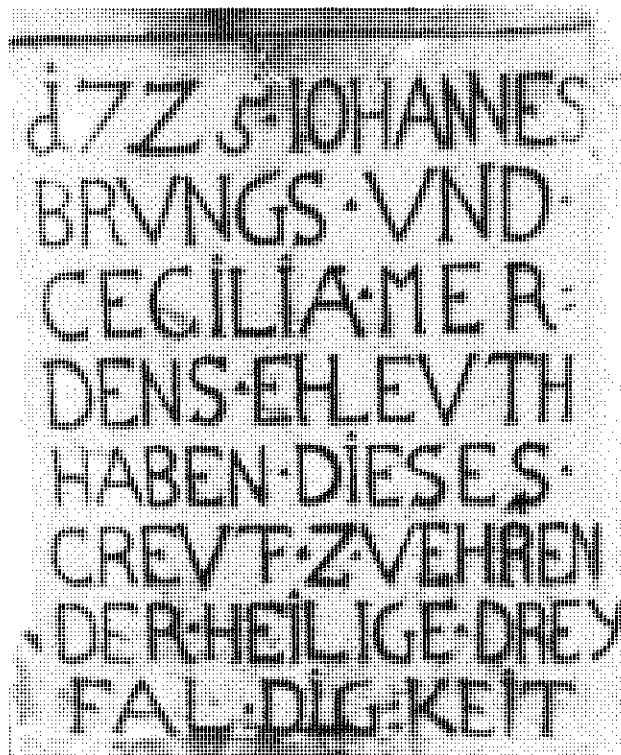
Die in ein weiß gestrichenes Feld eingemeißelte Inschrift lautet

1775. JOHANNES.
BRVNGS. VND.
CECILIA. MER
DENS. EHLEVTH.
HABEN. DIESES.
CREVTz. ZVEHREN.
DER HEILIGE. DREY
FALTIGKEIT (aufgerichtet)

Letzteres ist nicht mehr zu lesen. Der Schreiber bzw. Steinmetz war offensichtlich nicht mit dem für die Inschrift zur Verfügung stehenden Raum ausgekommen.

154 Schmittgasser Kreuz, Stipesinschrift

155 Totenkreuz von 1797, Nachzeichnung nach einer alten Postkarte

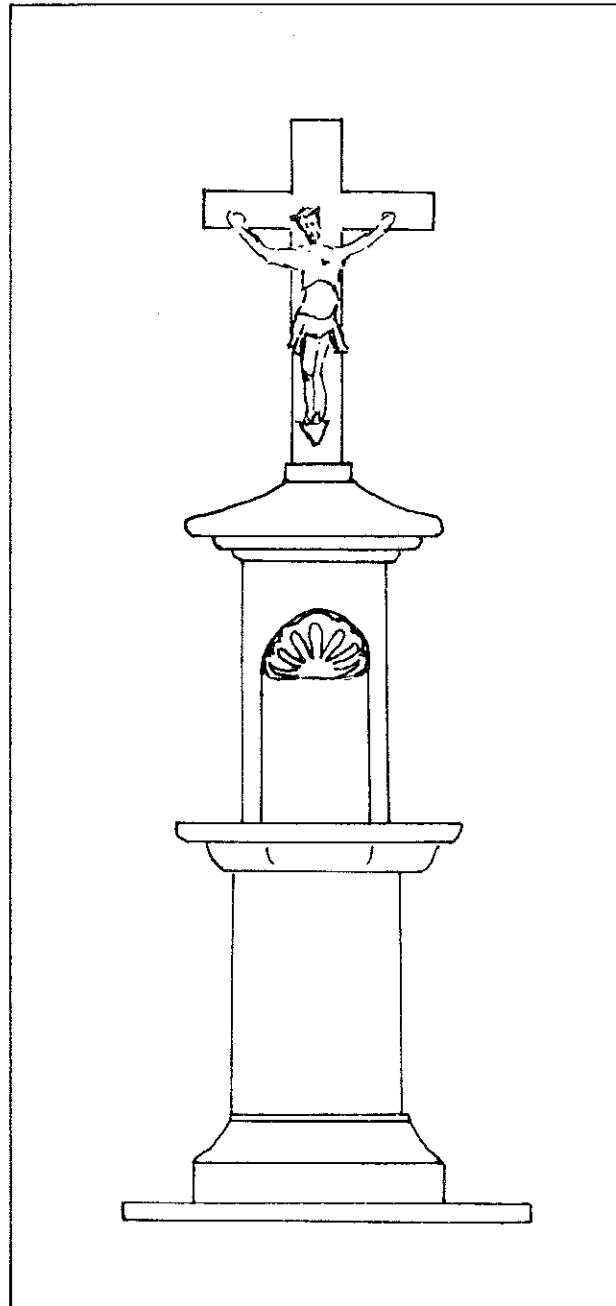


Die Familien Brungs und Mertens sind alteingesessene Familien. Sie gehören zu den Bergheimer Fischerstämmen.

A/7 Das Totenkreuz des Dechanten Strunck von 1797 stand ursprünglich auf dem Friedhof hinter der alten Bergheimer Kirche, wurde 1870 unter die Linde vor dem Portal der neuen Kirche versetzt und 1937 im Zuge des Straßenbaues abgerissen.¹⁷

Nach einer alten Postkarte bestand das Kreuz aus einer breiten Bodenplatte, einem steilkonkaven unteren Sok-

17 Vgl. A/1.



kel, einem unteren Schaft (Stipes), einer Altarplatte mit Konsole, einem oberen Schaft mit Nische, darauf ruhenden Gesimsen, einem flachkonkaven Dach, einer kleinen Standplatte, dem Kreuzaufsatz. Nur unklare Hinweise deuten auf einen Corpus hin.

Alle Bauelemente scheinen aus Stein, wahrscheinlich aus Trachyt, gewesen zu sein.

Bei Delvos¹⁸ finden wir folgende Inschrift: „Memoriae plurim. Reverendi Amplissimi et Eximii D. D. Godefr. Strunck, Decani Siegburg. et Pastoris. Hic obiit vir honorum dignus. A. D. 1797 26. Febr. aet. 63, sac. 39; Pastor 37. Dec. 26.“: „Zum Gedenken an den höchst ehrsam, geachteten und hervorragenden Herrn Gottfried Strunck, Dechant des Dekanates Siegburg und Pastor. Hier starb ein ehrwürdiger Mann Anno Domini (im Jahre des Herrn) 1797 am 26. Februar, im Alter von 63 Jahren, im 39. Jahr seines Priestertums; 37 Jahre war er Pastor, 26 Jahre Dechant.“¹⁹

Nimmt man diese Inschrift wörtlich, muß der Dechant auf dem Friedhof gestorben sein. Ist er auf dem Wege zwischen Kirche und Pastorat einem Herzschlag erlegen?

Er wird als eine besonders markante Persönlichkeit geschildert. Als 1796 die Franzosen unter General Jourdan in Bergheim ihr Lager aufschlugen und die Bevölkerung drangsalierten und ausplünderten, muß der Dechant sich für seine Leute tapfer eingesetzt haben. Im Pfarrhaus kam es zu einem heftigen Wortwechsel, der damit endete, daß ein Soldat den alten Priester zu erschießen versuchte. Die abgefeuerte Kugel ging glücklicherweise fehl und schlug in die Treppe des Pfarrhauses ein.

Ein knappes Jahr später verstarb er als hochgeschätzter Mensch und Priester.

Von seinem Totenkreuz wird behauptet, „daß es eine Kapsel mit einer Reliquie des hl. Donatus enthalte. Vor Jahren sei das Kreuz umgefahren worden, worauf sich die Kapsel gezeigt habe.“²⁰

Die Reliquie sollte den Ort vor Gewitter, vor allem vor Blitzschlag schützen. So wurde denn auch von den Dorfbewohnern steif und fest behauptet, das Dorf sei stets vom Blitzschlag verschont geblieben. Dagegen finden wir in den Gronewaldschen Aufzeichnungen²¹ berichtet, daß gerade in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts durch Blitzschlag mancher Schaden entstanden ist.

Gleichwohl erkennen wir hier wiederum die Abhängigkeit der bäuerlichen Bevölkerung von der Witterung und die Furcht vor den verheerenden Folgen des Blitzschlages. Und uns wird die Parallele zu den Wegkreuzen von 1686 deutlich, auf denen die Bewohner dieser Ortschaften durch Gebetsinschriften die Abwendung der Gefahr durch Blitz und Hagel erbitten.

A/8 Das Berggasser Wegekreuz von 1821 ist spurlos verschwunden.

Wir wissen von seiner Existenz durch Delvos²² und aus Gronewaldschen Notizen²³.

1896, als Delvos seine „Geschichte der Pfarreien des Dekanates Siegburg“ herausbrachte, war es noch da. Gronewald weiß zu berichten, daß es vor dem Hause des Juden Levy gestanden hat. Als dieser um die Jahrhundertwende sein neues Wohnhaus, einen stattlichen Ziegelsteinbau, errichtete²⁴, wurde es wahrscheinlich dort weggenommen. Leider weiß niemand, wo es hingekommen ist.

18 Delvos, S. 358.

19 Genau gesagt: G. Strunck wurde 1734 geboren, 1759 zum Priester geweiht, am 16. Mai 1770 zum Dechant der Christianität Siegburg ernannt; am 26. Februar 1797 ist er gestorben.

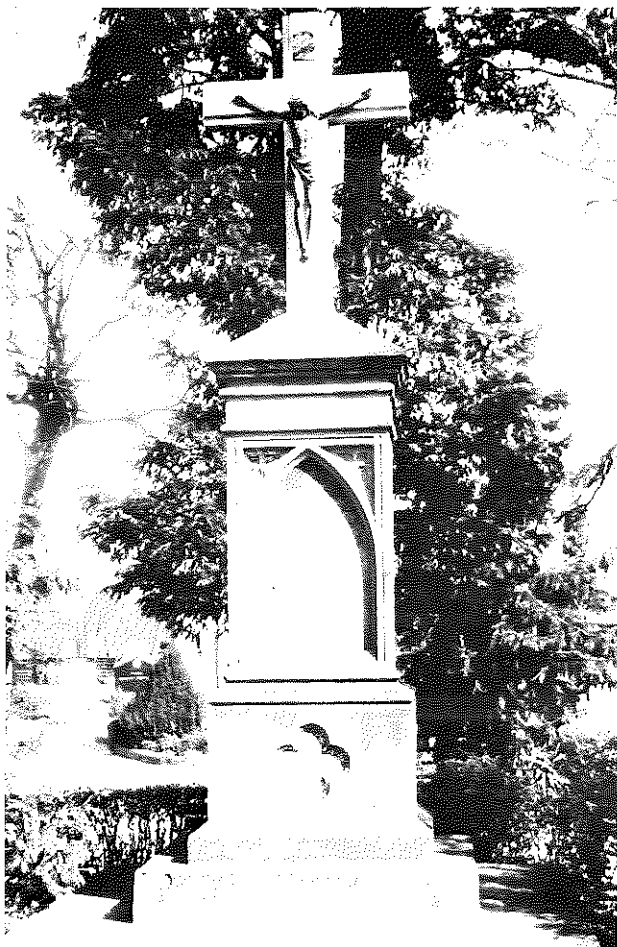
20 Gronewald, Chronik von Bergheim a. d. Sieg I, unveröffentlicht, S. 86.

21 Gronewald, S. 87.

22 Delvos, S. 358.

23 Chronik von Bergheim a. d. Sieg I, unveröffentlichtes Tagebuch, S. 86.

24 Es muß sich hierbei um das vor kurzem abgerissene Haus in der Bergstraße zwischen Kirche und Gaspers Saal gehandelt haben, Haus Nr. 8, genau links neben Kaspar Engels.



Die Inschrift lautete:

Dieses Kreuz ist aufgerichtet für den, der am
Kreuz für uns gestorben ist,
von Johann Müller, Maria Katharina Brodeßer,
Heinrich Neuhöfer, Margaretha Müller, Eheleut,
1821.

Die Familien Müller, Brodeßer und Neuhöfer sind sicher-
lich Bewohner der Bergstraße gewesen, die in ihrer
Nachbarschaft jenes Kreuz zu Ehren des Gekreuzigten
errichten ließen.²⁵

A/9 Das Friedhofskreuz von 1860 steht in der Mitte
des Friedhofes.

Als 1860/61 der neue Friedhof angelegt wurde, ließ
dortselbst die Pfarrgemeinde, d. h. der Bergheimer Pfar-
rer Georg Klein, ein Friedhofskreuz errichten.

Es wurde im November 1860 vom Kölner Bildhauer Jo-
sef Gummick erbaut und am Karfreitag 1861 einge-
weiht.²⁶

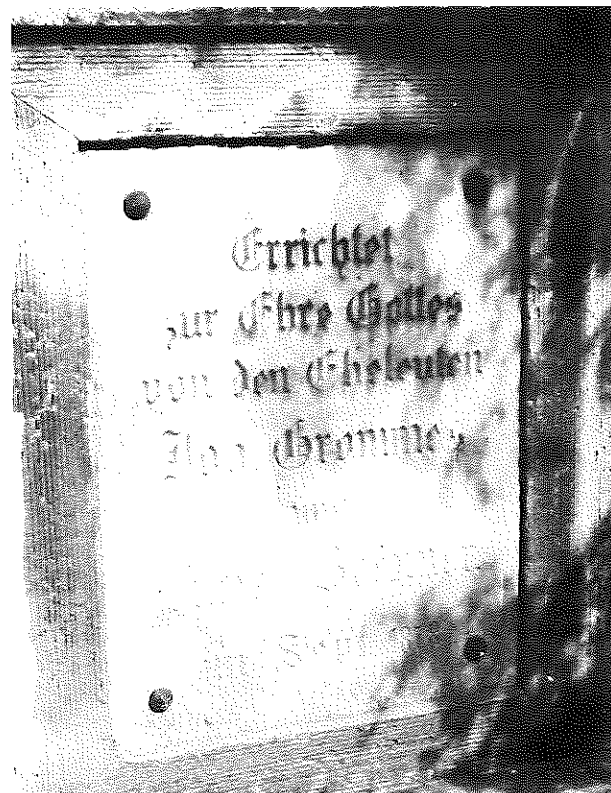
Es trägt die Inschrift:

Beati mortui	(Selig die Sterbenden,
qui in Domino	die im Herrn
moriuntur	entschlafen)

Dieses neugotische Friedhofskreuz steht auf drei-
fachem Sockel. Die beiden unteren Stufen sind aus Zie-
gelsteinen gemauert und dann verputzt. Darauf liegt die
natursteinerner Fußplatte. Der kurze untere Schaft wird
durch eine schlichte Rosette verziert. Auf einer dünnen
gegliederten Zwischenplatte folgt der schmalere obere
Schaft. In einem gotischen Spitzbogen trägt er die In-
schrift. Auf dem folgenden Gesims ruht das Dach. Den
Abschluß bildet der Kreuzaufsatz. Offensichtlich in
einem grauen Gestein erneuert, wurde er aus drei Ein-
zelteilen zusammengesetzt. Daran hängt ein Corpus
aus hohlem Blech.

Im übrigen wurde als Material für dieses Friedhofskreuz
ein gelber Sandstein verwendet, der später mit einer
grauen Farbe gestrichen wurde. Diese ist bereits wieder
abgefallen.

Alljährlich versammeln sich am Kirmesmontag und zu
Allerheiligen vor diesem Kreuz die Bergheimer Dorfbe-
wohner. Das ist eine alte Sitte. Als die Toten noch bei der
Kirche begraben wurden, zog man nach dem Kirmes-
gottesdienst bzw. am Nachmittag des Allerheiligen-
tages in stiller Prozession über den Kirchhof. Nachdem
der Friedhof auf die jetzige Stelle verlegt ist, zieht die
Prozession dorthin und gedenkt vor dem Friedhofs-
kreuz aller Verstorbenen.



²⁵ Der Johann Müller besaß das Haus Nr. 66; er war Nachbar des
Seligmann Hirsch, Nr. 64, in der Bergstraße. Nicht weit davon
wohnte die Familie Brodeßer, Nr. 85. So ist aus einem Verzeichnis
der Brandgeschädigten von 1814 zu ersehen.

²⁶ S. A. Schulte, Kirchen, S. 302.

A/10 Das sog. *Missionskreuz* von 1878 stand ursprünglich links neben dem rechten Seitenportal der damals fast neuen Bergheimer Kirche, von einem Eisengitter eingefriedet. Als die jetzigen Windfänge den Seitentüren vorgebaut wurden, mußte das Kreuz seinen alten Platz räumen und wurde hinter der Kirche wieder aufgestellt.

Nach Aussagen mehrerer Gewährsleute muß es sich bei diesem „Missionskreuz“ um ein steinernes Gliederkreuz gehandelt haben, d. h. es bestand aus den üblichen, bisher beschriebenen Gliedern, aus Teilstücken, nämlich einer Fußplatte, einem unteren Schaft, einer Zwischenplatte, einem oberen Schaft, dem Dach und dem Kreuzaufsatz.

Im Zuge der Verlegung ging der ursprüngliche Aufbau verloren. Anstelle des steinernen unteren Schaftes wurde ein Betonrahmen geschaffen, darin eine Marmorplatte mit der übernommenen Inschrift: Darauf wurde ein hohes schlankes Kreuz aufgestellt, das aber wahrscheinlich infolge von Kriegsschäden bereits wieder zerfallen ist. Zuletzt wurde, recht stilwidrig, ein Birkenkreuz errichtet, das den Corpus trug, eine Hohlplastik aus Blei.

Zu Beginn der nunmehrigen Renovierungsarbeiten an der Kirche wurde das Kreuz entfernt und der Corpus sichergestellt. Wir hoffen, daß das Kreuzesmal in einer würdigen Form wieder hergestellt wird.

Die Inschrift lautet:

Errichtet
zur Ehre Gottes
von den Eheleuten
Joh. Grommes
und
Lucia Brenner
im Sept. 1878

Dieser Text widerspricht der Bezeichnung „Missionskreuz“. Da es sich offensichtlich um eine private Kreuzesstiftung handelt, konnte bisher ein Zusammenhang mit den Volksmissionen des betreffenden Zeitraumes nicht erkannt werden.

A/11 Das *Grabmal des Bergheimer Pfarrers Georg Klein* von 1893 auf dem Friedhof zu Bergheim, links vor dem vorgenannten Friedhofskreuz, wurde von seiner Familie dort errichtet.

Auf einer niedrigen Fußplatte steht ein reichverzierter Sockel in Form einer neugotischen Kirche. Darinnen eingelassen finden wir eine verwitterte Marmorplatte, als gotisches Fenster dargestellt, mit der Grabinschrift.

Auf dem Sockel steht in Lebensgröße eine Statue des hl. Lambertus, des Pfarrpatrons von Bergheim, mit Stab und Evangelienbuch.

Das ganze Denkmal ist aus grauem Sandstein gefertigt.



159 Grabmal des Pfarrers Georg Klein von 1893

Die Inschrift lautet:

„St. Lambertus, ora pro nobis!
Zum christlichen Andenken an den hochwürdigen Herrn Jubelpriester Georg Klein, Pfarrer zu Bergheim, geboren den 27. Februar 1813 zu Donrath, gest. den 10. April 1893 zu Bergheim. RIP (= Requiescat in pace – Er möge ruhen in Frieden).“

Der Bergheimer Pastor Georg Klein, der am 1. September 1840 zum Priester geweiht wurde, hat sich sehr um die Bergheimer Kirche verdient gemacht. Er hat den Neubau der Lambertuskirche eingeleitet und durchgeführt. Als er 1893 starb, war die Kirche wohl versorgt und eingerichtet.²⁷

A/12 Das *Wegekreuz in Müllekoven* in der Straße „Zur Siegaue“ von 1931 steht auf dem Wege zum Sportplatz in der Mitte des Abhanges rechter Hand, in eine Mauer gefaßt.

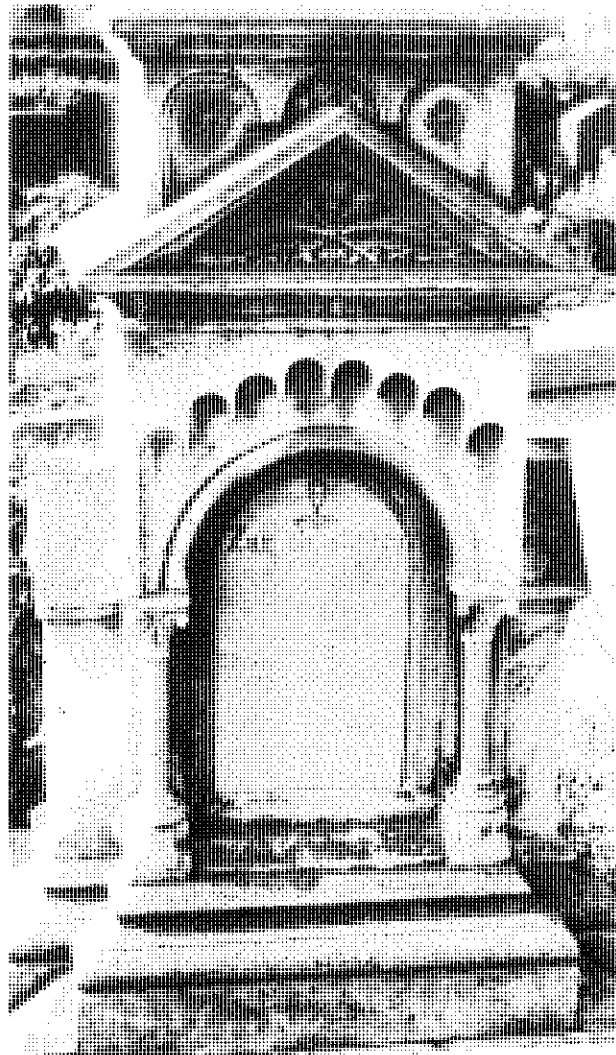
Der einfache Kreuzaufbau erinnert an ein Friedhofskreuz dieser Zeit. Auf einem Grundsockel folgt ein zweiter Sockel, darauf der Schaft, der in eine Standplatte übergeht, abschließend der Kreuzaufsatz. Daran hängt ein Corpus aus hohlem Metallblech. Alle Kreuzteile sind aus Kunststein hergestellt.

27 Dazu: A. Schulte, Kirchen, S. 237–306.



160 Grabmal des Pfarrers Georg Klein, St.-Lambertus-Statue

161 Stipes mit Inschrift



Auf dem Schaft lesen wir die Inschrift:

Im Kreuze ist Heil
Errichtet 1931

Es wird glaubhaft berichtet, daß jenes Kreuz aus folgendem Grunde errichtet wurde:

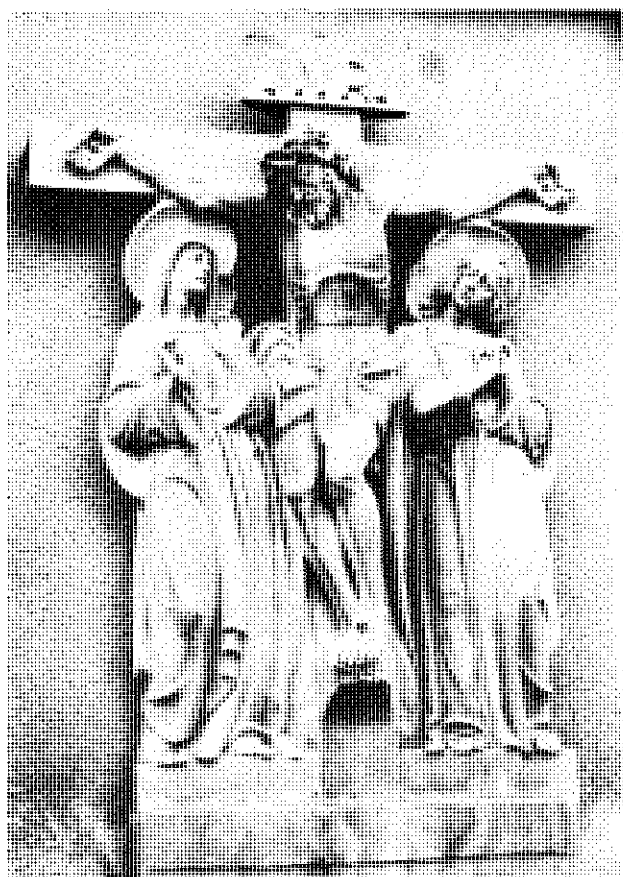
Eine Müllekovener Witwe bezog von einem Kohlenhändler ihr Heizmaterial, ohne bezahlen zu können. Sie ließ ihre Schuld anwachsen, bis schließlich ein Zahlungsbefehl kam, dem sie nicht nachkommen konnte. Da die Schuld etliche hundert Mark betrug, klagte der Händler die Summe ein, verzichtete aber zugleich auf die Auszahlung unter der Bedingung, daß als Gegenleistung ein Kreuz aufgestellt würde. Dieses sollte dort vor der Müllekovener Schule gebaut werden, wo bei der Himmelfahrtsprozession der Segen erteilt wird. Weil nun die Witwe die Kosten nicht aufbringen konnte, sprang ihr Bruder ein; aber er ließ das Kreuz dem Kohlenhändler zum Trotz nicht an der gewünschten Stelle, sondern am Hohlweg in die Niederung mitten in den Terrassenhang aufbauen, dem jetzigen Standort gegenüber.

A/13 Das Ehrenmal an der Nordseite der St.-Lambertus-Kirche zu Bergheim von 1934.

Über einem aus Bruchsteinen gemauerten Altartisch erhebt sich, an die Kirchenwand angelehnt und befestigt, eine Kreuzigungsgruppe: Unter dem am Kreuze hängenden Christus stehen Maria, die Muttergottes, und Johannes, der Lieblingsjünger und Evangelist.

Die als geschlossene Gruppe gearbeitete Plastik besteht aus gebranntem Ton.

Anstelle einer Inschrift lesen wir auf dem Sockel einfach und schlicht: 1914–1918.



162 Ehrenmal an der Lambertuskirche von 1934

Die Initiative zur Errichtung dieses Kreuzmales ging vom Bergheimer Pastor Hoven aus.

Heinrich Hermann Joseph Hoven wurde am 26. September 1883 in Geilenkirchen geboren, studierte von 1907–1911 Theologie und wurde am 11. März zum Priester geweiht. Als Kaplan wirkte er zuerst in Frechen, danach in Siegburg. Von 1931 bis 1953 war er Pastor in Bergheim, von 1947–1953 zugleich Dechant des neugegründeten Dekanates Troisdorf. Am 26. Februar 1954 starb er in Köln im Augustinerkrankenhaus. Auf dem Bergheimer Friedhof liegt er begraben.

Am 29. März 1931, auf Palmsonntag, wurde er als neuer Pfarrer von Bergheim eingeführt und entwickelte sofort einen bemerkenswerten Eifer. Schon in den ersten Monaten seiner Bergheimer Tätigkeit schuf er ein Jugendheim, schaffte für die Kirche neue Geräte und Einrichtungsgegenstände an, richtete Fortbildungskurse ein, reorganisierte die kirchlichen Vereine, holte fünf Ordensschwestern in ein neues Klösterchen, gründete einen Kindergarten und nahm sich in dieser Notzeit zu Beginn der dreißiger Jahre der Arbeitslosen an. Er versuchte, zunächst die zum Müßiggang verurteilten, verbitterten arbeitslosen Männer zu beschäftigen. Er lud sie zu einem „Freiwilligen Arbeitsdienst“ ein, mit dem er gegen ein geringes Entgelt aus der Staatskasse Wegebau- und Planierungsarbeiten in der Niederung durchführte, einen Teil des Steilhanges rodete, abflachte und urbar machte u. a. m.

Er begann damit, daß er die Umgebung der Kirche aufräumen ließ, und er griff dabei sofort den Gedanken und Wunsch mehrerer ehemaliger Kriegsteilnehmer auf, eine Kriegergedenkstätte herzurichten. Der Platz unter den Linden wurde gesäubert und als netter Kirchvorplatz hergerichtet, Bruchsteinplatten wurden gelegt und ein Altartisch gemauert. Hoven gab dann auch bald die Herstellung der Plastik in Auftrag, die im Jahre 1934 aufgestellt werden konnte. Kurz nach Allerheiligen desselben Jahres, am 4. November, wurde die Kreuzigungsgruppe feierlich eingeweiht. Seither dient sie als Gedächtnisstätte für die Kriegstoten, an der sich heutzutage am Volkstrauertag die Ortsvereine zum Totengedenken und zur Kranzniederlegung versammeln, und als Segensaltar bei der Gottestracht, der theophorischen Prozession am 4. Sonntag nach Ostern.

B/1 Das „Hötte-Heiligenhäuschen“, wahrscheinlich aus dem 18. Jahrhundert, stand am Ende der Bergstraße vor dem Fachwerkhaus der Familie Junkersdorf, die den Beinamen „de Hötte“ trägt.

Es war aus Ziegelsteinen errichtet, verputzt und getüncht; davor eine Kniebank aus Stein. In der Nische stand eine Madonna.

Vor diesem kleinen Muttergottesheiligtum wurde bei der Fronleichnamsprozession der vierte Segen erteilt. Das war immer ein besonderes Fest der Bewohner der Bergstraße, die dann einen reichgeschmückten Altar bauten und großartige Blumenteppeiche auslegten. Die Nachbarschaft feierte zugleich ihre eigene kleine Kirumes, noch als Berggasser Kirmes lebendig in Erinnerung. Heute wird der Fronleichnamsaltar, um wenige Meter verschoben, am Freizeithang aufgebaut.

Denn als 1953 das alte Fachwerkhaus renoviert wurde und einen neuen bimssteinernen Vorbau erhielt, wurde das Heiligenhäuschen entfernt. Eine idyllische Ecke der Bergstraße ist damit verschwunden. Zu unserem Glück hatte der Kölner Architekt und Maler W. Wegener wenige Jahre zuvor diese Partie der Bergstraße skizziert und so der Nachwelt erhalten.

Die Madonna wird von der Familie Junkersdorf noch immer liebevoll aufbewahrt, in der Hoffnung, daß sie doch noch eines Tages wieder in einem Winkel jenes Altberghheimer Straßenzuges Aufstellung findet.

B/2 Das Müllekovener Heiligenhäuschen in der Dorfstraße (Haus-Nr. 69), wahrscheinlich aus dem 19. Jahrhundert, steht, an die Fachwerkwand einer alten Scheune gelehnt, mitten im Ort im Bereich des ehemaligen Rittergutes der Herren von Leeroth, heute Knodderhof. Die Fachwerkscheune stammt aus dem 17. Jahrhundert. Auf der Hofseite lesen wir in einem Balken die Jah-

Stellen des Sockels herausschauen. Die Ziegelsteinfassade wurde vor die Scheunenwand gesetzt, die Nische in ein Gefach eingelassen. Früher beherbergte sie eine Madonna, die aus einem modellierten Kopf und einem Holzgestell bestand. Letzteres wurde mehrfach mit neuen Stoffkleidern umhüllt. Ein eisernes Gitterfenster verschloß die Nische. Das ganze Anwesen hat oftmals den Besitzer gewechselt. Der heutige Eigentümer, Frau Anna Schell, wohnt nicht mehr dort. Seit ihrem Wegzug ist das Heiligenhäuschen verwaist. Die Madonna wurde entfernt, die stets frischen Blumen verschwanden, das Gitter blieb unverschlossen. Heute wird das kleine Hei-



163 Hütte-Heiligenhäuschen, ca. 18. Jahrhundert. Zeichnung W. Wegener 1950

164 Müllekovener Heiligenhäuschen, 19. Jahrhundert

reszahl 1663. Dieser Balken wird sicherlich früher einmal die Oberschwelle einer Tür dieses Bauwerkes gebildet haben. Nach einigen Änderungen des alten Fachwerkes mag er später als Riegel an anderer Stelle wieder verwendet worden sein. Jedenfalls verraten Aufbau der Scheune und Konstruktion des Balkengefüges, daß jenes Bauwerk im 17. Jahrhundert entstanden sein muß.

Das Heiligenhäuschen wurde offensichtlich zu viel späterer Zeit, wahrscheinlich erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, errichtet. Es ist aus Ziegelsteinen gemauert, die unter dem zerbröckelnden Putz an einigen

ligtum von den Nachbarn versorgt und macht wieder einen gepflegten Eindruck.

B/3 Das Hammerheiligenhäuschen aus dem 19. Jahrhundert steht zu Beginn der Oberstraße dem Kindergarten gegenüber neben dem Hammerhof, einem ehemaligen Nesselrodeschen Gutshof, von dem es seinen Namen hat.

Der genaue Zeitpunkt der Erbauung des Heiligenhäuschens ist nicht mehr festzustellen. Es ist anzunehmen, daß es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als

die Ziegelbäckerei bei uns aufkam, von der Familie Schütz gebaut wurde. Meist wurde zu solchen Heilighäuschen der Fehlbrand verwandt.

Es steht auf einer hohen Grundplatte, bis vor wenigen Jahren von zwei hohen Ulmen flankiert, die leider dem großen Ulmensterben zum Opfer gefallen sind.

Es ist von strenger, symmetrischer Form, im Grundriß fast quadratisch, von einem pyramidenförmigen Dach mit kleinem Metallkreuz abgedeckt. Der inzwischen schadhafte Putz ist hellgrau getüncht. Sockel und Dach sind dunkelgrau abgesetzt. In der Nische, hinter einem Glasfenster, steht eine gipserne Madonna.

Vor dem Heilighäuschen wurde früher am Fronleichnamstag bei der Prozession der dritte Segen gegeben. Heute wird, um 100 m verschoben, gegenüber der Gastwirtschaft Schütz der Altar aufgebaut.

In letzter Zeit wurde das Heilighäuschen überholt und mit einem neuen Anstrich versehen.

B/4 Das Muttergotteshäuschen am Friedhof von 1870.

Es ist ein verputzter Bachsteinbau, weiß getüncht, mit grau abgesetztem Sockel und Dach. Darinnen steht hinter verschlossenem Gitter eine Madonna aus der alten Kirche.

Herr Michael Ludwig, Müllekoven, Auf dem Axberg, weiß davon folgendes zu berichten:

Als 1869 mit dem Bau der neuen Kirche begonnen wurde, stellte man die dazu nötigen Ziegel im Feldbrand her. Links neben der Mondorfer Straße, dort wo die Glockenstraße kreuzt, waren die Ziegelgruben, eine davon im Anwesen der Familie Peter Schell, die dadurch den Beinamen „de Kuhle“ erhielt. Der erste Brand ging fehl, vermutlich weil zu wenig Brandmaterial (Kohlengrieß) eingelegt wurde. Dieser mißratene Bleichbrand wurde teils verscheuert, teils verschenkt. Der damalige Kirchenrentant Müller veranlaßte jedenfalls, daß ein



165 Hammerheiligenhäuschen, 19. Jahrhundert

166 Muttergotteshäuschen am Friedhof von 1870

Teil dieser Steine zum Bau eines Heilighäuschens verwandt wurde. So entstand jenes beliebte Muttergotteshäuschen wahrscheinlich im Frühjahr 1870 und erhielt von der Kirche eine nicht mehr gebrauchte Madonna. Die neue Kirche wurde mit neuen Einrichtungsgegenständen ausgestattet. Die alten Bilder und Figuren verschwanden. Man begrub sie zum Teil auf dem

neuen Friedhof, zum Teil brachte man sie an anderen Stellen – z. B. in den Heiligenhäuschen – unter.

Hinter dem Heiligenhäuschen wurde eine Fichte gepflanzt, die zu einem hohen Baum emporwuchs und erst 1950 gefällt wurde. Die Familie Schell, die Wirtsleute vom „Bergheimer Fahr“, die wohl mit dem Kirchenrentanten Müller verwandt waren, übernahmen die Pflege des efeumrankten Kapellchens. Besonders die Anna Schell (et Renolds Ann) nahm sich dieser Arbeit an.

In der Hitlerzeit waren solche Stätten der Andacht von der Zerstörung durch die Partei bedroht. In dieser Zeit wurden mehrere Wegekreuze im Gemeindegebiet zum Verkehrshindernis erklärt und abgerissen. Die alteingesessenen Dorfbewohner aber liebten ihre überkommenen Denkmale und versuchten, sie zu erhalten. Als im

tümer wurde. In privater Hand konnte das Heiligenhäuschen überdauern.

1965 wurde der Efeu entfernt, da er das Gestein zersetzte, und das ganze Häuschen von Herrn M. Ludwig verputzt.

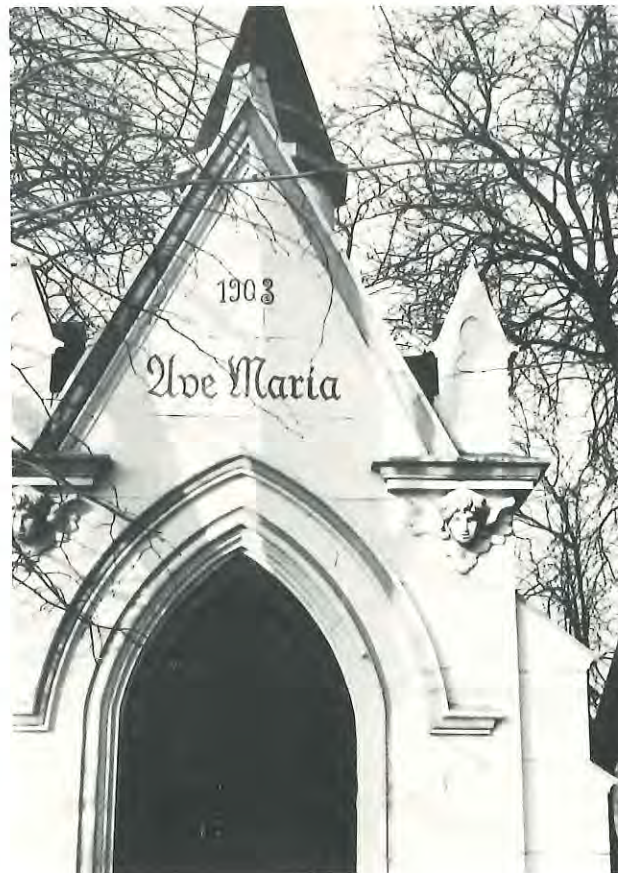
Heute noch wird das kleine Kapellchen von der Nachbarschaft versorgt und von der Familie Engels wie ein Kleinod mit besonderer Liebe gepflegt.

B/5 Das Heusersheiligenhäuschen von 1903 steht außerhalb des Ortes zwischen Obstgärten und der großen Grube des Kieswerkes Mondorf im äußersten Norden der Gemarkung Bergheim/Mülleken an der Mondorfer Grenze, von Linden und Vogelkirschen umgeben.



167 Heusersheiligenhäuschen von 1903

168 Ausschnitt des Eingangsbereichs



Es ist ein richtiges Kapellchen, knappe 4 m lang, etwa 2,50 m breit, hat ein kreuzförmiges Dach und über dem kleinen Altarraum ein Türmchen, das eine Gesamthöhe von nahezu 5 m erreicht. Mit seinen spitzbogigen Fenstern, seitlichen Strebepfeilern, kleinen Dachhäubchen mag es den Eindruck eines neugotischen Bauwerkes vermitteln. Innen steht ein kleiner Marienaltar, stets mit Blumen geschmückt, davor eine hölzerne Kniebank. Der Raum ist eng, nur wenige Leute können im Kapellchen Platz finden.

Jahre 1939 die Landzusammenlegung durchgeführt wurde, sollten die Wegekreuze und Bildstöcke in eigene Parzellen erfaßt und aus dem Privateigentum ausgeklammert werden. Die ortsansässigen Landmesser aber operierten geschickt und schlugen den Grund und Boden, auf dem das Muttergotteshäuschen stand, dem Anwesen des Michael Ludwig zu, der damit der Eigen-

Vorne schließt den Innenraum ein schmiedeeisernes Gitterwerk ab, das jederzeit einen Durchblick gewährt.

Dahinter findet sich, in den Boden eingelassen, eine Tafel; darauf lesen wir folgende Inschrift:

1903
Stiftung der Familie Pohl
Eitorf – Sieg
Ausführung Gebr. Heuser
Mondorf

Der Stifter Everhard Pohl stammte aus Mondorf; dort wurde er geboren, dort wohnten seine Verwandten, dort verlebte er seine Kindheit und Jugendzeit. Als älterer, reifer Mensch gedachte er seiner Mondorfer Zeit und wie er einmal als junger Mann durch die Flur zog, mit sich selbst uneins, welchen Beruf er erlernen sollte. Da kam es an jener Stelle zu einem entscheidenden Gespräch mit einem Bekannten, der ihm riet, Buchdrucker zu werden. Everhard Pohl ist diesem Rat gefolgt und hatte in seinem Beruf Erfolg. Er gründete später in Eitorf eine angesehene Buchdruckerei und brachte dort u. a. die Eitorfer Zeitung, ein Lokalblatt, heraus.

In dankbarer Erinnerung ließ er darum in hohem Mannesalter dort, wo er einst inmitten blühender Obstbäume seine Berufsentscheidung getroffen hatte, das Marienheiligtum bauen. Er beauftragte seine Mondorfer Verwandten, die Bauleute „W. Heuser und Söhne“, mit der Planung und dem Bau des Kapellchens, das später der Eitorfer Maler Müller innen ausmalte.

Die Familie Heuser aber übernahm die Instandhaltung und die Pflege des kleinen Heiligtums, und sie versorgt es heute noch mit viel Liebe und Fleiß.

In Bergheim wird dieses Kapellchen als „Strichsponselhühüsche“ bezeichnet, von dem die Legende folgendes berichtet:

Ein unbenannter Ackersmann hatte sein Mittagsbrot verzehrt, als er bemerkte, daß mit dem Brot giftige Schwefelhölzer (Strichspön) eingepackt waren. Da ergriff ihn Panik. Er glaubte sterben zu müssen. In seiner Not rief er die Muttergottes um Hilfe an. Er gelobte, ihr an dieser Stelle ein Kapellchen zu bauen, wenn sie ihn durch ihre Fürbitte erretten würde. Das Wunder geschah; der Ackersmann blieb vor dem Vergiftungstode bewahrt. Er löste sein Versprechen ein und baute jenes Votivzeichen.

Allein die Bergheimer irren, wie vorbeschriebene Tatsachen beweisen.

Die eben berichtete Legende wird übrigens von den Mondorfern dem Rheidter Heiligenhäuschen mitten im offenen Feld bzw. dem dort verehrten hl. Antonius zugeschrieben.

Schon bald nach ihrer Erbauung erfreute sich die Marienkapelle großer Beliebtheit. Immer wieder zogen stille Beter dorthin, um ihre Anliegen der Gottesmutter vorzutragen. Der beschauliche Ort, in der Talmulde

eines alluvialen Rheinarmes gelegen, wurde darum auch vom Volksmund „Marientälchen“ geheißen.

Im Jahre 1910 fand dort ein besonderes Ereignis statt: Am Feste Mariä Himmelfahrt zogen die Stifterfamilie und die Verwandtschaft in festlichem Zug zur Feldkapelle. Der Mondorfer Pfarrer und Jubelpriester Baldsiefen nahm die feierliche Einweihung des Muttergottesheiligtums vor.

Seither haben sich viele Menschen an jenem stillen Plätzchen im Schatten der Linden zur beschaulichen Rast und zu frommem Gebet eingefunden.

Zur Zeit aber rückt die Kiesbaggerei gegen das kleine Heiligtum vor. Wo sich früher Obstgarten reihte, gähnt nun das tiefe Baggerloch. Ruhe und Beschaulichkeit sind dahin. Der kurze, vor einem Maschenzaun jäh endende Weg lädt kaum mehr den Wanderer und Vorüberziehenden zu einem Besuch des Heiligenhäuschens ein.

169 Bildstock am Kirvelsberg von 1952

170 (Nebenseite) Madonnenkapellchen am Schildchen von 1965



B/6 Das Bildstöckchen am Kirvelberg von 1952 steht am Hohlweg, der vom Ende der Rheindorfer Straße auf den Sommerdeich der Niederung führt.

Zu Beginn der fünfziger Jahre setzte unter dem Bergheimer Kaplan Kalkert in der hiesigen Pfarre eine rege Marienverehrung ein, die von der Schönstattbewegung getragen wurde. Damals beschlossen die Jugendgruppen, ein Bildstöckchen zu errichten. Mehrere Jugendliche gingen auch gleich zu Werke: Ein junger Schreiner fertigte das Holzkreuz an, an das ein Bild der Schönstatt-Muttergottes angeheftet wurde. In den oberen Teil des Kreuzes wurden die Buchstaben MTA (mater admirabilis = dreimal wunderbare Mutter – das Schönstätter Zeichen), aus Eichenholz mühsam geschnitzt, eingelassen. Unter der sachkundigen Anleitung des Müllekoverer Maurers Theodor Grommes errichteten die jungen Burschen die Mäuerchen, rodeten den gestrüppreichen Hang, pflanzten etliche Ziersträucher und schufen auf diese Weise eine nette Anlage, die bald viele Leute anzog.

Im Jahre 1952 wurde um Bergheimer Kirmes das Mariendenkmal eingeseget. Seit dieser Zeit zieht ein-

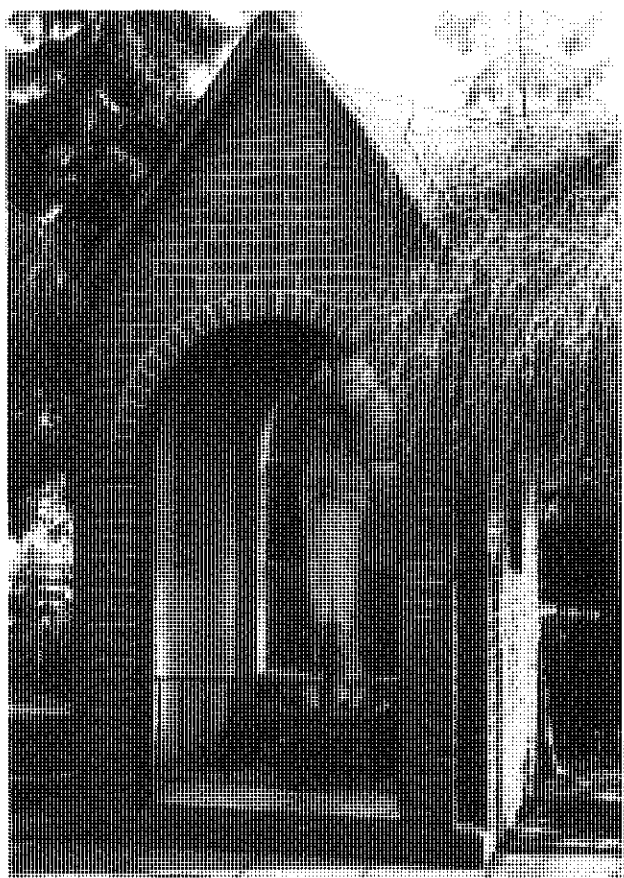
ist an seine Stelle getreten. Es trägt eine Bronzeplatte mit dem Bild der Schönstattmadonna und der Gebetsformel „Bitte für uns“. Darunter lesen wir auf dem Holzschaft die Inschrift „Dank durch Treue“.

Heute wird das Kultmal von Mitgliedern der KAB unterhalten und gepflegt.

B/7 Das Madonnenkapellchen am Schildchen von 1955.

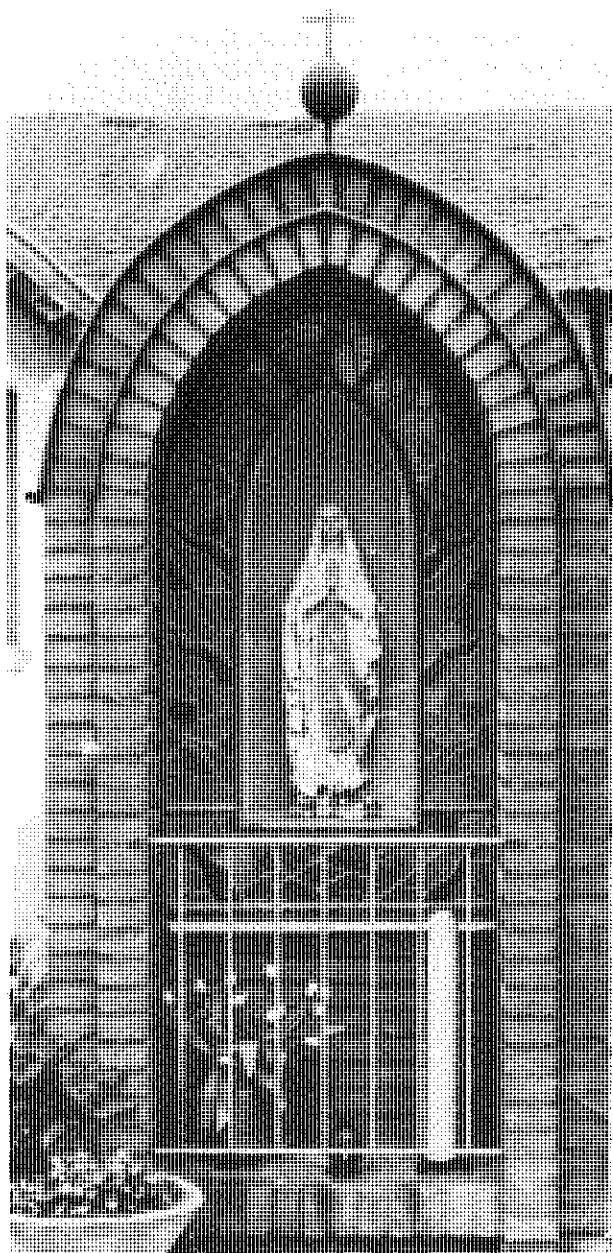
Der Initiator zum Bau dieses Mariendenkmals war Franz Morgenroth, der wie viele Dorfbewohner an der unteren

171 Muttergotteshäuschen am Zweifelshof von 1960



mal im Jahr, am 1. Mai, die Pfarre in feierlicher Prozession zu einer Marien-Andacht dort hin.

Das erste Holzmal ist bereits, von Wind und Wetter heimgesucht, verfallen. Ein neues hölzernes Denkmal



Sieg in den fünfziger Jahren, ein besonderer Verehrer der „Jungfrau der Armen von Banneux“ war. Er zog umher, sammelte Spenden, kaufte die lebensgroße Banneux-Statue und schuf so den ersten Grundstock für die Erstellung der kleinen Kapelle.

Er bewog ferner den Kaufmann Nikolaus Schlich, den Baugrund zu stiften. Der Architekt Joh. Jos. Flory entwarf den Bauplan und holte die Baugenehmigung ein.

Die Bergheimer Handwerker führten dann den Bau aus: Der Bauunternehmer Heinrich Ludwig legte das Fundament und übernahm die Maurerarbeit; der Fliesenleger Joh. Engels verlegte die Platten; der Dachdecker Wilhelm Ludwig schuf das Dach und der Schlosser Willi Fuchs das Gitterwerk.

Für den Weihnachtsschmuck sorgt jährlich Jakob Walter. Und die Pflege des Kapellchens hat seit der Erbauung im Jahre 1955 die Familie Morgenroth ausgeübt; so hält es die Witwe des Franz Morgenroth heute noch. Wenn am 1. Mai die Prozession zum Bilderstöckchen zieht, hält sie jedesmal am Banneuxkapellchen zu einem kurzen Gebet inne.

B/8 Das Muttergottesheiligenhäuschen am Zweiffels-

hof von 1960 steht vor dem alten Fachwerkhof der Herren von Zweiffel.

Es wurde gebaut im Jahre 1960. Es trat an die Stelle eines alten baufälligen und windschiefen Muttergotteshäuschens, das aus schwerem Bruchstein aufgeführt und später verputzt worden war. Vielleicht stammte es aus dem 18. oder gar dem 17. Jahrhundert.

Ende der fünfziger Jahre gaben die Geschwister Maria und Elisabeth Grommes dem Architekt Johann Josef Flory den Auftrag, eine Genehmigung zum Abbruch des kleinen, nicht mehr erhaltungswürdigen Heiligtums einzuholen und den Plan eines neuen, größeren Kapellchens zu entwerfen. Die Zeichnung wurde von der Baubehörde genehmigt und die Abbruchgenehmigung nach langem Zögern erteilt. Dies ist nur der Zähigkeit und dem Einsatz des Architekten zu verdanken. Nun konnten der Neffe der Geschwister Grommes, der Theo Pilger, und sein Freund Heinrich Engels, beide noch Lehrlinge, den Neubau 1960 beginnen und vollenden. So entstand jenes freundliche Heiligenhäuschen, aus roten Klinkern akkurat aufgebaut, in das die Stifter eine Figur der Lourdes-Madonna aufstellten.

Bei der Müllekovener Himmelfahrtsprozession wird an dieser Stelle der Segen erteilt.

Die „Friedrich-Wilhelms-Hütte“ Troisdorfs jüngster Ortsteil

Von Albert Schulte

„Die Hött“, der fortschrittliche, aber ungeliebte Nachbar

Bei der Zusammenlegung der Gemeinden Sieglar und Troisdorf im Jahre 1969 wurden diesem neuen, stattlichen kommunalen Gebilde zwei weitere Ortschaften zugeschlagen, die bislang anderen Nachbargemeinden angehört hatten. Altenrath, die vielleicht älteste der heutigen zehn Ortsteile Troisdorfs, hatte bisher sein Bürgermeisteramt in Lohmar gehabt, und Friedrich-Wilhelms-Hütte, der eindeutig jüngste Stadtteil von Troisdorf, gehörte seit eh und je zum Amt Menden.

Daß „die Hütte“ – von der Muttergemeinde Menden durch die Sieg getrennt und von dort aus lange Zeit nur durch eine Fähre erreichbar – nie zu dem viel näheren und in wenigen Minuten zu Fuß erreichbaren Troisdorf gehörte, hängt eben mit dem sich bis in unser Jahrhundert hinein ständig verändernden Bett der unruhigen, oft Hochwasser führenden Sieg zusammen. Bis in das hohe Mittelalter hinein verlief das Siegbett viel weiter nördlich als heute, nämlich unmittelbar am auch heute noch deutlich erkennbaren Rand der Niederterrasse, jenem Hang, der sich von Troisdorf aus fast ununterbrochen über Oberlar, Sieglar, Eschmar, Müllekoven und Bergheim bis zum Rhein hinzieht. „Die Hütte“, hätte es sie damals schon gegeben, hätte auf dem südlichen Ufer der Sieg gelegen. Noch 1890 schrieb Pfarrer Maassen: „Interessant ist, daß Menden jetzt auf dem linken, vor etwa 200 Jahren aber auf dem rechten Ufer der Sieg gelegen war. So sehr hat der Fluß seinen Lauf geändert. Ein im 89. Jahr stehender Fährmann überliefert darüber, was sein Urgroßvater erzählt hat, nämlich: ‚Die Sieg floß von Siegburg-Mülldorf an der Hasenkaule vorbei, an der Freiheit, einem Asyl für Verbrecher, am Hohlenberge, wo damals der Urgroßvater Hinterkäuser die Fähre von der Abtissin zu Vilich hatte, durch die Mar auf Geislar und Vilich zu in den Rhein. Menden lag also damals auf der anderen Siegseite.‘ Noch heute sind an der unteren Sieg die merkwürdigsten Stromveränderungen wahrzunehmen.“

In der Tat bildete bis zur großen politischen Flurbereinigung des Jahres 1969 denn auch nicht der Sieglauflauf selbst, sondern der nördliche Siegdamm die Gemeindegrenze zwischen Sieglar und Meindorf. Dort, wo sich heute Ortschaft und Eisenwerk Friedrich-Wilhelms-Hütte erstrecken, weideten noch bis vor 150 Jahren die Mendener Kühe.

Aus einem Kaufvertrag der Jahre zwischen 1824 und 1833 erfahren wir etwas über die „etwa 60 Morgen Gras- und Waldland im Mündungsgebiet zwischen Agger und Sieg zu beiden Seiten des Mühlengrabens“, auf denen heute Werk und Ortsteil Friedrich-Wilhelms-Hütte und Aggerdeich liegen: „Das Land hatte bisher als

Kuhweide gedient und war eine Allmende. Die Mendener Scheffen ließen sich durch einige ewig murrende Bauern von ihrem Vorhaben nicht abbringen und gaben sich mit einem geringen Preis zufrieden, denn der Boden lag jenseits der Sieg an der äußersten Dorfgemarkung, wurde von den Kuhhirten nur selten aufgesucht und war bei dem Reichtum der Gemeinde an Weideland wohl zu entbehren.“ Die Flurbezeichnungen „an de Kohweed“ und „et Kohbröckelche“ erwecken noch heute bei älteren Einheimischen nostalgische Erinnerungen an „Räuber- und Schanditzspielen“ in den zahlreichen Hecken und Büschen „op de Hött“, an nicht seltenen Balgereien, auch Schlägereien zwischen den traditionell, aber auf unschädliche Art verfeindeten Jungbänden des Sieglarer Oberdorfs und der Hütter „Kolonie“ und an das „Essentragen“, das noch bis in unsere fünfziger Jahre hinein erfolgte, nämlich daß die Kinder nach der Schule ihrem auf der Hütte arbeitenden Vater, meist zu Fuß, später per Fahrrad im warmen, zweitöptigen „Henkelmann“ das zu Hause zubereitete Mittagessen brachten.

Dabei war die Wegverbindung zur Hütte, wenigstens von Sieglar aus, alles andere als gut. Mit öffentlichen Verkehrsmitteln war sie überhaupt nicht zu erreichen – war aber Haltepunkt der Reichsbahn. Der „Schmelze Wäch“ (heute auch so geheißen) war durch die von den schweren Schlagkarren der Bauern verursachten tiefen Fuhrgeleise in einem schier unbefahrbaren Zustand, und dies galt für Fahrräder ebenso wie Heuwagen (= Handwagen). Am ehesten ging es noch von der Sieglarer Mühlengrabenbrücke aus über die heutige Hüttenstraße zum Siegdamm, dann über diesen, bei Regen ebenfalls mit großflächigen Pfützen versehenen Damm, der zum Slalomfahren zwang, bis zur Barriere an der Eisenbahnbrücke, wo man eine etwas bessere Straße erreichte. Kurz vor dem Werkseingang an der Mendener Straße war dann noch die sehr übelriechende und auch so aussehende Kläranlage der Fabrik zu passieren. Diesen Weg benutzten auch alle von Sieglar nach Siegburg radelnden Handelsschüler, Lehrlinge und Gymnasiasten, und zwar weiter zum Aggerdeich, über den Steg der Eisenbahnbrücke, den Brückberg hoch, am Siegburger Zuchthaus mit seinen großartigen Gemüseplantagen vorbei in die Kreisstadt hinein. Auf diese Weise konnte man, wenigstens im Sommer, die Schülermonatskarte der Kleinbahn Sieglar–Siegburg für 4,20 Mark sparen und unterwegs noch allerlei erleben. Einem Auto begegnete man – und auch nur wenn man Glück hatte – allenfalls auf der kurzen Strecke zwischen der Mendener Brücke und dem Aggerdeich.

Bis nach 1900 legten die auf der „Schmelz“ arbeitenden Männer aus Sieglar, Eschmar und Bergheim, ja sogar

aus Mondorf und Rheidt diesen Weg zu Fuß zurück, bis dann das Fahrrad aufkam. Vom Großvater des Verfassers, der als Maurer auf der Hütte arbeitete, wird berichtet, daß er nach einem zwölfstündigen Arbeitstag auf der Hütte mit zweistündigem Fußmarsch hin und zurück – zu Hause angekommen – gar nicht erst sein (selbstgebautes) Heim betrat, sondern sich von der ältesten Tochter die angezündete Petroleumlampe reichen ließ, um dann im Schein der Lampe seine „Örtchen“, kleine Ackerparzellen, zum Gemüsepflanzen und Kartoffelsetzen herzurichten. Danach kamen einige Stunden Schlaf und wieder der Fußmarsch zur Hütte.

Das Fahrrad, das ihre Besitzer so abgöttisch pflegten wie wir heute unsere Autos, war ein großer Fortschritt. Im Winter wurden morgens und abends die Fahrradlampen mit Karbid und Wasser gefüllt, und manche haben noch heute die in einem warmen Gelb vor den Radfahrergruppen flackernden Lichtkreise vor Augen. Die müde von der Arbeit in kleinen Gruppen nach Hause radelnden Männer sprachen unterwegs kaum miteinander, schienen sich aber auf eine unausgesprochene Weise zusammengehörig zu fühlen. Wenn sie im letzten Krieg – jetzt schon mit Dynamolampen ausgerüstet – so gegen vier oder fünf Uhr morgens an der Scheinwerferstellung an der „Kolfs Krömm“ (an der Hüttenstr.), oft bei Regen, Schnee und Kälte, vorbeiradelten, riefen sie dem dort Wache stehenden, in der Dunkelheit für sie gar nicht sichtbaren, blutjungen „Luftwaffenhelfer“ (und Verfasser dieses Aufsatzes) ein knappes, aber aufmunternd gemeintes „Morje“ zu, daß dann etwas zaghafter, aber ebenso herzlich erwidert wurde. Alle hatten damals ihre Sorgen und man wußte umeinander.

Nein, „de Hött“, mochte sie technisch und wohl auch vom „politischen Bewußtsein“ her die wohl „fortschrittlichste“ Ortschaft an der ganzen unteren Sieg sein und auch wenn sie vielen Familien Arbeit und Brot gab und selbst wenn sich dort mehr Anhänglichkeit an „ihr“ Werk entwickelte als etwa bei der Troisdorfer „R.W.S.“ (heute Dynamit Nobel), geliebt wurde die Hütte in den umliegenden Dörfern nicht. Die für damalige Verhältnisse höchst ansehnlichen Arbeiter- und Angestellten-siedlungen „rude onn schwazze Kolonie“ klangen nicht eigentlich übel im Ohr, eher fremdartig, auf merkwürdige Weise nicht dazugehörig, auf keinen Fall anheimelnd. Sicherlich spielte dabei auch eine Rolle, daß viele Arbeiter von auswärts zugezogen waren, daß sie das einheimische Platt erst lernen mußten, vielleicht daß viele von ihnen evangelisch waren und auch, daß sie nicht, wie hier durchweg üblich, ein eigenes Häuschen und etwas Ackerland besaßen. Wer von der Hütte aus nach Sieglar heiratete, mußte wohl oder übel mit dem etymologisch unerklärlichen Spotnamen „Hötte-Matötte“ leben.

Die „Hött“ war eben – im Vergleich zu den alten Siegdörfern – den Kinderschuhen noch nicht entwachsen, oder vielmehr in der Pubertät mit für unsere Gegend neuartigen Wachstumsschwierigkeiten. Aber alles, was für unsere Urgroßväter neu und ungewohnt war, war ihnen zunächst nicht geheuer und brauchte lange Zeit, bis es akzeptiert wurde.

Die Entwicklung des Eisenwerkes 1824–1843

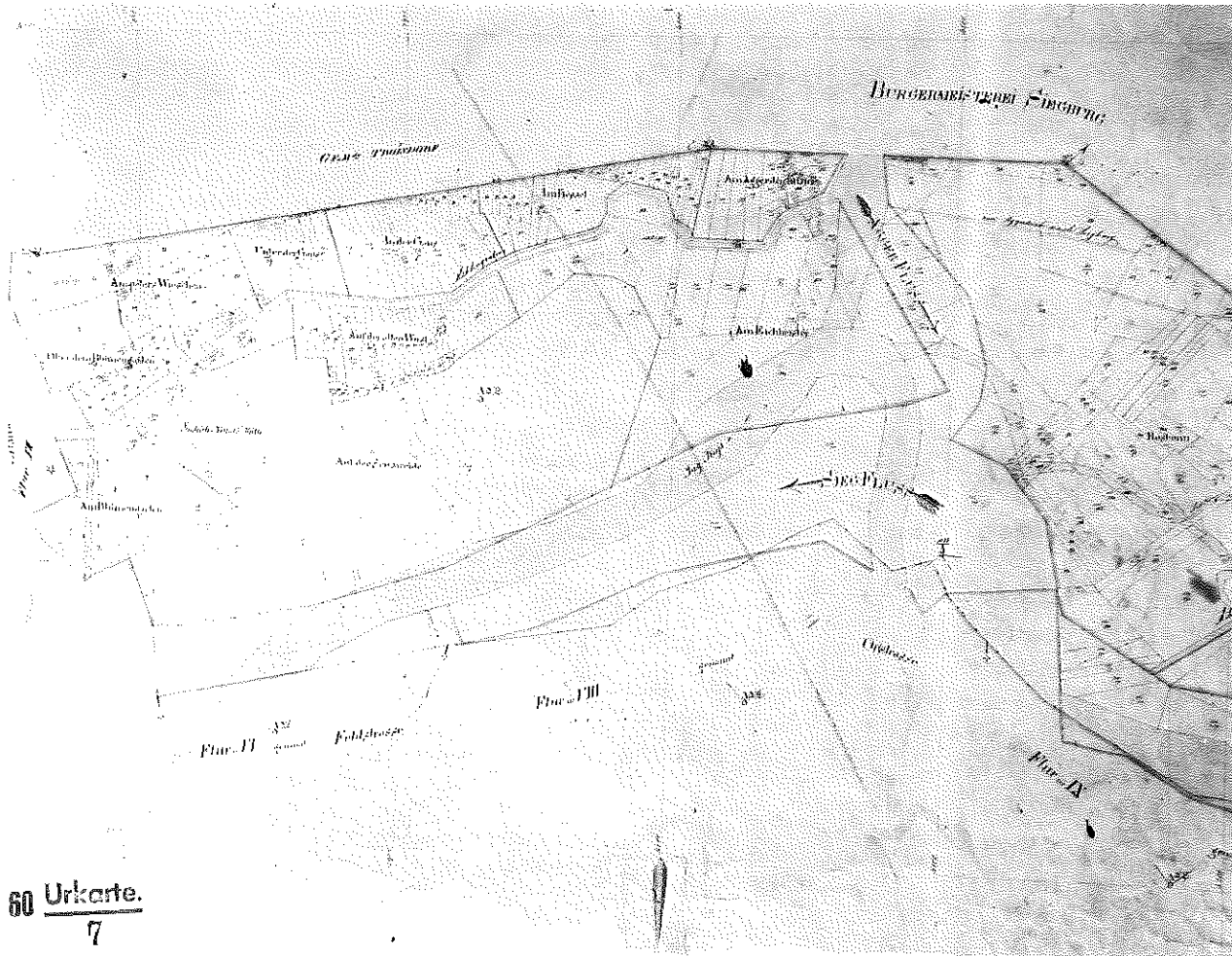
Von keinem der zehn Ortsteile der Stadt Troisdorf kennt man das Jahr der Gründung, auch nicht vom jüngsten Ortsteil, unserer „Friedrich-Wilhelms-Hütte“, selbst wenn das gute Dutzend Artikel, das bisher über die Geschichte der Hütter erschienen ist (und die inhaltlich größtenteils voneinander abhängig sind) recht einmütig 1825 als das Gründungsjahr ansehen.

Wir wagen hier die Behauptung, daß von einer *Ortschaft*, also einer Wohnsiedlung von Menschen, erst nach 1843 geredet werden kann, und auch die ersten Fabrikgebäude sind schwerlich vor 1833 in Angriff genommen worden. Und was den Namen dieses auf der Mendener Kuhweide entstandenen industriellen und bald auch kommunalen Gebildes angeht, so tapen wir auch hier im Dunkeln. Mehr raten als behaupten tun wir hiermit, daß Johann Wilhelm Windgassen seine erst noch zu erstellende Fabrik, den Hochofen – dem damaligen König von Preußen zuliebe und zu Dank – „Friedrich-Wilhelms-Hütte“ nennen wollte und daß er gern gesehen hätte, daß die um das Werk herum zu erwartende Arbeitersiedlung nach ihm selbst „Neu-Windgassen“ benannt wurde. Freilich hielt sich der Name Neuwindgassen nur so lange, wie der Geometer Windgassen selbst noch etwas mit dem Werk zu tun hatte. Eigentlich existiert er nur auf den von Windgassen selbst gezeichneten Lageplänen und Karten. Zu Windgassens Zeiten ist kein Wohnhaus auf der Hütte gebaut worden, aber dem Namen Friedrich-Wilhelms-Hütte ging es auch nicht viel besser. An sich sollte der Hochofen, das Werk so heißen. Stattdessen ging er später auf die sich um das Werk entwickelnde Ortschaft über.

Was war geschehen? Am 23. Januar und wieder am 10. April des Jahres 1824 hatte der in Vilich wohnende Geometer Johann Wilhelm Windgassen vom Staate Preußen den Mühlengraben vom Aggerdeich bis an seine Mündung in die Sieg beim „Bergheiner Fahr“ einschließlich der Sieglarer und Eschmarer Mühle erworben. Am 21. November 1825 erhielt er vom Königlichen Oberbergamt in Bonn und am 28. Dezember auch vom Innenministerium in Berlin die Erlaubnis zur Anlage einer „Eisenhütte mit Hochofen, Walz- und Reckwerken“ bei Menden. „Dieser Tag“, so schreibt Rolf Müller, „gilt als der eigentliche Gründungstag der Hütte.“ „Dementsprechend“, so Trippen, „wurde dann auch die Anlage errichtet.“ Anderswo ist „von einer ersten Blüte des Werkes“ schon seit 1825 die Rede und wir haben sehr anschauliche Berichte über Schmelzvorgang, Holzkohlen- und Eisenerzgewinnung und -transport, und auch der Verfasser dieses Aufsatzes wiederholte verschiedentlich die Mär vom „rasch aufblühenden Werk“, angeblich schon in den Jahren 1825–1840.¹

Windgassen war 1824 vertraglich verpflichtet worden, „die beiden Mühlen besonders zur Anlage eines Eisenwerks zu benutzen“ und ferner „innerhalb zweijähriger

¹ Siehe Literaturverzeichnis am Ende des Aufsatzes. Wegen des geringen Umfanges der dort genannten Artikel, die ein leichtes Nachschlagen der hier gebrachten Zitate ermöglichen, wurde auf eine Literaturangabe im einzelnen verzichtet.



Frist von heute an gerechnet die Eisenhütte bei den Mühlen wirklich anzulegen, wohingegen aber die Königliche Regierung berechtigt sein soll, diesen Kontrakt aufzulösen, wenn nach Verlauf von zwei Jahren mit der Anlage des Eisenwerks noch nicht fortgeschritten sein sollte.“

Nun hat Windgassen nach 1824 weder in Sieglar noch in Eschmar gebaut, noch ist er mit seinen Plänen überhaupt recht vorangekommen. Erstaunlich bleibt, daß die Regierung nicht einschritt. Wahrscheinlich kam Windgassen dabei zugute, daß er jahrelang für das Bonner Oberbergamt als Geometer und Markscheider gearbeitet hatte, also beste Beziehungen zur Behörde besaß. Er muß – Akten fehlen leider – von Bonn aus die Erlaubnis bekommen haben, seine zukünftige Fabrik nicht in der Sieglarer Mühle, sondern an der Sieg gegenüber Menden zu errichten.

Damit gewann er einen kürzeren Transportweg für das aus dem Pleistal kommende Erz, er brauchte es einmal weniger umzuladen, und der Abtransport der fertigen Eisenprodukte war auch einfacher: Es gibt zumindest auf dem Papier ein Magazin am Siegufer und eine weitere vage Notiz aus dem Jahre 1842, daß Windgassen

172 Urkarte Obermenden, Bereich Agger-Sieg-Mühlengraben, 1821. Spätere Eintragungen der Gebäude der FWH

auch an der Siegmündung bei Mondorf einen „Magazinplatz“ erworben oder gepachtet hatte. Offenbar hoffte er, seine Fertigwaren die Sieg hinunter zum Rhein transportieren zu können, was vom Siegufer bei Menden aus viel leichter zu bewerkstelligen war als von der Sieglarer Mühle aus. Immerhin bleibt festzustellen, daß die ehemals Abteich-Siegburger Wassermühle zu Sieglar der Anlaß, die Keimzelle zu den heutigen Klöckner-Mannstaedt-Werken gewesen ist.

Es ist hier wohl der Ort, einmal die Erzlagerstätten aufzuzählen, die Windgassen bei seinen Vermessungsarbeiten in weiten Strecken des Bergischen Landes und des Westerwaldes aufgespürt und zur späteren Ausbeutung vorgesehen hatte. Gerade diese Erzvorkommen waren es ja, die ihm überhaupt die Idee zum Bau unserer „Hütte“ an der Sieg eingegeben hatten. Engelbert Scheiffarth berichtete 1957 an Hand einer in seinem Besitz befindlichen Karte Windgassens an einer heute nur schwer zugänglichen Stelle über diese „Frühen Eisensteinfelder an der Sieg. „Johann Wilhelm

Windgassen hatte im Gebiet zwischen Wiedbach und Sieg und bis Stranzenbach, nördlich von Ruppichterorth Toneisensteinvorkommen entdeckt. Er sicherte sich daselbst von der preußischen Regierung die Schürfrechte. Dazu erwarb Windgassen Spateisengruben an der oberen Sieg bis südlich von Betzdorf. 141 Felder und Gruben sind in die Karte eingetragen.“

Allerdings sind nur die wenigsten der von Windgassen aufgespürten Felder tatsächlich auch ausgebeutet worden und es ist mehr als fraglich, ob sich eine Ausbeute überhaupt gelohnt hätte. Unter Emil Langens Leitung wurden nur vier Gruben betrieben, nämlich „Gottesegen“ und die benachbarte „Alwine“ bei Rott, „Juliane“ bei Ruppichterorth und die Grube „Maria Louise“, „deren Lage unbekannt ist“.

Immerhin müssen wir aus Windgassens Maximalplan zitieren. Demnach lagen nördlich von Ruppichterorth die Felder Stranzenbach, Nieder-Elben und Saurenbach. Südlich der Sieg gab es 16 Felder zwischen Rankenhahn und Gutmannseichen bis nördlich Herchen und Geressen, Wiepen und Oberlieferoth. Dazu kamen Schürfrechte bei Geistingen, Dambroich, Rott und Niederpleis. „Südlich von Blankenberg breitete sich der Großschürfraum ‚Heideblume‘ mit 103 Feldern aus“, mit dem Feld Windhagen im Westen. Als Umgrenzung der „Heideblume“ seien genannt die Straße Buchholz–Allener, Blankenberg, Stromberg, Oberalsen, Marrenbach, Birnbach, Waltersen, Girshausen, Berg, Pascheid, Schöneberg, Wahlscheid, Asbach, Büsch, Windhagen, Wühlscheid, Jungeroth, Uckerath, Buchholz. Innerhalb dieses Gebietes lagen die Felder bei Irlenborn, Mühleip, Obereip, Kircheip und Hülscheid. Ferner werden Asbach, Hirzbach, Schönbach, Stockhausen und das Dorf Wahlscheid bei Altenburg als Schürfforte genannt.

Weitere 14 Felder lagen im Raum des Wiedbaches bis zum Rhein, nämlich Gonsterhohn, Bermscheid, Hönningen, Oberlar am Wiedbach, Ober-Hammerstein, Sayn und Nieder-Warmbach. Schließlich sind bei diesem riesigen Angebot an Schürfflächen noch einige Orte an der oberen Sieg und im Westerwald zu nennen, nämlich Hamm, Wissen, Selbach, Betzdorf, Elkenroth, Schutzbach, Kotzenroth, Biersdorf, Langenbach, Sassenroth, Herdorf, Offhausen und Dernbach.

Scheiffarth beendet seine bislang nirgendwo überlieferte Übersicht mit der resignierenden Bemerkung: „Da die Eisensteinfelder und -gruben längst ihren Zweck nicht erfüllten, waren sie um die Jahrhundertwende bereits verkauft.“

Sie werden ohnehin nie in Windgassens Besitz gewesen sein. Bares Geld mußte er dagegen für den Erwerb des Sieglarer Mühlengrabens und der beiden Mühlen hinblättern, und damit waren wohl seine finanziellen Möglichkeiten erschöpft. 1824 wurden seine hochfliegenden Gedanken entwickelt, auch die Kaufverträge mit dem Staat Preußen getätigt, aber dann scheint sich ganze zehn Jahre lang nur wenig oder auch gar nichts getan zu haben. Erst am 9. Juli 1833 legte Geometer Windgassen eine von ihm selbst „aufgenommene und

gezeichnete Carte des Eisen-Hüttenwerkes, genannt Friedrich Wilhelms Hütte zu Neuwindgassen in der Bürgermeisterei Menden zusammen den dazugehörenden anklebenden Gründen“ vor. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist dies nicht eine Bestandsaufnahme der bereits errichteten Gebäude, sondern Teil eines Bauantrages Windgassens an die Behörde. Und mit der Verwirklichung der schönen Pläne, die inzwischen ja auch schon an die zehn Jahre alt waren, hatte es noch einmal fünf Jahre Zeit.

Wie gesagt, wurde in allen bisher erschienenen Veröffentlichungen über Werk und Ortschaft Friedrich-Wilhelms-Hütte als selbstverständlich angenommen, daß Windgassen schon in den zwanziger Jahren mit dem Bau des Werkes und auch mit der Produktion begann. Dem ist aber nicht so. Es muß – dem unternehmenden, tüchtigen Mann tut es keinen Abbruch – leider gesagt werden, daß unter seiner persönlichen Regie der Hochofen kein einziges Mal angestochen, ja wahrscheinlich nicht einmal gebaut wurde. Windgassen hatte sich einfach wirtschaftlich übernommen und die für den Betrieb eines Eisenwerkes erforderlichen Kenntnisse kann er auch kaum gehabt haben. Der Ankauf des Mühlengrabens mit den beiden florierenden, also teuren Mühlen in Sieglar und Eschmar, dazu der Ankauf des Fabrikgeländes von der Gemeinde Menden, der Erzvorkommen im Pleistal, der Organisation des Erztransportes müssen seine Eigenmittel restlos aufgezehrt haben, so daß für den kostspieligen Bau der eigentlichen Fabrik keine Mittel mehr zur Verfügung standen. Er mußte sich nach einem Geldgeber, der, wie sich herausstellte, freilich nur als Teilhaber zu gewinnen war, umsehen.

Sicherlich hat er mit seinem damals in Menden ansässigen Kollegen, dem Geometer Johann Lucian Peters, „der zu jener Zeit die Mendener Burg, die heutige alte Schule bewohnte“, über seine Nöte gesprochen. Dieser Peters war, wie wir einer Einquartierungsliste aus dem Jahre 1833 entnehmen, mit 800 Talern Jahreseinkommen damals der reichste Einwohner von Niedermenden, und er hatte noch mehr zu bieten, nämlich seinen noch vermögenden Bruder Johann Ludwig Peters, einen in Frankfurt lebenden Kaufmann. Es mußte Windgassen gelungen sein, diesen Mann und sein Geld für sich zu gewinnen, denn 1837 siedelte er von Frankfurt nach Menden über. Gleichzeitig nahmen Windgassens Pläne Form an, aber zu einem teuren Preis. Trippen schreibt: „Windgassen trat 1838 die Hälfte des Besitzes ab und es wurde die Gewerkschaft Friedrich-Wilhelms-Hütte betrieben.“ Wie man sieht, ist der Zusatz „zu Neuwindgassen“ bereits weggefallen, und es nimmt bei den Geldnöten Windgassens nicht wunder, daß Peters im nächsten Jahr bereits als „General-Director der Friedrich-Wilhelms-Hütte“ auftritt. Er war damals 35 Jahre alt und wurde auch von den örtlichen Machthabern akzeptiert und honoriert. Der Mendener Bürgermeister Lichtenberg schlug ihn als Kandidat für das Siegburger Geschworenengericht vor, wobei er schrieb: „Er ist ein Frankfurter Bürger, wohnt hier seit 1837, hat aber keinen Einwanderungskonsens“ (nach Preußen).

Aber das scheint keine Rolle gespielt zu haben, brachte er doch Geld in die chronisch armen Gemeinden an der unteren Sieg. Denn nun endlich begann sich an der Mendener Kuhweide, oder in „Neuwindgassen“ oder auf der Friedrich-Wilhelms-Hütte etwas zu regen.

Diese auf Mutmaßungen, Rückschlüssen, vereinzelt auftauchenden Angaben beruhenden Darlegungen werden auf höchst willkommene Weise bestätigt durch ein in der Heimatforschung völlig unbeachtet gebliebenes Aktenstück, das sich in der seinerzeit heftig umstrittenen, aber sehr verdienstvollen Aktenpublikation Engelbert Scheiffahrts „Das Amt Menden“ findet.² Offenbar wurde damals auf dem Amt Menden eine Art Chronik geführt, die als „ungedruckte Amtszeitung“, als „Polizeybericht“ oder „Zeitungsdiens“ bezeichnet wird, und in der es im April 1837 heißt: „Die sogenannte Schmelz oder Friedrich-Wilhelms-Hütte in der Gemeinde Obermenden, welche seit ihrer Existenz nur den Namen geführt hat, scheint endlich doch einmal zur Vollendung zu kommen. Man sieht jetzt täglich mehr Leute, Handwerker aller Art und Tagelöhner, dort beschäftigt und der Sage (!) nach soll das Werk diesen Sommer noch in wirkliche Tätigkeit gesetzt werden.“ Im Januar 1838 heißt es im Mendener Zeitungsdiens weiter, „daß die Eisenhütte auf der Friedrich-Wilhelms-Hütte endlich in Tätigkeit kam“.

Das Jahr 1838 wäre demnach als Gründungsjahr der „Hütte“, der Fabrik, nicht der Ortschaft anzusehen, und wir haben eine ausführliche Beschreibung der damals bestehenden Anlagen. Im Januar 1839 kopierte der „vereidete Geometer Joseph Willmeroth zu Soeven“ die Windgassensche Zeichnung aus dem Jahre 1833, nur mit dem Unterschied, daß die Gebäude jetzt nicht mehr nur auf dem Papier, sondern auf der Mendener Kuhweide standen.

Im einzelnen deuten wir diese Karte zunächst betreffs der Grundstückseigentümer wie folgt: Südlich der (nicht eingezeichneten) Sieg, bezeichnet mit „VI“, lag die „Kuhweide“ der Gemeinde Menden. Mittendurch und auf einer Furt durch die Sieg mit zwei Auffahrten führte der „Weg von Menden und der Sieg nach der Hütte“. Von diesem Weg führte – jenseits der Sieg, aber diesseits des Mühlengrabens – links der „Weg von der Niedermendener Kuhbrücke zur Hütte“ und rechts der „Weg nach dem Agger-Wehre“ (die heutige Uferstraße). Zwischen diesen beiden Wegen und dem Mühlengraben befand sich „Der Hüttenplatz“ (!), also wohl Lagerplätze der Hütte, insbesondere für das über die Sieg herantransportierte Erz. Das von der Eisenhütte noch nicht benötigte Gelände rechts blieb vorerst eine von einer Pappelreihe gesäumte „Wiese“. Nördlich des Mühlengrabens lag im Besitz der Hütte befindliches Ackerland, rechts gesäumt von Grundstücken des Johann Fey aus Troisdorf. Nach links schloß sich ein Garten und ein „Baum-“, also Obstgarten an, mit exakt und fast barock in Rabatten gepflanztem Spalierobst, das der Witwe Heider aus Sieglar gehörte. Weiter westlich stoßen wir auf ausgedehntes Ackerland der Kirche und Pastorath von Troisdorf, das später noch einmal

erwähnt wird. Mittendurch führte der einzige Anschluß des Werkes an die große weite Welt, nämlich der „Weg nach Troisdorf und der Chaussee nach Cöln“. Auch dieser Weg ging bald in Werkseigentum über. Weiter westlich folgten dann noch Ackerland der Gebrüder Wierz aus Menden und des Jacob Schüthuth aus Troisdorf.

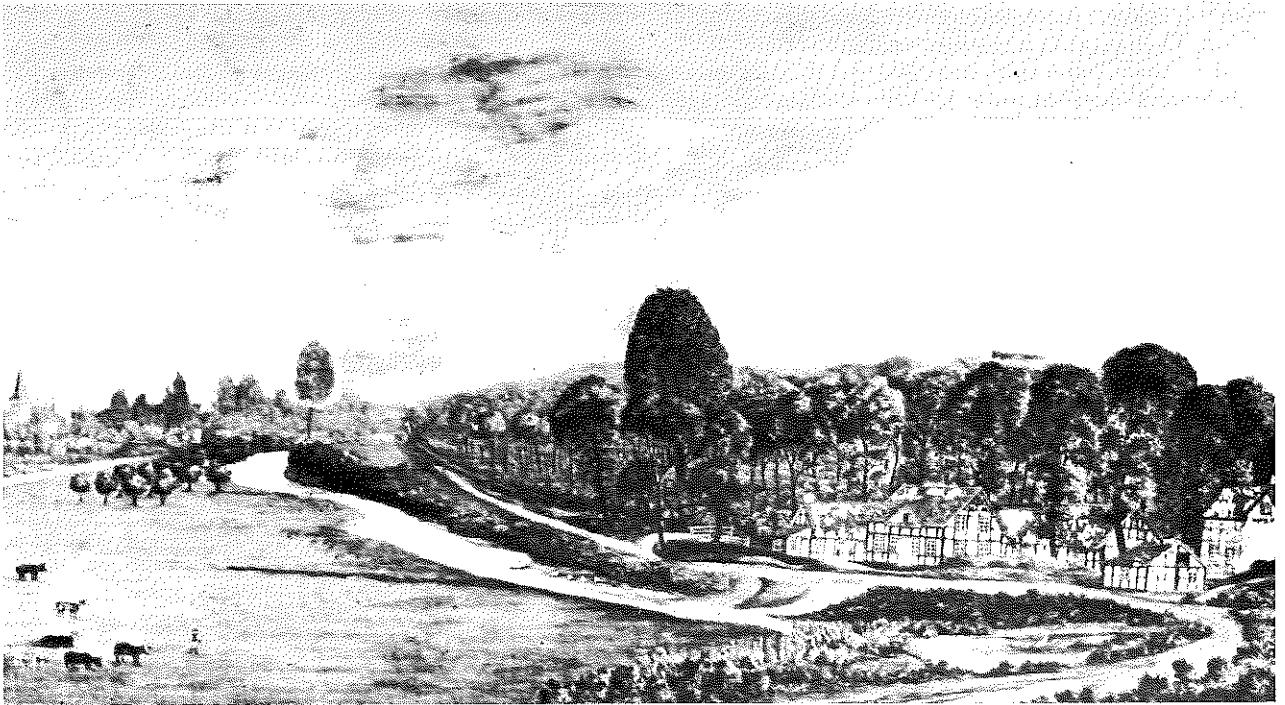
Gleichzeitig muß 1839 entweder der Geometer Willmeroth (oder auch, der liebevollen Durchzeichnung des gesamten Ensembles nach zu urteilen, Windgassen selbst) eine schöne Ansicht des gesamten Hüttengeländes, eingebettet in die malerische Auenlandschaft der Siegniederung, einschließlich der alten Mendener Kirche, der Kuhweide (mit Kühen, die wie Heuesel aussehen), der Sieg und der Wahner Heide, gefertigt haben. Gern hätten wir auf dem Ravensberg den damals noch keine zehn Jahre alten „Optischen Telegraphen“, das erste technische Wunderwerk unserer ganzen Gegend, entdeckt, aber wir suchen ihn vergebens. Wir vergleichen nun den Grundriß mit der Ansichtszeichnung und sehen uns insbesondere die Hüttengebäude näher an.

Alle Gebäude sind in malerischem Schwarz-Weiß-Fachwerk errichtet. Hinter der Sieg führt links der Weg nach Niedermenden und unmittelbar parallel dazu fließt der in der Zeichnung kaum sichtbare, baumgesäumte Mühlengraben. Rechts davon soll sich der Katasteraufnahme gemäß ein „Eichenhochwald“ (VII) erheben, der dann wohl von Windgassen restlos zu Holzkohle verarbeitet und im Hochofen verheizt worden ist. Im Vordergrund rechts schwenkt mit scharfer Kurve der Weg zum Aggerdeich ab.

Am Ansatz dieser Wegebiegung steht ein kleines Fachwerkhaus, das im Grundriß mit „H“ bezeichnet, aber in den „Erklärungen“ der Karte nicht aufgeführt wird. Es könnte der von Repgen erwähnte Schuppen sein, in dem das Endprodukt der Eisenhütte, die Eisenbarren, fertig zum Abtransport, gelagert werden sollten. Repgen schreibt: „An der Seite des Auffahrweges steht noch ein Schuppen, in dem das erzeugte Roheisen, die ‚Masseln‘ lagern. Auf dem Verladeplatz davor steht ein Fuhrwerk, das mit Eisen beladen wird. Die Masseln werden mit Pferd und Wagen zu den Abnehmern befördert.“³ In der Ansicht von 1839 erscheint rechts davon und im Grundriß nördlich dieses Schuppens der größte zusammenhängende Gebäudekomplex, der „Hochofen und sämtliche Umbauungen des Hochofens“. Dieser und überhaupt der Arbeitsablauf wird bei Repgen wie folgt

² Diese hochinteressante „Zeitung“, die u. U. bei Scheiffahrt nicht vollständig zitiert ist und also noch weitere willkommene Einzelheiten enthalten möchte, konnte leider im Archiv von St. Augustin nicht eingesehen werden. Auch dies ein Hinweis, wie sehr es an der Zeit ist, daß die neuen großen Kommunen an der unteren Sieg endlich einmal daran gehen, ein Zehnteil Prozent ihres Etats für ein arbeitsfähiges Archiv auszugeben. Hier ist wohl auch der Ort, eine Ehrenrettung der seinerzeit sehr umstrittenen Publikation Engelbert Scheiffahrts, „Das Amt Menden“, 1964 von der Gemeinde herausgegeben, vorzunehmen. Die umfangreiche Publikation ist natürlich keine zusammenhängende Darstellung der Geschichte des Amtes Menden, hat auch nie den Anspruch erhoben, eine solche zu sein. Es ist vielmehr eine Publikation wichtiger Akten, der man bei entsprechender Findigkeit eine Fülle von Angaben und Hinweisen entlocken kann.

³ Vgl. Abb. 176, die Repgen offenbar mit Abb. 173 verwechselt.



geschildert: „Knorrige Heckeneichen verbergen uns die Anlage, bis sie, da wir um eine Krümmung des Weges biegen und dem Mühlengraben ein kurzes Stück folgen, plötzlich vor uns liegt. Nach Siegerländer Muster ist der etwa 6 m hohe Ofen mit einem gewaltigen Rohgemäuer umgeben. Oben auf der Plattform, die zum Schutze der Leute ringsum von einem überhöhten Mauerkranz umgeben ist, arbeiten die Ofenmänner, die Gichter. Unten lagern in einer niedrigen Halle die Vorräte an Erz und Holzkohlen. Starke Männer schaffen das Gut in große Weidenkörbe, Erzeugnisse des Mendener „Körvers“, die sie gefüllt zu einem einfachen Aufzug tragen und an dem Seil befestigen, das oben über eine Rolle läuft. Die Ofenmänner müssen sich gewaltig anstrengen, die schweren Erzkörbe heraufzuziehen. Eine Aussparung in der Mauer gestattet die Übernahme auf die Plattform. Dann werden die Körbe in den Ofen gekippt, der oben offen ist und die Gase ungehindert ins Freie steigen läßt. An dem rötlichen Schein, der nachts weithin sichtbar den dunklen Himmel färbt, haben sich die Bewohner der benachbarten Dörfer mittlerweile gewöhnt. Eine zweite Öffnung in der Kranzmauer erlaubt den Ofenleuten den Blick von der Plattform in die Schmelzhalle hinab. So können sich die Gichter und Schmelzer verständigen und durch Zuruf Verbindung miteinander halten.

Wir wenden uns von dem Ofen ab und sehen uns die Windzuführung an. Ein kleines Stück stromaufwärts ist im Mühlengraben durch Mauerung ein Staubecken gebildet, worin das Aggerwasser in stets gleichbleibender Menge vorrätig bleibt. Durch einen engen Durchlaß stürzt es sich schäumend auf ein hölzernes Mühlrad. Die dicke Welle des Rades ist nach dem Ofen hin verlängert und trägt an seinem Ende zwei Nocken. Sie drück-

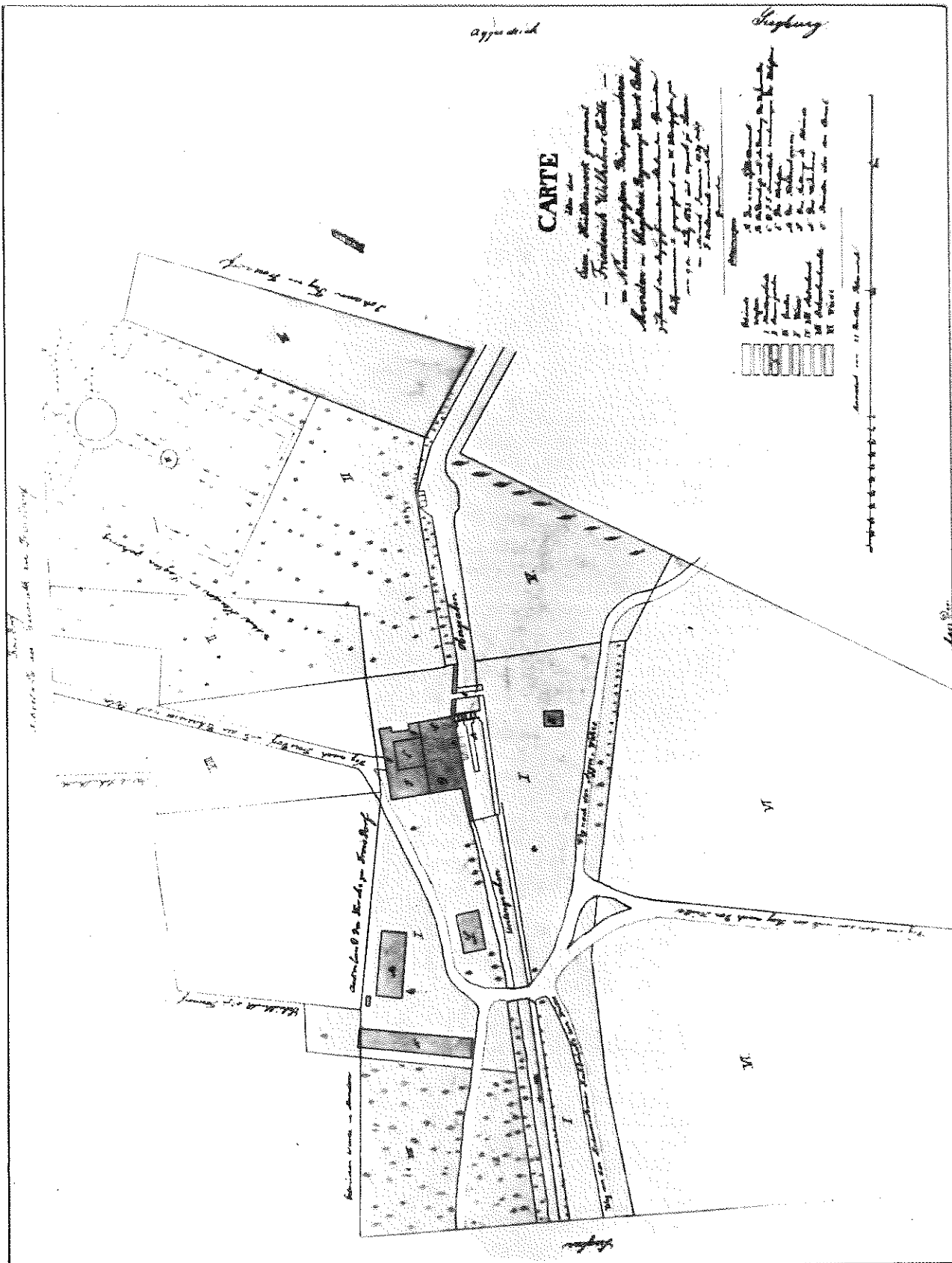
173 Handzeichnung der „Friedrich-Wilhelms-Hütte zu Neuwindgassen“, ca. 1839

174 (Nebenseite) „Carte“, zunächst von Windgassen als Bauplan der ersten zu errichtenden Fabrikgebäude entworfen und dann 1839 – wohl nach Erstellung der Gebäude – vom Geometer Willmeroth in Soeven kopiert. Sie wird hier auf den Seiten 123 ff beschrieben.

ken abwechselnd zwei gewaltige Blasebälge zusammen, die durch Gegengewichte wieder hochgezogen werden. Die Bälge sind überdacht und führen den Blaswind fauchend durch sich verengende Rohre dem Ofen zu.“

Noch drei Fachwerkhäuser sind zu erwähnen; und wieder stimmen Grundriß und Ansicht überein: „L“, „das Stallungs- etc-Gebäude“ mit Seitenfront zur Stiege hin, links daneben und dahinter „N, das Wohnhaus“, langgestreckt vom Mendener Weg bis zur Grundstücksgrenze nach Troisdorf hin, und schließlich „M = Kohlenschuppen“, dessen hoher Giebel rechts von „L“ und hinter „H“ sichtbar wird. Windgassen hat den gesamten zum (Zwangs-?)Verkauf anstehenden Hüttenkomplex so imposant wie eben angängig gezeichnet.

Zu vermelden bleiben noch die technischen Einrichtungen der Mühle, soweit wir sie aus der Zeichnung ausmachen können. Da sind zunächst einmal „O = die Brücken über den Canal“, die wichtigste unterhalb von „L“ für die Erz- und Kohlekarren auf der Ansicht mit Geländer, und dann ein Steg über den „Obergarten“, von dem aus man A und B beobachten, vielleicht auch regulieren konnte. A und B müssen Mühlräder und Wasserschütze gewesen sein. Wenn wir die „Erklärungen der Carte“ richtig lesen, bezeichnete man sie 1839 als „das



neue Pylletement" (?) und „Andenture des Aussenwehrs" (?).

Und wie ging es dem Initiator von all dem, dem Geometer Johann Wilhelm Windgassen? 1838 gründete er, wie wir gesehen haben, entweder mit einem oder mit beiden der Brüder Peters eine „Gewerkschaft“, also eine „bergrechtliche Gesellschaft, deren Grundkapital Bergwerkseigentum ist. Dieses Grundkapital kann in Bruchteile zerlegt werden, welche den Charakter von Wertanteilen, also Kuxen, haben“. Den Wert der ganzen Anlagen einschließlich der Gruben Gottessegen, Alwine und Maria Luise veranschlagte man damals auf 34 000 Taler.

Von Johann Wilhelm Windgassen selbst hören wir von jetzt ab nur noch wenig. Schon 1840 muß er ganz aus dem Werk, seinem Lebenswerk, ausgeschieden sein und der oder die Peters waren nunmehr Alleininhaber.

Einer Aufstellung der Grundsteuerzahler der Bürgermeisterei Menden aus dem Jahre 1840 entnehmen wir, daß Windgassen mit knapp 19 Talern damals immer noch der fünfgrößte Steuerzahler der Bürgermeisterei war, aber seine Grundstücke lagen nicht mehr in der Gemeinde Obermenden, also auf dem heutigen Hüttengelände, sondern in den Gemeinden Hangelar und Niederpleis, und Windgassen wohnte wieder (oder noch immer) in Vilich. Aber diesen heruntergekommenen Grundbesitz muß er wenig später veräußert haben (weil es die Not gebot?), denn wir finden bei Scheiffahrt einen Bericht über seine Niederpleiser Waldungen aus dem Jahre 1842, in dem es heißt: „Der Bergwerksbesitzer Leopold Bleibtreu hatte kürzlich hundert und einige Morgen des Johann Wilhelm Windgassen angekauft. Der Komplex war durch unzeitgemäßes Abtreiben in großen Unstand gekommen!“ Das kann doch nur heißen, daß Windgassen an seinen eigenen Waldungen Raubbau entweder zur Gewinnung von Bauholz oder von Holzkohle getrieben hatte, ein weiteres Zeichen dafür, daß es ihm wirtschaftlich schlecht ging. Gar zu gern wüßten wir, was aus dem unternehmenden Mann, der sich um die Früchte seiner Arbeit brachte, oder gebracht sah, geworden ist. Repgen widmet ihm folgenden Nachruf: „Windgassen war im Ringen um den Erfolg unterlegen. Ob er den Kapitalbedarf zu niedrig eingeschätzt hatte? Ob er zu wenig Fachmann war? Ob die allgemeinen Zeitverhältnisse ihm entgegen waren? Vielleicht alles miteinander. Immerhin gebührt ihm als dem Gründer des Werkes der Dank der Nachwelt, da Tausende seiner Gründung Arbeit und Brot verdanken. Mit Recht ist daher der schöne Marktplatz im Mittelpunkt der Siedlung Nord nach seinem Namen benannt.“

Aber auch unter der Leitung des Direktors Peters ging es der „Hütte“ nicht sonderlich gut. Zwar klagt die Mendener Amtszeitung im November 1840, daß die Gemeinde-„Wege durch die Eisensteinfahrten in unbefahrbarem Zustand sind“, was auf eine gute Beschäftigungslage des Werkes schließen läßt, und weiter hören wir noch im gleichen Jahr, daß der „Hüttenbesitzer Peters zu Menden“ dem neuen „Landwirtschaftlichen Verein für Rhein-Preußen“ beitrug, aber am 28. März des

Jahres 1843 mußte Peters bei den zuständigen Behörden die „Subhastation“, also die Zwangsversteigerung seiner Grundstücke, beantragen. Die gerade erst fünf Jahre alte Hütte kam unter den Hammer.

Aber welchen Eindruck ein Industrierwerk, wie es ein Hochofen war, mit seinen organisatorischen Voraussetzungen, seiner Planung auf lange Sicht, seinem sich gegen den nächtlichen Himmel abhebenden Feuererschein und seiner Möglichkeit, dort bares Geld zu verdienen, welchen Eindruck ein solches „modernes“ Werk auf die einheimischen Zeitgenossen machte, möge aus dem Bericht des ehemals Stieldorfer Lehrers Wilhelm Schrattenholz erhellen, den dieser 1853 veröffentlichte. Wenn heute vom Schutz der Natur gegen die Einflüsse der Industrie die Rede ist, so wurde damals das Menschenwerk Hochofen geradezu als Krönung der Natur, als die aus ihr erwachsene „Perle“ gerühmt. Schrattenholz⁴ schreibt 1853 in seinem in Bonn erschienenen „Wohlunterrichteten Führer zur Orientierung und Unterhaltung für den Besucher“, einer Schrift über „den Drachenfels und seine riesigen Nachbarn“, sowie „Das idyllische Siegthale“ zunächst kurz über die alten Klöster Seligenthal und Zissendorf bei Siegburg, und dann über die Dörfer Stoßdorf und Buisdorf und meint schließlich, daß flußabwärts zum Rhein hin „alle Romantik der Einförmigkeit des Blachfeldes weichen mußte“. Aber dann kommt er zu unserer Friedrich-Wilhelms-Hütte und gerät ins Schwärmen: „Eine kurze Strecke flußabwärts findet der Wanderer indeß die befriedigendste Entschädigung beim Besuche einer der großartigsten gewerblichen Anlagen, die man mit Recht als die schönste Perle des Siegflusses bezeichnet hat. Die ausgedehnten Bauten dieser Anlage geben sich auf der schönen Ebene überaus malerisch und machen in einiger Entfernung fast den Eindruck eines mittelalterlichen, mit strotzenden Thürmen und starken Mauern versehenen Festungswerks; die Nähe zeigt uns jedoch eine Niederterrassen ganz anderer Art, nämlich: die Friedrichs-Wilhelms-Hütte bei Siegburg, welche auf dem rechten Siegufer, dem Pfarrdorfe Menden gegen-

⁴ Das Mitglied unseres Arbeitskreises TJH Rolf Hönscheid machte mich freundlicherweise auf diese mir bisher unbekannte Schrift aufmerksam und stellte sie zur Verfügung. Sie wird hier, was unsere „Hütte“ anbetrifft, in vollem Wortlaut zitiert. Wilhelm Schrattenholz war ursprünglich Lehrer in Stieldorf, aber ein ungewöhnlicher Vertreter seines Berufsstandes. Bald unzufrieden mit seinem kargen Schulleistungsgehalt, aber auch den kargen geistigen Anregungen beim Unterricht seiner ABC-Schützen trat er ab 1846 mit einer Veröffentlichung über den angeblichen „Seher“, Propheten, Weissager Bernhard Rembolt aus Eschmar hervor, einen vagabundierenden Musikanten, der zwischen 1750 und 1772 auf Taufen, Hochzeiten und Kirmessen mit seiner Violine aufspielte und zwischendurch als „Confereancier“ allerhand Krätzchen erzählte. 1783 war dieser „Spielbähn“ in einem Kölner Obdachlosenasyll gestorben, aber 1846 veröffentlichte Schrattenholz dessen „Propheetien“, angeblich nach einem alten Manuskript. In der Tat aber hat Schrattenholz selbst sechzig Jahre nach Spielbähns Tod dessen Weissagungen verfaßt. Da er darin auch das preußische Königshaus angriff (in der turbulenten Zeit der 1848er Revolution), verlor er seine Stelle als Volksschullehrer und mußte nun sehen, wie er seine große Familie ernähren sollte. Daher rührt sein Büchlein über „Das idyllische Siegthale“, in dem er es darauf anlegte, sich mit Behörden und einflußreichen Industriellen seiner Zeit gut zu stellen. Später versuchte er es mit Erfolg als Quacksalber und „Inductor“, der mit Einstechen von Nadeln in Menschenhaut Patienten heilen wollte, und er starb 1893 als geachteter Arzt in Köln und niemand weiß, woher er seinen Dokortitel hatte. Ich beabsichtige, diesen schwermeligen, aber interessanten Mann unter zusammenfassender Verwendung der gesamten „Spielbähn“-Literatur, in den nächsten Troisdorfer Jahreshften, vorzustellen.

über liegt. Zur Geschichte derselben mögen folgende kurze Notizen dienen: Die Friedrich-Wilhelms-Hütte wurde durch ihren jetzigen Besitzer, Herrn J. J. Langen, im Jahre 1843 von der Gewerkschaft Peters & Windgassen angekauft. Damals war hier jedoch nur ein kleiner Hochofen mit den dazu gehörigen Gebäulichkeiten vorhanden, welche sich indeß, da die Hütte vorher nie in dauernd schwungvollem Betrieb gestanden, in einem sehr schlechten Zustande befanden.“



175 Wilhelm Schratzenholz, 1815 in Birlinghoven geboren, 1893 in Köln gestorben, war nach seinen eigenen Angaben (aus unklarbleibenden Gründen aus dem Dienst entlassener) Schullehrer, Gelegenheitsschriftsteller, „Informator“, Heilkundiger, „Abductorist“ und zum Schluß gar „Abductionsarzt“ und Dr. med. in Köln.

Die Entwicklung des Eisenwerkes unter Emil Langen, 1843–1868

Der gesamte Hüttenkomplex mit Mühlengraben, Aggerdeich und Eschmarer (aber nicht Sieglarer Mühle, die erst 1845 dazukam) und mit zwei Eisensteingruben im Siebengebirge ging im Frühjahr 1843 an den Kölner Kaufmann Johann Jakob Langen (1794–1869) über.

Er hatte sich in Solingen vom Hauslehrer und Kontorgehilfen zum Prokuristen und schließlich Teilhaber der Kölner Zuckerfabrik Schimmelbusch und Joest hochgearbeitet. Langen war ein frommer Mann und treusorgender Hausvater. Als ihm der Hauptinhaber der Kölner Fabrik zu verstehen gab, daß er nicht damit rechnen könne, daß Langens heranwachsende Söhne später

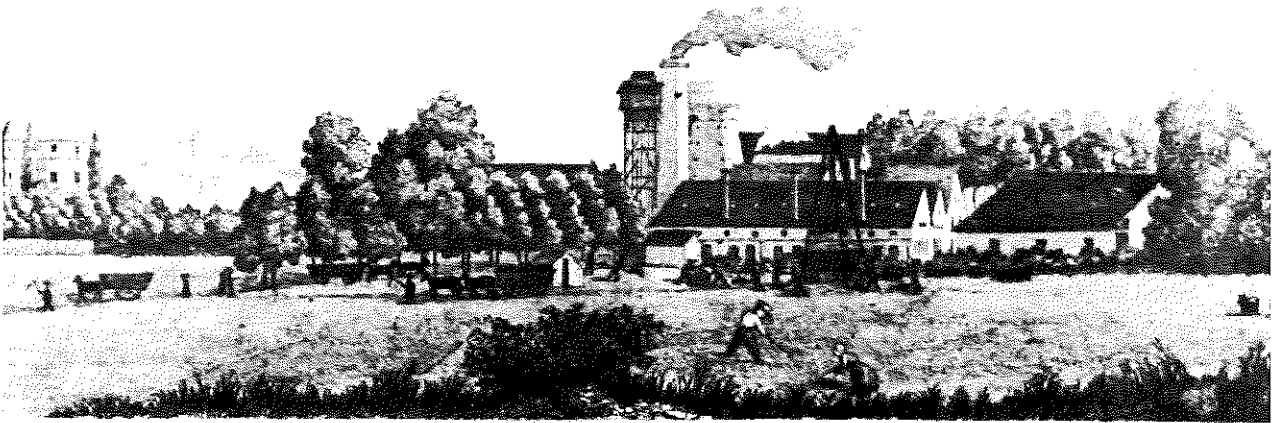
einmal in der Zuckerfabrik beruflich Karriere machten, „sicherte sich Vater Langen kurzentschlossen ein neues Arbeitsfeld: Er kaufte im Frühjahr 1843 die zur Versteigerung anstehende Friedrich-Wilhelms-Hütte“. Seine Frau Johanna schrieb darüber am 16. Juli 1843 an ihren in Berlin weilenden Sohn Gustav: „Nun will ich Dir zuerst das Resultat von dem, was uns bisher so lange bewegte, mitteilen. Der Vater ist nämlich förmlich Bergmann geworden. Er hat die in öffentlichem Termine ausgetobene Friedrich-Wilhelms-Hütte zu Neuwindgassen bei Siegburg und die beiden Eisensteingruben: Gottessegen und Alwina, dicht hinterm Siebengebirge gelegen, an sich gesteigert. Was sagst Du dazu? Deines guten Vaters Fürsorge, Deinen Brüdern ein Geschäft begründen zu helfen, das ihnen Brot und Zukunft gebe, war der Hauptgrund dieses Ankaufs.

Emil war vor ein paar Wochen in diesem Zweck hier und mit auf Hütte und Gruben, er zeigte sehr viel Sinn für dieses Unternehmen. Wahrscheinlich tritt er auf Veranlassung des Vaters nun ein paar Wochen aus seinen jetzigen Verhältnissen, um sich anderswo zu diesem Zweck auszubilden. Ob er nach dem Harz gehen wird oder nach Sayn am Rhein, ist noch unbestimmt. Jedenfalls gibt's für ihn eine ganz andere Richtung als die bisherige. Der liebe Gott wolle ihn nur stärken und kräftigen, daß er mit Festigkeit seinen Beruf vor Augen halte, damit er gut ausgerüstet einst einem so wichtigen Geschäft vorzustehen vermöge!

Daß Dein Vater jetzt viel Sorge und Unruhe hat, kannst Du leicht denken. Wenn die Güte des Herrn ihn nur gesund erhält und ihm Mut und Kraft und Weisheit verleiht, alles das zu leisten, was so mannigfach jetzt von ihm gefordert wird. Er ist recht vergnügt über diesen Besitz; denn außer dem Vorbenannten kauften wir noch 2 Wassermühlen und noch ein Gefälle, so daß der ganze Kanal (aus der Agger abgeführt) 2 Stunden lang, jetzt ein schönes Ganzes bildet, wo unter Gottes Segen sich schon etwas treiben läßt . . .“

Der Vater Johann Jakob Langen fügte dem Brief hinzu: „Du wirst mich entschuldigen, lieber Gustav, daß ich in der letzten Zeit weniger pünktlich in der Korrespondenz mit Dir war wie früher; ich habe mir etwas viel Sorge aufgeladen, allein, wenn wir uns in ein paar Monaten einmal darüber sprechen können, wirst Du sehen, daß ich aus zwei Uebeln das kleinste glauben darf, ausgewählt zu haben. – Die Sache ist wichtig, kostet an die 68tausend, kann aber mit Fleiß und Gottes Segen zweien, nach Umständen drei Deiner Brüder eine anständige Existenz verschaffen.“

Der für die Leitung des Werkes vorgesehene Sohn Emil, der zunächst in Straßburg, dann in Mainz die Kaufmannschaft lernte, ging nun, 1843, zur Ausbildung als Hüttenfachmann ins Siegerland, besuchte auch die Bergschule in Siegen und kam schon im Herbst 1844, als die Hütte insgesamt 35 Arbeiter beschäftigte, hierhin, wo er zuerst als Prokurist, seit 1846 aber schon als „Generaldirektor“ tätig war, und das im Alter von nur 22 Jahren. Repgen schreibt darüber: „Emil Langen nahm seinen Wohnsitz auf der Hütte in dem sogenannten Turm,



Die Zeichnung der „Hütte“ erschien 1853 als Illustration zu Schrattenholz' überschwenglicher Lobpreisung der Eisenhütte als der „schönsten Perle des Siegtales“. Im Hintergrund das Langensche Wohnhaus, der „Turm“, rechts daneben die Siegburger Abtei, dann die – immer noch baumbestandenen – Fabrikanlagen. Im Vordergrund Mendener Kühe auf der Weide und ein Bauernhepaar bei der Heuernte. Nach rechts und links bewegen sich pferdebespannte Erzwagen. Vielleicht konnten mit Hilfe des hohen Dreifußes in der Mitte des Bildes ganze Wagenladungen hochgehievt und umgekippt werden.

einem Gebäude, das viele Jahrzehnte lang den Direktoren des Werkes als Wohnung diente. Seine Schwester Emma führte ihm den Haushalt bis zu seiner Verehelichung im Jahre 1848. Trotz seiner Jugend führte Emil Langen die Leitung mit allem Geschick, das seine Stellung erforderte.“

Schon 1846 wurden die Windgassenschen Grundstücke für den sich erweiternden Betrieb zu klein, und Direktor Langen kam bei seinen Nachbarn um Grunderwerb ein. Der Troisdorfer Pastor Kaspar Meller (1838–1883), „dem die Gabe der unbedingten Nachgiebigkeit nicht gegeben war“, entpuppte sich bei den Verhandlungen um das etwa vier Morgen große „Fröhmesse-Stöck am Kessel längs dem Mühlengraben“ als zäher Kontrahent. Seinen Kirchenvorstand ließ er wissen, „von Langen mehr zu verlangen als er angeboten hat“. „Durch das fragliche Pastoratsstück geht ein dem Langen unentbehrlicher Weg, der durch die Hüttenanlage in jüngster Zeit gebahnt worden ist. Das Stück ist sonach dem Langen unumgänglich notwendig.“ Ein zweites Kirchenstück diente dem Werk bereits als Lagerstelle und war mit einem Schuppen bebaut. Es kam schließlich zu einem Tausch in den Gemarkungen „Hornacker“, „Peterswieschen“ und „Auf der Burg“, wobei die Pfarrei nicht nur gut zwei Morgen Land, sondern auch noch 300 Taler Zuschlag gewann. Der Vorteil war in der Tat, wie Meller meinte, „zu sehr in die Augen springend“. Langen muß zähneknirschend gezahlt haben.

Sehr bald gliederte er dem Hochofen eine Maschinenfabrik für Fördereinrichtungen an, dann eine Gießerei und ein Walzwerk. 1859 berichtete der Siegburger Landrat über die „gewerblichen Etablissements“ in Menden: „Die Friedrich-Wilhelms-Hütte in Menden hat folgende Geschäftszweige:

176 Die Zeichnung der „Hütte“ erschien 1853 als Illustration zu Schrattenholz' überschwenglicher Lobpreisung der Eisenhütte als der „schönsten Perle des Siegtales“. Im Hintergrund das Langensche Wohnhaus, der „Turm“, rechts daneben die Siegburger Abtei, dann die – immer noch baumbestandenen – Fabrikanlagen. Im Vordergrund Mendener Kühe auf der Weide und ein Bauernhepaar bei der Heuernte. Nach rechts und links bewegen sich pferdebespannte Erzwagen. Vielleicht konnten mit Hilfe des hohen Dreifußes in der Mitte des Bildes ganze Wagenladungen hochgehievt und umgekippt werden.

1. Eisenhütte mit einem Wasserrad zu 15 Pferdestärken, 3 Dampfmaschinen mit 100 PS und 147 männliche Arbeiter.
2. Steh- und Puddelwerk, 9 Dampfhämmer, 153 Arbeiter.
3. Eisengießerei, 46 Arbeiter.
4. Maschinenfabrik 113 Arbeiter.

Der innere Verkehr dieses Etablissements ist derart, daß der eigene Hochofen das Roheisen an das Walzwerk und die Gießerei liefert. Die Gießerei liefert von den Gußwaren einen Teil der Maschinenfabrik und letztere bezieht außerdem Stabeisen und ihren Bedarf an Eisenblech zum größten Teil vom eigenen Walzwerke. Der Generaldirektor hat ein Gehalt von jährlich 2000 Talern nebst freier Wohnung und eine Tantieme vom Reingewinn, wenn die Aktionäre mehr als 5 Prozent erhalten, was aber bisher noch nicht der Fall gewesen ist.“ 1855 war das Unternehmen unter dem Namen „Sieg-Rheinischer Bergwerks- und Hütten-Aktien-Verein in Köln“ in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden.

Im März 1847 hören wir, daß „auf der Eisenschmelze täglich 145 Mann beschäftigt sind, dazu im Grubenbetrieb 60 Personen“. Dann kam um 1848 eine kurze geschäftliche Flaute, aber 1852 hatte man wieder 93 Arbeiter beschäftigt, 1860 waren es schon 346, 1882 700, 1914 2355, 1920 3941.

Von den 1 020 Beschäftigten des Jahres 1906 wohnten 121 auf der Hütte, 250 im Amt Menden, 233 in Troisdorf, 161 in Sieglar und Eschmar, je 54 in Oberlar und Siegburg, 40 in Bergheim und Müllekoven und 10 in Spich. Der Rest kam aus zwanzig weiteren Orten bis nach Eitorf, Lohmar und Rheidt hin.

Emil Langen war ein vielseitiger Mann. 1851 verhandelte er mit den Bürgermeistern von Menden und Oberpleis um den „chausseeartigen Ausbau“ des Weges Niederpleis–Oberpleis (für seine Eisenstein-Transportkarren) und verpflichtete sich, alle baren Baukosten vom Werk aus zu bezahlen, falls sich der Staat mit 6000 Talern pro Meile beteilige. Da dieser kein Geld hatte, wurde der Weg auf Kosten von Langen auf 18 Fuß Breite ausgebaut und „mäßig“ hergestellt. Der Erz- und Warentransport blieb noch ein volles Jahrzehnt ein Problem. Schon 1852 ließ sich Langen als Schriftführer in das „Komitee für den Cöln-Siegburg-Frankfurter Eisenbahnbau“ wählen, und 1862 war es dann soweit, daß er das Erz aus dem Siegerland und die Kohle aus dem Ruhrgebiet per Eisenbahn beziehen konnte. Allerdings war er genötigt, zunächst eine Pferde-Schienenbahn vom Troisdorfer Bahnhof bis in sein Werk auf eigene Kosten zu bauen.

Emil Langen war nebenbei auch Bürgermeistereivertreter für Menden, Geschworener am Siegburger Amtsgericht und Schulvorstand für die von ihm gegründete evangelische Schule auf der Hütte. 1858 schloß er mit der Gemeinde Obermenden einen Vertrag, durch den „der von der Obermendener Siegfähre aus durch das gewerbliche Etablissement Friedrich-Wilhelms-Hütte auf Troisdorf zu führende Fahrweg Eigentum des Eisenhüttenwerkes wurde, soweit derselbe zu beiden Seiten deren Eigentum berührt. Der Generaldirektor verpflichtete sich dagegen, der Gemeinde Obermenden eine andere Wegestrecke herzustellen in der Breite von mindestens zwanzig Fuß, die erforderliche Fahrbrücke über den Mühlengraben auf eigene Kosten herzustellen und der Gemeinde zum vollen Eigentum zu überlassen“. Seit 1856 war Emil Langen Vertreter der Gemeinde Menden in der Bürgermeistereiversammlung und um diese Zeit auch als „Offizialmandator“ für die Gemeinde Meindorf bei den „Ablösungs-Verhandlungen“ uralter Gerechtsame tätig und konnte zum Schluß seiner Wirksamkeit mit Stolz erklären, „daß alle Meindorfer einig seien, das (einkommende) Geld für Gemeinезwecke zu verwenden, etwa für den Bau eines Siegdammes“.

Aus der Feder des Allround-Schriftstellers Wilhelm Schrattenholz, der es allerdings darauf anlegte, sich mit möglichst vielen einflußreichen und überhaupt reichen Leuten gut zu stellen, haben wir aus dem Jahre 1853 einen ausführlichen, in manchen Teilen mit Vorsicht auf-

zunehmenden, aber doch hochwillkommenen Bericht über die Arbeitsweise des mittlerweile großartig produzierenden Werkes⁵:

„Herr Langen setzte das Vorhandene nicht nur in Stand, sondern beschloß auch gleichzeitig, zur Sicherung des Absatzes, die Anlage einer Gießerei für Baukonstruktions- und Maschinen-Theile, und schritt alsbald zu einer, diesem Zwecke entsprechender, bedeutenden Anlage, der sich einige Zeit nachher die Etablierung einer Maschinenfabrik anreichte. – Die ausgezeichnete Qualität des hiesigen Eisens erwarb und sicherte dem umsichtigen Gewerker einen regelmäßigen Absatz, besonders in solchen Gußstücken, bei denen eine mehr als gewöhnliche Stärke und Zähigkeit erforderlich ist.

Bei der erschwerten Beschaffung der zum Hüttenbetrieb bis dahin benutzten Holzkohle wurde schon 1844, und zwar unter den rheinischen Hütten zuerst auf diesem Werke, zur Anwendung von Coaks (entschwefelter Steinkohle) geschritten und damit nach manchen Mühen, in Anbetracht der damals noch immer mangelhaften Einrichtungen, günstige Resultate erzielt. Hierdurch ermuthigt und Angesichts des durch ein bedeutendes Fortschreiten der englischen und belgischen Eisen-Industrie herbeigeführten, vollständigen Umschwunges entschloß man sich zur Anlage eines neuen Hochofens nach größtem, belgischen Caliber, ganz zur Anwendung der Coaks-Feuerung eingerichtet. Diese Anlage, im Jahre 1852 ausgeführt und mit allen Betriebs-Vorrichtungen aufs Beste versehen, befindet sich seit einem halben Jahre in Thätigkeit und hat sich bereits in allen Einzelheiten aufs Vorzüglichste bewährt. Die Produktionsfähigkeit dieses neuen Hochofens beläuft sich auf 45,000 Pfund Roheisen pro Tag und ist die mechanische Werkstätte in den jüngsten Tagen noch ausgedehnt und ihre Thätigkeit speziell auf den Bau von Dampf-Maschinen gerichtet worden.

Die in dem sogenannten Sonderwalde, unweit des Dörfchens Dambroich gelegene, den ausgezeichnetsten Thon-Eisenstein liefernde Grube „Gottesseggen“, deren Aufschließung die im Jahre 1824 erfolgte, ursprüngliche Anlage des Hüttenwerkes begründete, bewährt sich als eine der vorzüglichsten der ganzen Provinz und beschäftigt fortwährend 150 Bergleute. Außer dieser herrlichen Grube hat Herr Langen noch mehrere andere bei Kircheip, Griesenbach, Geistingen, Uckerath etc. in Betrieb, und sichern die an vielen Punkten gemachten neuen Aufschlüsse auch dem jetzigen, und einem noch großartigeren Betriebe, auch bei Anlage noch mehrerer Hochofen, die nöthigen Erze auf eine lange Reihe von Jahren. Besonders haben die Braun-Eisenstein-Gruben

⁵ Direktor Langen muß den schriftstellernden Schrattenholz empfangen und informiert haben, denn wöher sonst sollten die hier ausgebreiteten Kenntnisse über das Eisenwerk stammen. Die am Schluß versprochene „spätere Lieferung einer poetischen Behandlung“ der Eisenschmelze ist vielleicht unterblieben, jedenfalls bisher nicht aufgetaucht. Vgl. auch Zinzius, Wilhelm Schrattenholz, ein vergessener Schriftsteller unserer Heimat, in Heimatblättern des Siegkreises, Heft 27/28, 1932, S. 25 ff., wo es S. 31 etwa heißt: „Was hätte (aus der hier verwerteten Schrift) werden können, wenn der Verfasser aus uneigennütziger Liebe zur Heimat ans Werk gegangen wäre? So lassen sich auf Schritt und Tritt Bemerkungen finden, die diesem oder jenem Leser zuliebe geschrieben sind. Ich nenne die Namen J. J. Langen (Köln) ... etc.“

bei Kircheip bereits die ausgezeichnetsten Aufschlüsse in einer Ausdehnung von mehreren Stunden geliefert und eine Ergiebigkeit und Reichhaltigkeit gezeigt, die kaum ihres Gleichen finden. Es werden allein auf diesen Gruben 250 Menschen beschäftigt und beläuft sich das Gesamt-Personal der Arbeiter in den Gruben und auf der Hütte jetzt schon über 700 Mann. Zur Beschaffung des Materials sowie zur Besorgung der sonstigen Transporte sind täglich 120 Pferde thätig; wenn indeß die fortwährenden architekthischen Erweiterungen und Vergrößerungen des Werkes, die den Preis des Ankaufs bei weitem übersteigen, in der bisherigen Weise voranschreiten, so wird auch die Zahl der Arbeitskräfte sich bald verdoppeln müssen. – Die das Werk in Bewegung setzende Wasserkraft, welche von der Agger entnommen und bei vollständiger Benutzung 50 Pferdekräften gleich ist, setzt unterhalb bei Sieglar und Eschmar noch drei⁶ schöne, ebenfalls Herrn Langen zugehörige Mühlen in Thätigkeit.

Durch die in naher Aussicht stehende Eisenbahn-Anlage von Deutz durch das Siegthal nach Gießen resp. Frankfurt a. M., welche die Friedrich-Wilhelms-Hütte nothwendig berühren muß, wird das große Werk noch sehr gehoben und neuer Ausdehnung fähig werden.

Wenn man sich das rege Schaffen und Wirken im Innern dieses großartigen Hüttenwerks veranschaulicht, so weiß man nicht, ob man mehr über die bewundernswerthe Kraft des zerstörenden und schaffenden Elements, die unermüdliche Thätigkeit der Maschinen oder über die ruhige, urtheilsklare Umsicht des Menschen erstaunen soll, dem es gegeben ist, hier das weitverzweigteste Einzelne so gedeihlich zum großen Ganzen zu leiten. Wir bewundern die herrlichen Eisenprodukte, die die kühnste Konkurrenz mit den englischen und belgischen Erzeugnissen nicht scheuen: wem indeß die precäre Lage der arbeitenden Klassen jener Gegend, gleich mir bekannt ist, wird noch mehr die Wege der Vorsicht anstaunen, die auf einem, vor wenigen Jahren noch ganz öden Haideboden ein so lebensvolles, nach allen Richtungen Segen spendendes Etablissement verordnete und dazu dessen Leitung in die Hände eines Mannes legte, dessen Herz warm schlägt für die Leiden und Bedürfnisse seiner Mitmenschen. Einen schönen, neuen Beweis hierfür liefert die humane Einrichtung, welche Herr Langen dieser Tage bei der gedachten Grube „Gottesseggen“ durch Etablierung einer Speise-Anstalt für die Knappschaft traf, damit jeder Arbeiter gegen einen unbedeutenden Lohnabzug täglich ein nahrhaftes, kräftigendes Essen erhalte, das den Körper befähige, den Strapazen der Arbeit zu widerstehen.

Es bedarf übrigens wohl meiner simplen Schilderung nicht erst, um die allgemeine Anerkennung der That-sache zu begründen, daß die enorme Höhe der Pachtsätze, bei den in dieser Gegend so häufig vorkommenden größeren Acker-Complexen, die auf den Ländereien haftenden Zehnt- und sonstigen Lasten, verbunden mit dem seit langen Jahren hierorts im Dunkeln schleichenden Zinswucher, den Mittelstand systema-

tisch ruiniren, die arbeitende, besitzlose Klasse aber inaktiv und brodlos stellend, zu den letzten Anstrengungen der Verzweiflung drängen mußte. Wem diese Wahrheit nicht einleuchtend, möge sich nur der stattgehabten Auftritte der jüngsten Jahre, die eine momentane Systirung des Betriebs nöthig machten, erinnern, und sich dabei einen flüchtigen Einblick in die betreffenden, bunten Hypotheken-Register gestatten, um sich zu überzeugen, daß man vom neutralsten Standpunkte aus das Gesagte noch verschärfen müßte. Denkt man sich nun das fortwährende Mißrathen des fast einzigen Surrogates der Arbeiter, die Kartoffel Mißerndten noch hinzu, so wird man zu dem Geständnisse sich gezwungen fühlen, daß es einzig die in jüngerer Zeit nach dieser Gegend geleiteten, industriellen Anlagen, und an dieser Seite namentlich die Friedrich Wilhelms-Hütte bei Siegburg gewesen, die sich bei so traurigen, dem sichersten Zerfalle alles sozialen Bestandes entgegendrängenden Conjunctionen, als zuverlässigsten Rettungsanker bewährt. Während nämlich der arbeitslose Tagewerker in den Gruben oder auf der Hütte seine verhältnismäßig hohe Schichtlöhnung ständig und pünktlich sich sichert, bleibt ihm nebenher noch immer Zeit, sein Gärtchen oder ein kleines Grundstück zu bestellen; der Mittelstand aber hat nicht mehr nöthig, nach abgethaner Saatbestellung seine Zugthiere wie vordem, müßig in kostspieliger Stallfütterung zu halten: er spannt sie vielmehr jetzt vor den Erz-Karren und erwirbt sich so mit ihnen einen schönen Verdienst. Sogar den begüterten Grundbesitzer sieht man zu diesem ergiebigen Erwerbszweige greifen, wenn er seine Saaten bestellt; oder sonst gerade keine Arbeit für seine Pferde hat. Nimmt man nun hierzu noch die ausgezeichneten Eisenprodukte, welche dieses herrliche Werk aus der Erde Schooß, in welchem sie seit Jahrtausenden unbeachtet und verborgen lagen, nun zu Tage fördert und die Gesellschaft damit bereichert; so wird man das hohe Gewicht begreifen, welches ein derartiges Etablissement, dessen Produktionskosten ausschließlich in baaren Löhnen bestehen, nothwendig in die Wagschale der staatsökonomischen Verhältnisse wirft und aus dem Gesagten als Schlußfolge den Wunsch ziehen müssen, daß Männer, die ihre Kräfte in so gemeinnütziger Weise zu verwehren wissen, auch in den höchsten Stadien der Administration würdige Anerkennung und entsprechende Ermunterung in ihrem, mit so mannigfachen Beschwerden verknüpften Berufe finden mögen.

Wenn ich indeß bei Darstellung dieses Hüttenwerks die, dem Topographen vorgeschriebenen Grenzen durch eine größere Ausführlichkeit in etwa überschreiten mußte, so wolle man dies dem Umstande zu gut halten, daß dieses Werk, ausschließlich meiner Heimath angehörnd, an dieser Seite meine Topographie eröffnen mußte; daß ich Zeuge seiner kleinen Anfänge, wie seiner großartigen Entwicklung gewesen, und der letztern namentlich stets mit dem größten Interesse gefolgt bin, weshalb ich denn auch der, in einer spätern Lieferung

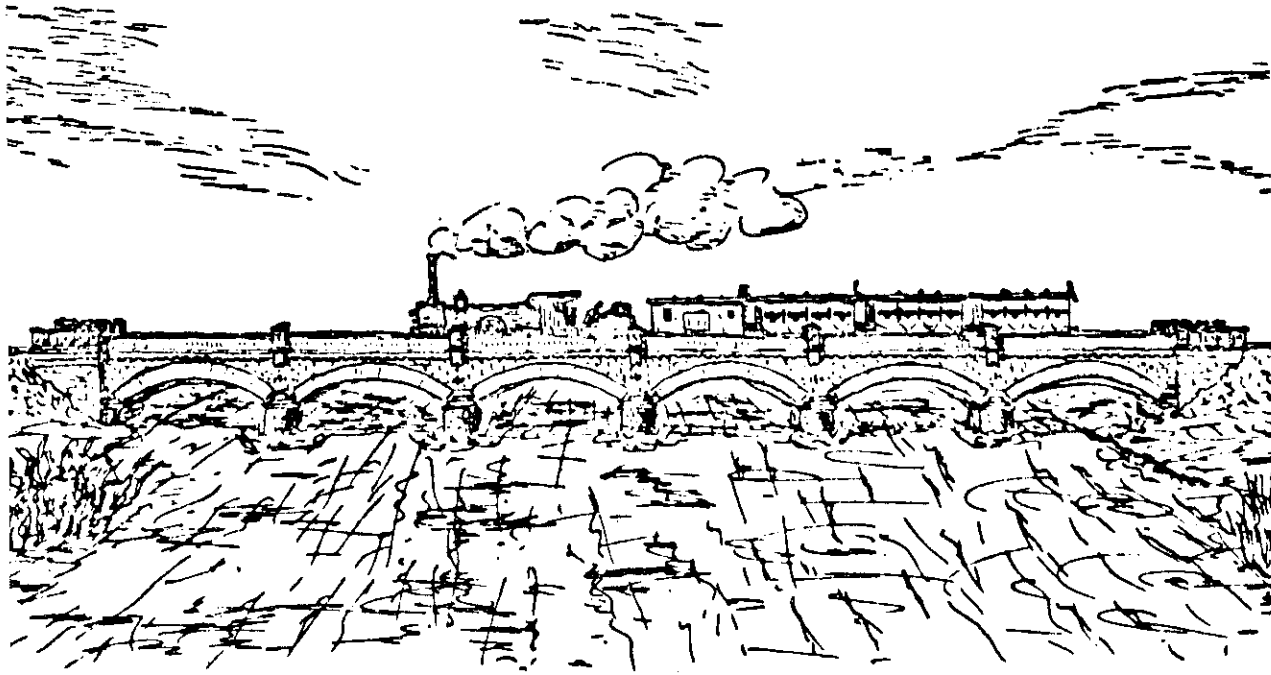
⁶ Es sind allerdings nur zwei Mühlen, die beide heute noch arbeiten.

folgenden poetischen Behandlung desselben eine mehr als oberflächliche Aufmerksamkeit widmete." Landrat Franz Wülffing berichtete 1862, „die Friedrich-Wilhelms-Hütte“ bestehe in:

1. Eisenhütte mit einem Hochofen, die 3 Dampfmaschinen mit 120 Pferdekraften und 135 Arbeitern beschäftigt. Im Jahre 1861 wurden darin 13867000 Pfund Roheisen in Masseln im Werte von 196450 Taler und 568000 Pfund Herdgußstücke im Werte von 16450 Taler produziert.
2. Walz- und Puddelwerk mit 11 Puddelöfen, 5 Schweißöfen, 3 Blechwärmöfen und 2 Dampfhammern von je 30 Zentner Schwere. Es sind darin 5 Dampfmaschinen mit 300 Pferdekraften und 252 Arbeitern beschäftigt. Im Jahre 1861 wurden 7365000

Eisenblech zum größten Teile vom eigenen Walzwerke. Die oben angegebenen Summen sind die des Handelswertes, schließen also die Beträge ein, für welche der eine Betriebszweig Materialien von dem anderen erhalten hat.

Die Erzeugnisse der „Friedrich-Wilhelms-Hütte“ werden im In- und Auslande abgesetzt und kommt sowohl bei dem Absatz als bei der Zufuhr fast ausschließlich die „Köln-Gießener Eisenbahn“ in Anwendung. Dieses Etablissement gewinnt immer mehr an Ausdehnung, wie denn auch während der letzten drei Jahre, außer dem Baue der dieser Aktien-Gesellschaft hauptsächlich zugehörenden Pferde-Eisenbahn im Bröhlthale, ausgedehnte Bauten auf der „Friedrich-Wilhelms-Hütte“ selbst unternommen worden sind.



Pfund Stabeisen und Grubenschienen im Werte von 245000 Taler und 1009000 Schwarzblech im Werte von 47900 Taler fabriziert.

177 Personenzug auf der Aggerbrücke „et Scharrettche“

3. Eisengießerei mit 3 Cupolöfen, worin 1 Dampfmaschine mit 10 Pferdekraften und 70 Arbeiter beschäftigt werden. Im Jahre 1861 wurden 3218000 Pfund Gußwaren im Werte von 85800 Taler fabriziert.
4. Maschinenfabrik, welche 2 Dampfmaschinen mit 20 Pferdekraften und 70 Arbeiter beschäftigt. Im Jahre 1861 wurden 1233000 Pfund Gußwaren im Werte von 67800 Taler verarbeitet und 202700 Pfund Teile aus Stabeisen, Eisenblech, Stahl und Messing im Werte von 34500 Taler fabriziert.

Der innere Verkehr dieses Etablissements ist derart, daß der eigene Hochofen das Roheisen an das Walzwerk und die Gießerei liefert. Die Gießerei übergibt von den Gußwaren einen Teil der Maschinenfabrik und bezieht letztere außerdem Stabeisen und ihren Bedarf an

Gegenwärtig ist ein zweiter Hochofen fertig geworden. Die an die Aktionäre gezahlten Zinsen waren bis jetzt jedoch nur sehr gering.

Der Generaldirektor der „Friedrich-Wilhelms-Hütte“ heißt Eugen⁷ Langen. Er hat ein Gehalt von jährlich 2000 Taler, nebst freier Wohnung und eine Tantieme vom Reingewinn, wenn die Aktionäre mehr als 5 % erhalten, was aber bis jetzt noch nicht der Fall gewesen ist.“

Als Troisdorf 1861 Eisenbahnanschluß bekam, wurde der Bahnhof außerhalb des Ortes südlich vom Wasserturm an der heutigen Poststraße gebaut, und zwar, wie es in einer Denkschrift der Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft heißt, „mit Rücksicht auf das in der Nähe

⁷ Muß „Emil“ heißen.

der Bahn liegende Eisenhütten-Etablissement Friedrich-Wilhelms-Hütte". Trotzdem lag der Bahnhof zu weit vom Werk entfernt, und also baute Langen im Zuge der heutigen Louis-Mannstaedt-Straße eine Schmalspurbahn mit einer Umladestation im heutigen Gleisdreieck. „Von dort aus wurden Kohle und Erz mittels Loren, die anfangs von Pferden, später aber von einer kleinen Lokomotive gezogen wurden, zum Hochofen geschafft. Diese Pferdebahn“, oder auch „et Schlackebähnche“ geheißen, blieb bis 1871 in Betrieb, als vorwiegend französische Kriegsgefangene das letzte Teilstück der Rheinstrecke Oberkassel–Troisdorf ausbauten und die „Hütte“ endlich ihren eigenen Bahnhof bekam.

Welche Umstellungsschwierigkeiten die „gute alte Zeit“ mit der mächtig aufkommenden Technik hatte, möge eine Zeitungsnotiz vom 5. August 1863 erhellen: „Gestern mittag ereignete sich auf der Pferdebahn bei Troisdorf das Unglück, daß ein junger verheirateter Mann aus Menden, Arbeiter auf der Friedrich-Wilhelms-Hütte, überfahren wurde. Derselbe hatte sich, um ein Mittagsschläfchen zu halten, in der Nähe dieser Bahn niedergelassen und unvorsichtigerweise einen Fuß über die Schienen gelegt, als ein Waggon über denselben hinwegfuhr und ihn aus seinem Schlummer aufschreckte.“ Weiß Gott! Mit den Techniken kam auch erstmals etwas Abwechslung in die berufliche Schichtung der Bevölkerung. Hatte es bislang hier nur Bauern, Ackerer, Tagelöhner und wenige Handwerker gegeben, so gab es nunmehr Berufsbezeichnungen wie „Betriebsleiter, Puddelmeister, Maschinenmeister, Modellschreinermeister, Walzmeister, Schmelzer, Dreher“. Im Jahre 1852 beschäftigte das Werk nur 16 Arbeiter aus Troisdorf, offenbar weil es hier noch keine Möglichkeit zur Weiterbildung zum Facharbeiter oder gar Techniker gab. Die meisten Troisdorfer lebten noch von der Landwirtschaft. Es gab hier 51 Ackerer, 29 Handwerker und nicht weniger als 79 – wohl oft arbeitslose – Tagelöhner.

Seit spätestens 1863 konnte Direktor Langen einen Teil seiner Arbeit an seinen „Technischen Direktor“, den 1819 geborenen Carl Wilhelm Kutscher, abgeben. Dieser wird wohl 1868, als Emil Langen von seinem Lebenswerk, der Friedrich-Wilhelms-Hütte schied, die verantwortliche Leitung des Werkes übernommen haben. Denn in diesem Jahr gründete Langen die „Eisenwerke Salzgitter A.G.“, und dort ist er schon zwei Jahre später, nur 46 Jahre alt, am Hochofen tödlich verunglückt.

Sein Bruder Eugen verkaufte Anfang der siebziger Jahre den Langenschen Aktienanteil an der Hütte, und nun kamen die Großindustriellen Louis Mannstaedt und Peter Klöckner, nach denen das Werk heute benannt ist, hierhin. Und nun begann hier nach der – zweimal gescheiterten – Aufbauarbeit von Windgassen und Peters und nach der hoffnungsvollen, aber immer noch mehr mittelständischen Fortentwicklung der Langens der eigentliche Aufschwung des Werkes als moderner Großbetrieb, und zwar parallel zu der zweiten großen Fabrik des heutigen Stadtgebietes, den „Rheinisch-Westfälischen Sprengstoffwerken“, der heutigen Dyna-

mit Nobel. Es waren die „Gründerjahre“ nach dem siegreichen Krieg über Frankreich 1870/71, mit denen die „gute alte Zeit“, in der unsere Vorfahren zu mehr als neunzig Prozent von der Landwirtschaft gelebt hatten, endgültig zu Ende ging.

Das „Dorf“ Friedrich-Wilhelms-Hütte

Wenn wir hier „Dorf“ in Gänsefüßchen setzen, dann mit einigem Recht, denn der Ort ist weder in aller Form als Dorf begründet worden, noch hat er je eine offizielle Namengebung erfahren.

Johann Wilhelm Windgassen, der zwar die Eisenhütte hierhin gebracht hat, aber auch daran gescheitert ist, hatte für die zu erwartende Arbeitersiedlung um seine Fabrik herum den Namen „Neuwindgassen“ vorgesehen, eine Bezeichnung, die zuletzt 1843, als der Kölner Kaufmann Langen den Komplex kaufte, in einem Brief seiner Frau auftaucht. Aber auf Windgassen nahm man jetzt keine Rücksicht mehr, zumal ja zu dieser Zeit noch keine Wohnhäuser vorhanden waren. Bald hieß das aufstrebende Werk (im Volksmund bis in unser Jahrhundert hinein immer nur „Schmelz“) offiziell „Siegrheinischer Bergwerks-Verein“, und, ohne daß es jemand merkte, ging der von Windgassen mit Blick auf das hochwürdige Königshaus in Berlin mit Bedacht gewählte Name „Friedrich-Wilhelms-Hütte“ nunmehr auf die sich ständig erweiternde Siedlung um die Fabrik herum über. Der Name war von Windgassen aus als ein Kompliment an König Friedrich Wilhelm III. von Preußen (1797–1840) gedacht, der ja pro forma seinem Ankauf der Sieglarer Domänenmühlen von 1824 zustimmen mußte. Da auch dessen Nachfolger auf dem Preußenthron Friedrich Wilhelm (IV., 1840–1861) hieß, wagte wohl niemand, einen anderen Namen für den Ort vorzuschlagen, aber vielleicht hat auch niemand gemerkt, daß mit der „Hütte“ ursprünglich nur die „Schmelz“ und nicht der neue Ort gemeint war. Für 1852 ist die Bezeichnung „Langen'sche Hütte“ oder auch einfach wieder „die Schmelze“ belegt und noch 1890 tat man sich schwer, die „Hütte“ als Ortschaft anzusehen, obwohl damals sicher an die 500 Leute hier gewohnt haben müssen. Pfarrer Maassen spricht verwirrend von der „Station Friedrichshütte“ und dem „Hüttenwerk, Friedrichshütte“ und auch diese Bezeichnung läßt weitere Rückschlüsse auf die Unsicherheit der Namengebung für diesen Ort zu. Als Maassen wohl 1888 diese Bezeichnung hörte oder prägte, regierte nämlich der hochgeachtete, aber schon nach 99 Tagen an Halskrebs sterbende Kaiser Friedrich III., so daß sich der Name der Hütte jetzt – ohne den Wilhelm – schon nach dem dritten Hohenzollern ausrichtete, freilich nur für kurze Zeit, oder auch nur bei dem hier ausnahmsweise schlecht informierten Pfarrer Maassen. Aber daß man noch in unseren Tagen mit dem Namen der Hütte in Verlegenheit geraten kann, möge man in Rolf Müllers schönem Buch über die Geschichte der Troisdorfer Pfarreien nachschlagen. Sieht man dort im Register Seite 282 unter dem Stichwort „Friedrich-Wilhelms-Hütte“

nach, findet man ungerührt den Verweis „siehe Klöckner-Mannstaedt“!

Gut hundert Jahre zuvor war der von Windgassen als Kompliment gegenüber dem regierenden preußischen König für ein noch nicht existierendes Werk gewählte Name unmerklich auf das sich bald darum herum entwickelnde Werk übergegangen.

Übrigens wohnte man im 19. Jahrhundert „en Kreesderp“ (= in Kriegsdorf), „em Spich“ (= im Spich), „ze Lohr“ (= zu Sieglar) und „op de Hütt“ (= auf der Hütte).

Mag auch die Ortschaft Friedrich-Wilhelms-Hütte in der Gemeinde Obermenden als Ansiedlung im Schatten der Eisenschmelze mehr zufällig entstanden sein, und zwar erst ab dem Jahre 1843, so bedeutet dies doch nicht, daß sich hier nicht reges kommunales Leben entfaltet hätte, das in vielem „fortschrittlicher“ und von einer politisch wachsameren Bevölkerung getragen war als in den „alten“ Gemeinden der heutigen Stadt Troisdorf. Wahrscheinlich ist der Prozentsatz der politisch aktiven Bürger im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung nirgendwo größer gewesen als auf der Hütte, die doch bis in unsere Zeit hinein allenthalben etwas über die Schulter angesehen wurde.

1865 hatte die Hütte 243 Einwohner und 1870 gab es bereits 38 von Seiten des Werkes erbaute Wohnungen und auch die kommunalen und sozialen Leistungen (freilich kräftig vom Werk gefördert) konnten mit den Nachbardörfern Schritt halten. 1852 wurde hier eine Unterstützungskasse für die Werksarbeiter eingerichtet, die bereits 1855 in einer „Arbeiterkrankenkasse“ (1876 mit 691 Mitgliedern) aufging, während im übrigen Stadtgebiet erst ab 1885 Allgemeine Ortskrankenkassen entstanden.

1865 gründete Langen auf der Hütte einen Wochenmarkt: „Schon lange hat sich den hiesigen Einwohnern der Mangel fühlbar gemacht, daß sie keine Gelegenheit haben, die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse in unmittelbarer Nähe einkaufen zu können. Zunächst hat dies in der Bildung eines Konsumvereins Ausdruck gefunden, dessen Tätigkeit sich jedoch auf gewisse Artikel nicht auszudehnen vermag: Eier, Butter, Käse, Geflügel, Gemüse pp. Den Stadtbewohnern werden diese Dinge regelmäßig durch Tages- oder Wochenmärkte zugeführt. Die hiesigen Einwohner befinden sich aber mit den Städtern in gleicher Lage, da sie fast ausschließlich weder Grundbesitzer noch Ackerbauer sind, vielmehr die meisten ihre Speisewaren gegen bares Geld kaufen müssen. Diese in den umliegenden Dörfern aufzusuchen ist nicht nur mit Zeitverlust und Kosten verbunden, sondern führt meist nicht zum Ziel, so daß die Produkte von den Märkten in Köln oder Bonn geholt werden müssen. Deshalb wird dringend die Einrichtung eines Marktes gewünscht.“

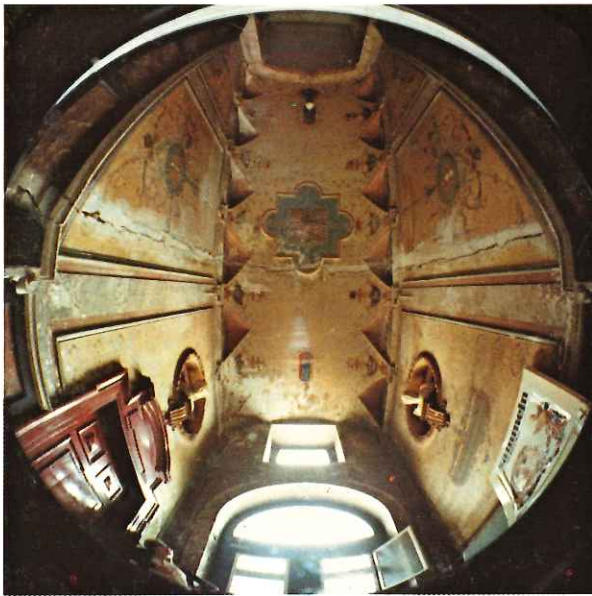
Nur der Siegburger Bürgermeister, der um seinen eigenen Markt fürchtete, war dagegen. Ab 1866 gab es also dienstags und samstags morgens einen Markt. „Zeichen des Beginns: Aushängen einer Fahne am Tor.

Schluß: Einziehen der Fahne“. Johann Büchel, Georg Pilger und Gottfried Keller wirkten als aufsichtführende „Platzmeister“. Ein Standgeld für die Händler wurde nicht erhoben.

Ab 1875 gab es auf der Hütte eine Postagentur, die jährlich immerhin 45 000 Postsendungen zu bearbeiten hatte, „während in Sieglar und Troisdorf noch nicht ein Zehntel dieser Briefe eingingen“. Seit 1861 gab es hier eine evangelische Privatschule – wieder auf Betreiben und Kosten des Werkes errichtet – und seit 1901 auch eine katholische Schule. Schon am 1. Februar 1862 fand sich die „Gesellschaft Eintracht“ zusammen mit dem „Zweck unter den Mitgliedern einen freundschaftlichen, geselligen Verkehr zu vermitteln. Ein Vergnügungsausschuß wurde gebildet, und innerhalb des Vereins waren Zweigvereine vorgesehen zum Gesang, Turnen pp.“ Am 25. Oktober 1882 begründete sich dann auch ein eigener Männergesangsverein, ebenfalls unter dem Namen „Eintracht“, mit dem Präsidenten Meyer, dem Kassierer Müller und dem Dirigenten Klees. 1898 erhielt die Hütte sogar, obwohl nur anderthalb Kilometer von Troisdorf entfernt – und fast zwei Jahrzehnte vor Menden – einen „Bahnhof II. Klasse“. Nun haben freilich schon viel früher Züge auf der Hütte gehalten, die dann auch nur „Station“ gewesen sein mag, denn bereits 1890 und vorher stieg der würdige Pastor (und Historiker) Maassen hier aus, wenn er sich über die Gesichte Mendens – und der „Hütte“ – an Ort und Stelle informieren wollte. Die Hütte wurde durch diesen Haltepunkt der Reichsbahn gegenüber der Gemeinde, Pfarrei und Bürgermeisterei Menden erheblich aufgewertet. Lustig ist z. B., was Pfarrer Maassen zu Papier brachte über den Weg, den man von der Außenwelt einzuschlagen hatte, um überhaupt nach Menden zu kommen: „Um vom Rhein aus nach Menden zu gelangen, fährt man von Beuel per Eisenbahn bis Friedrichshütte, geht von dort rückwärts über die lange stehende Siegbücke der Bahnlinie nach. Dann links ab über einen Damm. So erreicht man von der Station den Pfarrort in etwa 12 bis 15 Minuten.“

Die „Hütte“: Prüfstein für Katholiken und Protestanten

Ging es wirtschaftlich und kommunalpolitisch aufwärts, so gab es doch bald Ärger auf einem anderen Gebiet. Mit der Technik war nämlich noch etwas Neues – erstmals seit der Reformation – wieder in unsere Gegend gekommen, nämlich Menschen evangelischen Glaubens. In der Gemeinde Sieglar-Oberlar gab es bis dahin nicht einen einzigen „Protestanten“ und in der Gemeinde Spich (den Telegraphisten Skorsky) und Troisdorf (den Rentmeister Mitsdörffer auf Burg Wissem) nur je einen. Ein großer Teil der Facharbeiter auf der Hütte kam aus der vorwiegend evangelischen Gemeinde Wahlscheid, und zwar waren es 1843 sechzehn Leute, die mit Johann Jakob Langen, der selbst evangelischen Glaubens war, hierhin zogen. Bei Trippen werden einige namentlich aufgeführt: „Der erste Puddelmeister



der Hütte, Kaspar Menzler, der für seine Werkleute auch ein Kaufwarengeschäft einrichtete, Prokurist Gustorff, später Direktor der von der Hütte geschaffenen Bröhlalbahn, und Betriebsleiter Kutscher aus Braunschweig. Weiter folgten 1856 Modellschreinermeister Marquardt und Modellschreiner Grosse, beide aus Karlsruhe. 1860 Maschinenmeister Spengler, 1862 Schmiedemeister Neumann, beide aus Braunschweig. Und dann Werkmeister Rick, Wiegemeister Löhe, Bürobeamter Unterberg, die Walzmeister Jüngst und Kurz, die Drehermeister Biederbeck und Minder, die Puddler Kraus, Stauf, Ottlinghaus usw.“ 1858 wohnten 64 und drei Jahre später immerhin 147 Protestanten hier.

Wollten sie zur Kirche gehen, so mußten sie den gut ein-stündigen Fußweg zur ehemaligen Abteikirche auf dem Siegburger Michelsberg (wo damals eine Anstalt für Geisteskranke untergebracht war) in Kauf nehmen. Aber 1864 richtete Langen in der sogenannten „Kaserne“ seines Werkes einen Betsaal ein, in dem man bis 1877 jeden zweiten Sonntagvormittag Gottesdienst abhielt und den auch die katholischen Arbeiter vor ihren Sonntagsschichten benutzen durften.

Und es gab natürlich auch evangelische Kinder, die eine Schule brauchten. Auch bei diesem Problem wurde der stets rührige – und religiöse – Langen aktiv. 1861 gründete er mit staatlicher Genehmigung – ebenfalls in einem Raum seiner „Kaserne“ – eine „Privat-Elementarschule“, die von seinem Hauslehrer, dem Predigtamtskandidaten Eduard Vollmer aus dem westfälischen Herbede geleitet wurde. Es wurde, wie überall, ein kleines Schulgeld erhoben, aber den größten Teil der Kosten übernahm das Werk. Vollmer nahm mit zunächst 33 evangelischen, aber auch einem Dutzend katholischen Kindern, die den langen Schulweg nach Menden oder Troisdorf scheuten, den Unterricht auf. Aber dieses frühe Beispiel einer Gemeinschaftsschule wurde bald zum Problem.

1864 beantragte Langen die Anerkennung seiner bisherigen Schule als öffentliche Schule. Schullokal und Lehrerwohnung wollte er gegen eine Jahrespacht von nur einem Taler der Gemeinde Obermenden zur Verfügung stellen und dem jeweiligen Lehrer einen Zuschuß von 130 Talern zu seinem Gehalt zahlen. Immerhin besuchten inzwischen 65 evangelische, aber auch 15 katholische Kinder die Schule. Der Mendener Gemeinderat war auch mit diesen vorteilhaften Bedingungen einverstanden, aber es gab Widerstand aus Köln. „Köln“ (wir wissen leider nicht, ob es der Regierungspräsident oder das Generalvikariat war) versagte die Genehmigung mit der Begründung, „daß Proselytenmacherei bei kleinen Kindern in ungebührlicher Weise betrieben werde, denn wenn in Wahrheit die Schule als solche und insbesondere der Lehrer sich ein Geschäft daraus macht, katholische Kinder zur evangelischen Kirche

herüberzuziehen, können wir das jedenfalls nur in hohem Maße mißbilligen, eventuell sogar ernstlich rügen“.

Man sieht, konfessionelle Spannungen lebten auf (bei Behörden und den maßgeblichen Leuten, nicht im Volk). Die Sache wurde untersucht, verlief aber wie das Hornberger Schießen. Auch katholische Arbeiter schickten ihre Kinder weiter in die evangelische Schule, um ihnen den weiten Schulweg nach Menden, Troisdorf oder Sieglar zu ersparen.

Am 14. März 1865 protestierte die Bürgermeistereivertretung auf einer Sitzung in Meindorf, zu der nur 11 von 21 Mitgliedern erschienen waren, gegen die Umwandlung der Schule, „da eine Königliche Regierung zu Köln die Bedingungen, unter denen wir die Umwandlung bewilligt hätten, nicht angenommen hat. Da auch eine öffentliche Elementarschule auf dem an der äußersten Gemeindegrenze gelegenen Werk gar nicht notwendig ist, so wollen wir von einer solchen Schule durchaus nichts wissen.“ Der Rat betonte noch, daß sein Protest „ohne irgendwelche Abneigung gegen die Friedrich-Wilhelms-Hütte“ gefaßt sei (also doch?) und drohte, er werde später für eine Schule auf der Hütte „keine Kredite bewilligen“. Es gab also Einsprüche nach Köln, zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz in Koblenz und schließlich sogar nach Berlin, aber am 10. März 1866 wandelte der Innenminister von Preußen die bisher private in eine öffentliche Schule um, „da diese Maßregel bei der Überfüllung der nächstgelegenen Schulen zu Menden und Troisdorf und bei der überwiegenden Zahl evangelischer Kinder als notwendig anzuerkennen ist“.

In Zukunft kamen auch die evangelischen Kinder aus Menden und vom Aggerdeich und auch aus Troisdorf zur Schule auf der Hütte. Oberlar und Sieglar gehörten eigentlich auch zu diesem Schulbezirk, aber dort gab es damals noch keine Protestanten. Der Schuletat wurde mit 67 Talern jährlich von der Gemeinde Menden bezahlt, Troisdorf schoß 13 Taler bei und den Löwenanteil von knapp 200 Talern brachte das Werk auf. Der für die Hütte zuständige „Lokalschulinspektor“ war der evangelische Pfarrer von Seelscheid, der nun bedauerte, „daß der Lehrer zu Friedrich-Wilhelms-Hütte, welcher als Privatlehrer ein Gehalt von 350 Talern hatte, nun als öffentlicher Lehrer nur 220 Taler haben soll, wovon derselbe kaum standesgemäß leben kann. Möchte demselben als Organist und Kirchenredner (!) eine angemessene Zulage zuteil werden!“

Die evangelische Schule auf der Hütte blieb noch einige Zeit für einige Leute ein Ärgernis. Noch 1890 heißt es bei Pfarrer Maassen, daß die Schule „leider auch von den Kindern der dort wohnenden katholischen Arbeiter besucht wird“. Bis 1901 war die Hütte aber so gewachsen, daß nunmehr auch eine katholische Volksschule eingerichtet werden konnte.

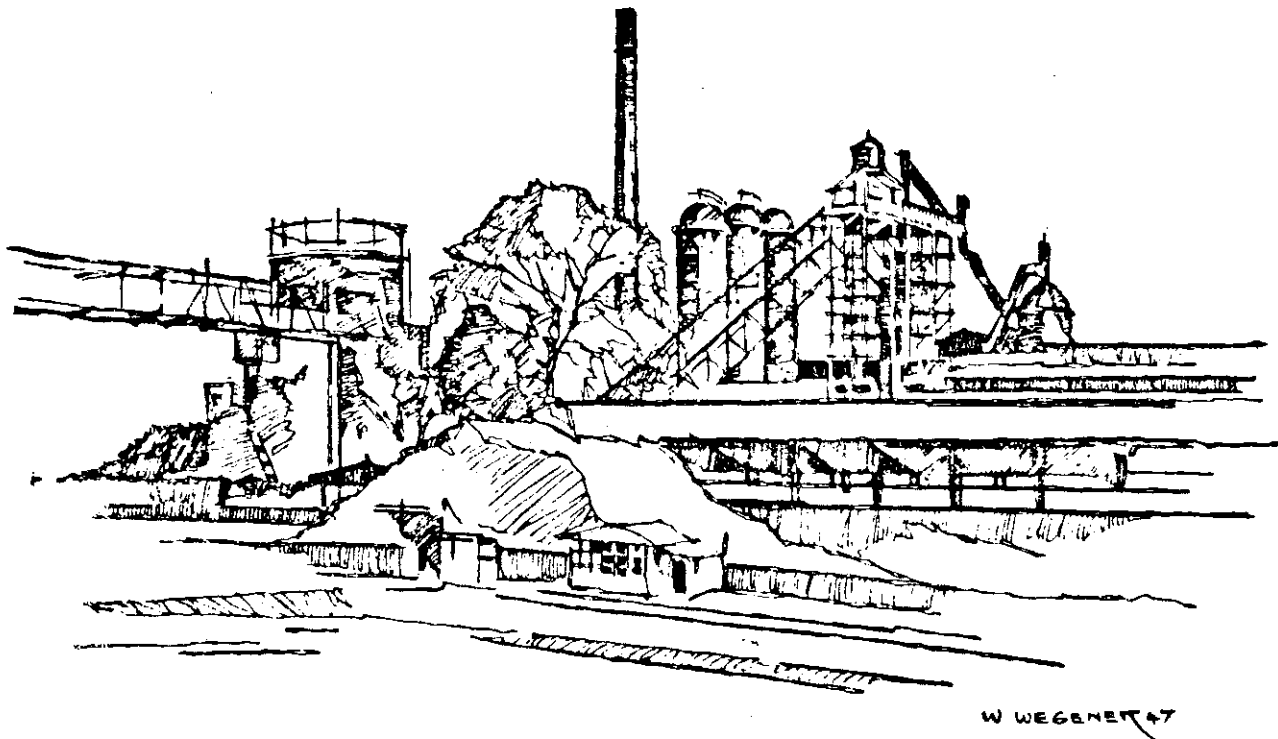
Übrigens hören wir nirgendwo etwas darüber, daß sich evangelische oder katholische Schulkinder oder Fabrikarbeiter untereinander wegen ihres Glaubens gestritten oder auch nur schlechter verstanden hätten.

178–183 *Eindrücke von der Langenschen Villa „der Turm“*
179. Wertvolle Stuck- und Malerarbeit – einzigartig für
Troisdorf – zerfällt. 179 zeigt im Spruchoval an der linken
Treppenflurwand die religiöse Einstellung des Erbauers.

Aber für evangelische Christen war das Leben in den katholischen Dörfern bis in unsere Tage hinein etwas mühsamer, nicht nur was den längeren Schulweg (von Sieglar nach Oberlar) oder Kirchgang (nach Troisdorf) anbelangte. Auch an den für die Dörfer zentralen Kirchenfesten, etwa den Fronleichnams- oder „Patröne“-Prozessionen oder den mit großem Aufwand gefeierten Kinderkommunionen konnten sie nicht den Anteil nehmen, der diesen Festen nach hiesiger Auffassung zukam. Wir haben in Sieglar einmal als Jungen in einer Waschküche für den Peter L., evangelisch und beliebt wie er war, eine Art Kinderkommunion mit trockenem

Hütte den Sommer hindurch bis jetzt die Arbeiten an den Sonn- und Feiertagen in weiterem Umfange und ohne Rücksicht auf mögliche Einstellung derselben betrieben werden, und sogar die Arbeiter mit sofortiger Entlassung bedroht werden, wenn sie aus Achtung vor dem kirchlichen Gebot den Sonntag heilig halten wollen ...

Dazu schreibt die Direktion der Hütte: „... Was die Sonntagsarbeit überhaupt betrifft, so scheinen uns unbekannte Ankläger wohl nur aus Übelwollen dergleichen Anklagen gegen uns erhoben zu haben, indem



Kuchen, miesem Kaffee und kleinen Geschenken organisiert (ohne Wissen aller beteiligten Eltern, versteht sich), einfach damit Peter auch einmal Mittelpunkt eines strahlenden Festes wurde. Katholisch ist er aber dabei nicht geworden.

1868 gab es Reibungen wegen der Sonntagsarbeit katholischer Arbeiter auf der Hütte, die angeblich keine Gelegenheit hatten, sonntags zur Messe zu gehen. Offenbar hatte Langen auch hier vorgesorgt, aber 1868 war ja das Jahr, in dem er die Hütte verließ. Die Pastöre Peter Josef Dohm aus Menden, Wilhelm Joergens aus Spich und der Sieglarer Pfarrverwalter Fuss (nicht aber Pastor Caspar Meller aus Troisdorf!) beklagten sich beim Bürgermeister von Menden (und wohl auch beim Kölner Generalvikariat), „daß unter der Leitung des früheren Generaldirektors Langen auf der Friedrich-Wilhelms-Hütte es den Arbeitern möglich gewesen sei, dem Sonntagsgottesdienste beizuwohnen, doch sei dies bei dem jetzigen Generaldirektor anders. Um so mehr muß uns die notorische Tatsache befremden und betrüben, daß unter der gegenwärtigen Direktion der

184 Friedrich-Wilhelms-Hütte unmittelbar nach dem 2. Weltkrieg. Handzeichnung W. Wegener

sich solche Arbeiten streng auf das beschränken, was zur Erhaltung und Hebung unseres Etablissements unerlässlich ist ... Geleitet von dem Wunsche, unsern Arbeitern die Ausübung ihrer religiösen Pflichten zu erleichtern und denselben dabei behilflich zu sein, haben wir, ehe wir noch an die vorliegende Verhandlung denken konnten, uns an die Hohe geistliche Behörde in Köln mit der Bitte gewandt, zu verfügen, daß eine heilige Messe an den Sonn- und Feiertagen auf der hiesigen Hütte für unsere Arbeiter gestiftet werde“.

Das Kölner Generalvikariat beauftragte dann auch bald den Troisdorfer Vikar Joseph Plenkens, sonntags auf der Hütte – in einem vom Werk zur Verfügung gestellten Raum – eine heilige Messe zu zelebrieren, „nachdem die Direktion demselben eine Summe von zwei Talern für jeden Sonn- und Feiertag zugesichert hat“. Später übernahmen die Vikare der an sich zuständigen Pfarrkirche von Menden den Sonntagsgottesdienst, ja die-

ser bildete sogar „bis zur Erledigung der Stelle im Jahre 1887 den größten Teil ihres Gehaltes (etwa 600 Mark)“. Ohnehin war dieser Gottesdienst, der sonntags und feiertags bereits um 5 Uhr morgens komplett mit „kurzer Predigt“ gehalten wurde, bereits im Oktober 1884 „wegen schlechter Beteiligung“ eingestellt.

Der stets aktive Direktor Langen sorgte sich aber nicht nur um die Lebenden, sondern auch noch um die Toten „seiner Hütte“. Damals ging es nicht einmal an, daß Katholiken und Protestanten im Tod friedlich auf dem gleichen Kirchhof nebeneinander ruhten. Also kaufte Langen 1867 dem Mendener Küster Peter Hinterhäuser einen Morgen Land zur Vergrößerung des Mendener Friedhofs ab und schenkte ihn der Gemeinde Menden. „Nach des Schenkgebers Bestimmung wurden zwei konfessionell getrennte Begräbnisstätten für Katholiken und Protestanten (zu letzteren gehörte auch Herr Langen) abgeteilt und zum Ankauf von Gräbern besondere Stellen reserviert. Die dafür gezahlten Gelder fließen der Privatkasse der Witwe Langen zu.“ Als Pastor Maassen dies 1890 schrieb, war Emil Langen bereits zwanzig Jahre tot. Seine Witwe lebte damals in Bonn, wo sie 1894 starb.

Auch in unserer Zeit war das Verhältnis der Werksleitung zur katholischen Nachbapfarrei Troisdorf stets gut. Man nahm hier vor dem letzten Krieg die aus Altenrath geflüchteten Gemeindeglieder und die Kirchenglocken in Obhut, stellte das Werkskasino gern für Feierlichkeiten und Empfänge der Kirche zur Verfügung und goß etwa die neuen Altarleuchter für die neue Kirche St. Maria Königin.

Ausklang

Wir beenden unseren Überblick über die ersten fünfzig Jahre der „Hütte“ ziemlich abrupt mit zwei zeitlich und inhaltlich zusammenhanglosen Bemerkungen, die nichtsdestoweniger ein bezeichnendes Schlaglicht auf diesen jüngsten Troisdorfer Ortsteil werfen, dem seit seiner ersten Stunde vieles von dem Selbstbewußtsein, dem Selbstverständnis und der Geschichte und Tradition seiner teils uralten Nachbardörfer fehlte, der aber andererseits mit der technischen Bildung seiner Einwohner, mit deren evangelischer Tatkraft und mit seiner Unbekümmtheit, moderne Probleme anzupacken und zu meistern, neue Wege aufzeigte. Höchst modern muten die Vorschläge und wohl auch Forderungen an, die im Jahre 1905 von Seiten der Arbeiterschaft der Hütte der Direktion des Werkes vorgelegt wurden (und von denen wir leider nicht wissen, was daraus geworden ist): Herstellung eines Speisesaales, einer Waschgelegenheit und einer Bademöglichkeit, und verbesserte Aborte mit nächtlicher Beleuchtung, Abschaffung der Schadensersatzstrafen und stattdessen „Verhängung von notwendigen Geldstrafen“. Die Arbeiterschaft wollte die einkommenden Strafgeelder mitverwalten und sie insbesondere bedürftigen Familien zukommen lassen. Ferner wünschte man einen „Arbeiterausschuß“ – ein frühes Beispiel von Mitbestimmung – der sich „um die Regelung sämtlicher Löhne“ und allgemein „um bessere Behandlung“ kümmern sollte. Als die Hochofen-

arbeiter gleichzeitig eine Erhöhung ihres Tagelohnes von 2,50 Mark auf drei Mark und die Akkordarbeiter eine zehnpromtente Lohnerhöhung verlangten, muß die Werksleitung wohl alle Forderungen abgelehnt haben mit der Folge, daß am 10. Juni 1905 alle Hochofenarbeiter „eine einstimmig unterschriebene Kündigung einreichten“.

Hier noch eine nicht uninteressante Angabe aus unseren Tagen: Im Jahre 1963 stammten von den neun Bürgermeistervertretern der Gemeinde Menden fünf (also unverhältnismäßig viele) von der Hütte, darunter der Gemeindebürgermeister, der stellvertretende Amtsbürgermeister und ein Kreistagsabgeordneter. Aber – für die Hütte bezeichnend – diese Lokalpolitiker waren alle nicht hier geboren, sondern stammten aus Lohmar, Ägidienberg, Köln-Rath, Düsseldorf und Soest.

Literaturverzeichnis mit Stellenverweisen

Wilhelm Schratzenholz: Der Drachenfels und seine riesigen Nachbarn. Das idyllische Siegtal (mit einem Stahlstich der Langen'schen Hütte von P. Schumacher in Bonn), Bonn 1853.

Johann Jakob Langen (1794–1869) und seine Sippe, hrsg. v. Langen'schen Familienverband e. V. (ohne Ort und Jahr, zitiert bei Rolf Müller, „Ein Dokument...“).

G. H. C. Maaßen: Geschichte der Pfarreien des Dekanates Königswinter, Köln 1890, S. 433, 443, 445, 447.

Aus den Heimatblättern des Siegkreises:

Zinzius, Wilhelm Schratzenholz, H. 27/28, 1932, S. 25–45.

Canzen, H. 1933.

Wilhelm Repgen: Die Eisenschmelze Neuwindgassen bei Menden, H. 62/1951, S. 14–17.

Peter Paul Trippen: Heimatgeschichte von Troisdorf, Köln 1940, S. 144–149.

Troisdorf im Spiegel der Zeit, hrsg. v. Wilhelm Hamacher, Siegburg 1950, insbesondere die Kapitel von Rolf Müller, S. 107–128.

Rolf Müller: Die Anfänge der heutigen Mannstaedt-Werke AG in „Denkschrift zur Stadterhebung der Gemeinde Troisdorf“, die parallel erschienen ist als Heft 6, 1952, HbLS.

ders.: Ein Dokument aus der Anfangszeit der Friedrich-Wilhelms-Hütte, in „Rund um den Michelsberg“, Beilage der Siegkreis-Rundschau, November 1954, Nr. 11, S. 44.

ders.: Geschichte der Troisdorfer Pfarreien, Siegburg 1969, S. 63 f., 175, 225 f., 282, 283 u. v. a.

Engelbert Scheiffarth: Das Amt Menden, Siegburg 1964, S. 387–393 u. v. a. Alle 82 (!) Nennungen des Stichwortes „Friedrich-Wilhelms-Hütte“ im Register wurden verwertet. Dazu auch die Stichwörter „Kutscher, Langen, Peters und Windgassen“. Im gleichen Buch der Aufsatz von Wilhelm Repgen: Die Klöckner-Werke A.-G. Troisdorf, S. 482–494.

ders.: Frühe Eisensteinfelder an der Sieg, in „Rund um den Michelsberg“ (s. o.), 11. Jgg. 3/1957, S. 9/10.

Albert Schulte: Kirchen und Schulen.

ders.: Der Mühlengraben zwischen Friedrich-Wilhelms-Hütte und Bergheim, in: TJH IV/1974, S. 116 ff.

ders.: Die Sieglarer Mühle, Keimzelle der Klöckner-Mannstaedt-Werke, in: TJH V/1975, S. 7 ff.

